Novellenschatz des Auslandes.

X.

Novellenschatz

des

Auslandes

herausgegeben

von

Paul Heyse

und

Hermann Kurz.

Zehnter Band.

Lindenerische LEHRBIBLIOTHEK Schöpping

München.
Rudolph Oldenbourg.

Druck von C. R. Schurich in München.

Inhalt
des zehnten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Synnöve Solbakken

von

Björnstjerne Björnson

(geb. 1832.)

Aus dem Norwegischen

von

L. Passarge.

Erstes Kapitel.

In einer großen Thalweitung giebt es wohl die eine und andere hoch und frei gelegene Stelle, auf welche die Sonne vom Auf- bis zum Niedergange ihre Strahlen sendet. Die Leute, welche nun tiefer oder unter den Felswänden wohnen und seltener die Sonne zu sehen bekommen, nennen einen solchen Platz einen Sonnenhügel (Solbakken). Denselben Namen trug der einsam gelegene Hof, auf welchem diese Erzählung theilweise spielt. Hier fiel der Schnee im Herbste am spätesten, hier schmolz er im Frühlinge am frühesten.

Die Bewohner dieses Hofes waren Haugianer, sogenannte „Leser“, denn sie hielten es vor allen andern Leuten mit dem Lesen der Bibel. Der Mann hieß Guttorm, die Frau Karen; sie hatten einen Knaben, der indessen bald starb. In drei Jahren kamen sie dann nicht in die Taufkapelle der Kirche. Hierauf wurde ihnen ein Mädchen geboren, das sie nach dem verstorbenen Knaben, der Syvert geheißen hatte, Synnöv taufen ließen. Einen bessern Namen hatten sie wenigstens nicht gefunden. Aber die Mutter nannte sie immer Synnöve, weil sie die Ge-

wohnheit hatte, hinter dem Namen des Kindes ein „mein" folgen zu lassen, und es ihr leichter fiel „Synnöve mein" als „Synnöv mein" zu sagen. Das hatte denn die Folge, daß, als das Mädchen größer wurde, die Leute alle sie Synnöve nannten, gerade wie die Mutter. Auch pflegten sie zu bemerken, daß seit Menschengedenken ein so schönes Kind, wie Synnöve Solbakken, auf dem Sonnenhügelhofe nicht aufgewachsen sei.

Schon als ganz kleines Kind nahmen die Eltern sie jeden Sonntag in die Kirche mit, obwohl Synnöve herzlich wenig von dem Allen, was sie erblickte, verstand, und sich nichts Anderes vorstellte, als daß der Pfarrer auf den Slave-Bent schelte, welcher gerade unter der Kanzel saß. Der Vater wünschte aber, daß das Kind mit ihnen käme, — um sich daran zu gewöhnen, wie er meinte, und die Mutter wünschte dasselbe, „da man nicht wisse, wie es mittlerweile zu Hause gewartet werde."

Ereignete es sich, daß auf dem Hofe ein Lamm, ein Zicklein, oder ein kleines Ferkel nicht recht gedeihen wollte, oder daß einem Stück Vieh etwas Schlimmes zustieß, so erhielt Synnöve es immer zum Geschenk, und die Mutter glaubte zu bemerken, daß das Thier von dem Augenblicke an sich zu erholen anfing. Der Vater war nicht so ganz überzeugt, daß es daher käme, aber es lief auf dasselbe hinaus, wenn nur das Thier gedieh, gleichviel wem es speciell zugehörte.

Auf der andern Seite des Thales, und zwar dicht unter dem hohen Felsgebirg, lag ein anderer Hof, ge-

nannt Granliden, mitten in einem großen Tannengehege, dem einzigen weit und breit. Ein Vorfahr des Eigenthümers war mit den Leuten mitgewesen, welche in Holstein cantonnirt und der Ankunft der Russen entgegen gesehen hatten. Als er nach Hause zurückkehrte, brachte er im Tornister mancherlei fremde und seltsame Samenkörner mit, die er rings um seine Gebäude pflanzte. Zwar waren im Laufe der Zeiten viele Pflanzen wieder ausgegangen, aber einige Tannenzapfen, welche seltsam genug sich mit eingeschlichen, hatten einen dichten Wald gebildet und beschatteten nun den Hof von allen Seiten.

Dieser Holsteinfahrer hatte nach seinem Großvater Thorbjörn geheißen, sein ältester Sohn führte dagegen den Namen Sämund, wiederum nach seinem Großvater, und so hießen denn die Eigenthümer dieses Hofes, so lange man denken konnte, abwechselnd immer Thorbjörn und Sämund. Nur ging die Sage, daß in Granliden bloß jeder zweite Mann Glück habe, und zwar nicht derjenige, welcher auf den Namen Thorbjörn getauft war. Als nun der gegenwärtige Eigenthümer Sämund den ersten Sohn bekam, ging ihm die Sache sehr im Kopfe herum; er wagte aber doch nicht der althergebrachten Sitte und Familientradition zuwider zu handeln und nannte ihn ruhig Thorbjörn. Nur sann er viel darüber nach, ob er nicht den Jungen so erziehen könne, daß derselbe dem bedenklichen Steine, den weniger das Schicksal als der Aberglaube der Leute ihm in den Weg gelegt hatte, ungefährdet vorbei kommen könne. Er glaubte

allerdings bei dem Burschen schon frühe eine gewisse Rauflust zu entdecken. Das muß ausgerottet werden, äußerte er zur Mutter. Als Thorbjörn daher kaum drei Jahre alt geworden war, setzte sich der Vater zuweilen mit einer Gerte in der Hand hin und nöthigte ihn, bald alle Holzscheite wieder an ihren Platz zu tragen, bald ein Gefäß, das er umgeworfen hatte, aufzurichten, bald die Katze zu streicheln, wenn er sie in den Schwanz gekniffen hatte. Die Mutter ging freilich lieber hinaus, wenn eine solche Stimmung über den Vater kam.

Sämund wunderte sich, daß an dem Knaben, je größer er wurde, um so mehr zu erziehen blieb, und Alles das, obwohl er ihn immer strenger behandelte. Er hielt ihn frühzeitig zum Lesen an und nahm ihn mit auf das Feld, damit er unter seiner Aufsicht bliebe. Die Mutter hatte für das große Hauswesen und die jüngeren Geschwister zu sorgen, so blieb ihr nichts übrig, als den Sohn an jedem Morgen zu ermahnen und zu liebkosen, ihn anzukleiden und den Vater zu begütigen. Aber Thorbjörn dachte, wenn er Schläge bekam, weil a b ab lautete und nicht ba, oder wenn ihm verboten wurde, seiner kleinen Schwester Ingrid Prügel zu geben, während er solche doch von seinem Vater erhielt: — Es ist doch sonderbar, daß ich es allein so schlimm haben soll, während alle meine jüngeren Geschwister es so gut haben.

Da er meistens bei dem Vater war, mit dem er nicht viel reden durfte, so wurde er wortkarg und still, wenn auch nicht gerade faul im Denken. Einmal, da

sie das feuchte Heu einbrachten, entschlüpfte ihm doch die Frage, wie es komme, daß sie drüben auf Solbakken alles Heu längst trocken eingebracht hätten, während es hier noch naß sei.

Weil Die dort mehr Sonne haben, als wir.

Damals zum ersten Male fiel es ihm auf das Herz, daß er von dem Sonnenschein, über welchen er sich so oft gefreut, ausgeschlossen sei. Seitdem blickte er auch öfter nach Solbakken hinüber.

Was sitzest du da und gaffst, fuhr sein Vater ihn an und gab ihm einen Knuff; hier heißt's schaffen, früh und spät, wollen wir was im Hause haben.

Als Thorbjörn sieben oder acht Jahre alt war, miethete Sämund einen neuen Knecht. Er hieß Aslak und war schon weit herumgekommen, obwohl noch Kleinknecht. An dem Abend, an welchem er in den Dienst trat, war Thorbjörn schon schlafen gegangen; aber am folgenden Morgen, da er gerade beim Lernen saß, wurde die Thüre mit einem solchen Krach aufgestoßen, wie der Knabe es noch niemals zuvor gehört. Aslak stürmte herein mit einem großen Armvoll Holz und warf die Scheite mit solcher Kraft zu Boden, daß sie nur so nach allen Seiten flogen. Er selber sprang mehrmals in die Höhe, um den Schnee von seinen Füßen zu trampeln, und rief jedes Mal laut:

Das ist kalt, sagte die Trollbraut, als sie bis an die Brust im Eise steckte!

Der Vater war gerade draußen, aber die Mutter

fegte den Schnee zusammen und trug ihn schweigend hinaus.

Was glotzest du? schrie Aslak Thorbjörn an.

Ich — nichts — antwortete dieser erschreckt.

Hast du schon den Hahn gesehen, in deinem Buche da?

Ja.

Er hat eine Schaar Hühner um sich, wenn das Buch zu ist — hast du das schon gesehen?

Nein.

So sieh hinein!

Der Knabe that es.

Du bist ein dummer Hans! sagte Aslak zu ihm. Aber von dem Augenblicke hatte Keiner eine solche Gewalt über ihn wie Aslak.

Du verstehst nichts — sagte eines Tages Aslak zu Thorbjörn, der wie gewöhnlich neugierig um ihn herumkroch.

Doch, ich weiß Alles bis zum vierten Stück.

Pah! — du hast noch nicht einmal etwas von dem Toll gehört, der so lange mit dem Mädchen tanzte, bis die Sonne unterging und sie aufplatzte wie ein Kalb, das saure Milch gesoffen!

Nein, soviel Dinge mit einem Male hatte Thorbjörn in seinem ganzen Leben nicht gehört.

Wo geschah das denn? fragte er.

Wo — wo? — nun dort — dort drüben auf Solbakken.

Thorbjörn blickte verdutzt.

Hast du schon gehört von Dem, der sich dem Teufel für ein Paar alte Stiefel verschrieb?

Thorbjörn vergaß vor lauter Verwunderung zu antworten.

Du grübelst wohl nach, wo das geschah — he? — — Das war auch auf Solbakken, gerade dort unten an dem Bach, den du siehst. — — Genade uns Gott, es sieht traurig aus mit deinem Christenthum, — fügte er hinzu.

Du hast wohl auch noch nicht die Glocken läuten hören von der Kari mit dem hölzernen Unterrock?

Nein, er hatte nicht das Mindeste gehört.

Und während Aslak nun weiter arbeitete, erzählte er noch mehr Geschichten, eine schauriger wie die andere, von der Kari, von der Mühle, die auf dem Grunde des Meeres Salz mahle, vom Teufel in Holzschuhen, von dem Troll, dessen Bart in einen Baumstamm geklemmt wurde, von den sieben grünen Jungfrauen, die dem Schützenpeter die Haare aus dem Beine zupften, während er schlief, — und all das hatte sich auf Solbakken ereignet.

Was, in des Himmels Namen, ist dem Jungen passirt? sagte die Mutter am nächsten Tage; vom frühen Morgen schon hockt er dort auf der Bank und starrt nach Solbakken hinüber.

Ja, heute hat er Zeit dazu, sagte der Vater, welcher sich den ganzen lieben Sonntag ausruhte.

Er soll ja mit Synnöve Solbakken versprochen sein —

warf Aslak dazwischen, fügte aber hinzu: Die Leute reden so viel.

Thorbjörn verstand das nicht recht, wurde aber doch über das ganze Gesicht roth. Als Aslak darauf aufmerksam machte, kroch er von der Bank, nahm seinen Katechismus vor und fing zu lesen an.

Recht so, tröste dich nur mit Gottes Wort, sagte Aslak, du bekommst sie ja doch nicht!

Als die Woche so weit verflossen war, daß man, nach seiner Ansicht, Alles vergessen hatte, fragte er die Mutter ganz schüchtern und leise:

Sag mir doch, Mutter, wer ist Synnöve Solbakken?

Das ist ein kleines Mädchen, das einmal den Hof bekommt.

Hat sie auch einen hölzernen Unterrock? Die Mutter sah ihn verwundert an.

Wovon sprichst du?

Er fühlte, daß er etwas Einfältiges gefragt habe, und schwieg.

Es giebt kein hübscheres Kind als Synnöve, und das hat sie vom lieben Gott zum Lohne dafür, daß sie klug und brav ist und fleißig lernt.

Nun wußte er was er wollte.

Eines Tages, als Sämund mit Aslak auf dem Felde gearbeitet hatte, sagte er am Abend zu Thorbjörn:

Du mußt mit dem Kleinknecht nicht so viel zusammen sein.

Aber Thorbjörn achtete nicht eben auf die Mahnung.

Da hieß es bald darauf:

Finde ich dich wieder mit ihm zusammen, dann geht es dir schlecht.

Da schlich denn Thorbjörn ihm nach, wenn der Vater es nicht merkte. Aber Der betraf sie doch, wie sie gerade zusammen saßen und mit einander sprachen. Da bekam Thorbjörn Schläge und mußte hinein. Seitdem paßte Thorbjörn den Aslak ab, wenn der Vater von Hause fort war.

An einem Sonntage, als der Vater in der Kirche war, machte Thorbjörn allerlei dumme Streiche zu Hause. Er und Aslak warfen einander mit Schneebällen.

Genug, bat Thorbjörn, wir wollen Beide nach etwas Anderem werfen. Aslak war sofort bereit, und so warfen sie erst nach den schlanken Tannen an dem Speicher, dann nach der Thüre und zuletzt nach dem Fenster.

Nicht nach den Scheiben, sondern nach dem Rahmen, — sagte Aslak.

Jetzt traf Thorbjörn eine Raute und wurde bleich.

Pah, wer braucht es zu erfahren! Wirf geschickter!

Er that es, aber traf noch eine Raute.

Jetzt habe ich genug.

Indem kam seine älteste Schwester, Ingrid, heraus.

Wirf nach ihr — du!

Thorbjörn war sofort dazu bereit, das Mädchen weinte, und die Mutter erschien.

Wirf — flüsterte Aslak ihm zu.

Thorbjörn, aufgeregt wie er war, warf.

Die Mutter lief auf ihn zu, er voran, sie ihm nach, rings um den Hof. Aslak lachte, und sie drohte. Endlich holte sie ihn in einer Schneewehe ein.

Ich schlage wieder, ich — —

Die Mutter hielt erstaunt inne und starrte ihn an.

Das hast du nicht von dir — sagte sie, nahm ihn schweigend bei der Hand und führte ihn hinein.

Sie sprach kein Wort weiter zu ihm, sondern wandte sich zu den jüngeren Geschwistern und sagte, daß der Vater nun bald aus der Kirche kommen werde.

Da fing es an etwas warm zu werden in der Stube. Aslak bat um die Erlaubniß, einen Besuch bei einem Verwandten zu machen. Um so unheimlicher wurde es Thorbjörn. Er fühlte sich ganz krank, und seine Finger drückten sich in dem Buche, das er in der Hand hielt, ab, so feucht war ihm dieselbe. Wenn die Mutter nur nichts dem Vater sagen wollte! Aber sie darum zu bitten, das brachte er doch nicht über sein Herz. Die Dinge um ihn bekamen ein anderes Aussehen, die Stuben-Uhr sagte in Einem fort: Klopf — Klopf — — Klopf — Klopf!

Es trieb ihn hinauf zu dem Fenster und nach Solbakken zu schauen, das still und sonnig wie immer unter seiner Schneedecke dalag und aus allen Fenstern des Hauses ihn anlachte. Dort war sicher keine einzige Scheibe entzwei. Aus dem Schornsteine stieg der Rauch so frohgemuth auf; gewiß bereitete man das Mahl für die Kirchenbesucher. Da ging auch sicherlich Synnöve

und schaute nach ihrem Vater aus, und wenn er nach Hause kam, gab es durchaus nichts, was an Prügel erinnerte. Er wußte nicht, was er vornehmen solle, wurde auf einmal gegen seine Schwestern so zärtlich, ohne Ende und schenkte seiner Schwester Ingrid einen blanken Knopf, den er von Aslak erhalten hatte. Sie fielen sich um den Hals und drückten sich.

Liebe gute Ingrid, bist du böse auf mich?

Nein, lieber Thorbjörn, du kannst so viel mit Schnee nach mir werfen, als du nur willst.

Aber da stampfte ja Einer in der Hausflur den Schnee von seinen Füßen. In der That, es war der Vater. Er schien weich und mild gestimmt, und das war noch schlimmer.

Nun —! sagte er, indem er ringsum blickte; — ein wahres Wunder, daß die Stubenuhr nicht sofort von der Wand fiel.

Die Mutter trug das Essen auf.

Steht Alles gut? fragte der Vater, während er sich setzte und den Löffel in die Hand nahm

Thorbjörn sah die Mutter an, mit einem Blick, daß ihm die Thränen in die Augen kamen.

O — ja — erwiderte sie, mit erschrecklicher Langsamkeit, — und sie war im Begriff mehr zu sagen, das sah er ihr an.

Ich habe Aslak erlaubt, auszugehen, sagte sie.

Dieses Mal wäre es vorüber, — dachte Thorbjörn

und begann mit Ingrid zu spielen, als hätte er das reinste Gewissen von der Welt.

So lange hatte Vater doch niemals gegessen! — Er begann die Bissen zu zählen. Als er aber zum vierten kam, konnte er nicht weiter. Endlich stand der Vater auf und ging hinaus. Die Rauten, die Rauten klirrten ihm in den Ohren; er blickte nach dem Fenster in der Stube, ob sie ganz wären. Ja, die waren noch alle heil. Jetzt ging auch die Mutter hinaus. Thorbjörn umarmte die kleine Ingrid und sagte so weich, daß sie ihn ganz erstaunt ansah:

Wir Beide wollen „Goldkönigin auf der Wiese“ spielen.

Sie sagte freudig Ja. Da sang er, während ihm die Kniee zitterten:

Rother Klee,
Wiesenklee,
Hör mich freundlich an!
Und willst du mein Geliebter sein,
So geb' ich dir einen Mantel fein,
Von Sammet und Gold,
Von Perlen voll.
Ditteli, dutteli, deide —
Und die Sonne scheint auf die Heide!

Sie erwiderte:

Goldkönigin,
Perlkönigin,
Hör mich freundlich an!
Ich will nicht dein Geliebter sein,
Ich will nicht deinen Mantel fein,

Von Sammet und Gold
Und Perlen voll —
Ditteli, dutteli, deide —
Und die Sonne scheint auf die Heide!

Als nun das Spiel im besten Gange war, trat der Vater ein und warf einen Blick nach ihm. Thorbjörn faßte Ingrid fester, fiel aber nicht, wie er gefürchtet hatte, vom Stuhl. Der Vater wandte sich wieder ab, sprach aber kein Wort. Eine halbe Stunde verging, und er schwieg noch immer, — so daß Thorbjörn sich schon zu beruhigen anfing, aber er traute doch dem Frieden nicht recht. Als gar der Vater ihm beim Entkleiden half, wußte er erst recht nicht, woran er war, und begann wieder leicht zu zittern. Da streichelte der Vater ihm sein Haar und seine Backen; das hatte er so lange nicht gethan, darauf konnte er sich gar nicht mehr besinnen, und darum wurde es ihm so warm ums Herz und über den ganzen Körper, und alle Furcht verging ihm wie ein Stück Eis in der Sonne. Er wußte selbst nicht, wie er in sein Bett kam; er faltete nur seine Hände, betete das Vaterunser sechs Mal vorwärts und rückwärts, ganz leise, und hatte, während er einschlief, die eine Empfindung, daß auf Gottes schöner Erde er doch Keinen lieber habe, als seinen Vater.

Am nächsten Morgen wachte er auf, voller Angst; es lag wie ein Alp auf ihm, so daß er nicht zu schreien vermochte, obwohl er jetzt seine Schläge bekommen sollte. Als er aber seine Augen aufmachte, erkannte er zu seiner

großen Beruhigung, daß er das nur geträumt habe, zugleich aber, daß doch Einer Prügel bekommen solle, und zwar Aslak. Sämund ging in der Stube auf und ab, und Thorbjörn kannte diesen Gang. Der zwar nur kleine, aber untersetzte Mann blickte von Zeit zu Zeit unter seinen buschigen Augenbrauen in einer Weise nach Aslak, daß dieser ebenfalls merkte, es schwebe ein Unheil in der Luft. Aslak saß übrigens auf einer großen Tonne und schlenkerte mit seinen Beinen. Wie gewöhnlich hatte er die Hände in den Taschen und die Mütze leicht auf den Kopf gesetzt, unter welcher sein dichtes schwarzes Haar in zottigen Locken hervorquoll. Sein etwas verzogener Mund sah noch malitiöser aus als gewöhnlich. Den Kopf leicht nach einer Seite geneigt, warf er von Zeit zu Zeit unter seinen halbgeschlossenen Augenlidern einen schielenden Blick nach Sämund.

Ja, dein Junge ist wild genug, sagte er, aber schlimmer ist es doch, daß dein Pferd den Dummkoller hat.

Sämund stand einen Augenblick stille.

Du bist ein Dummkopf, rief er, so daß die Fenster dröhnten und Aslak seine Augen schloß.

Sämund ging wieder auf und ab; Aslak blieb eine Weile still.

Allerdings hat es den Dummkoller, ja — und er warf einen Blick auf Sämund, um zu sehen, was für einen Eindruck das auf ihn mache.

Nein, aber es ist scheu, sagte Sämund, ohne seinen Gang zu unterbrechen; du hast es erschreckt und

eingeängstigt, und darum scheut es nun vor Allem und läßt sich nicht regieren.

Aslak hörte ihm zu und schwieg einen Augenblick.

Ja ja, glaub du das nur! Der Glauben bringt Keinem Schande —; aber ich zweifle, ob er dein Pferd wieder gesund macht, setzte er hinzu, indem er sich weiter auf die Tonne schob und seinen Arm vor das Gesicht hielt.

Sämund trat denn auch dicht an ihn heran und sagte leise, aber mit unheimlichem Tone:

Du bist ein infamer —

Sämund! — klang es vom Kamine her; es war Ingeborg, seine Frau, die ihn zu beruhigen suchte, geradeso wie sie das kleinste ihrer Kinder, neben welchem sie saß, beruhigt hatte. Und wie das Kind still geworden war, so schwieg nun auch Sämund, aber er streckte ihm doch seine Faust dicht unter die Nase und blieb eine Weile in dieser Stellung, während er ihn mit seinen feuersprühenden Augen ansah. Dann ging er wieder durch die Stube und warf nur von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick nach ihm.

Aslak war ganz bleich geworden, grinste aber doch mit der einen Hälfte seines Gesichts nach Thorbjörn hin, während er die andere ganz stramm Sämund zukehrte.

Der liebe Gott gebe uns Ruhe und Geduld! sagte er nach einer Pause, hielt aber doch zugleich den Arm vor, als wollte er einen Schlag pariren.

Sämund hielt sofort an, stampfte mit dem Fuße auf die Erde und rief mit einer Donnerstimme, so daß Aslak zusammenfuhr:

Nenne seinen Namen nicht — du!

Ingeborg stand nun mit dem kleinen Kinde auf und faßte seinen Arm. Er sah sich nicht nach ihr um, ließ aber doch den Arm sinken. Sie setzte sich, er ging wieder auf und ab, aber Keiner sprach ein Wort.

Als eine Weile vergangen war, fing Aslak von Neuem an:

Ja — — er hat wohl Mancherlei auf Granliden ins Gerade zu bringen — er!

Sämund! Sämund! rief Ingeborg ihm zu; aber bevor das Wort ihn erreichte, war Sämund schon wie rasend auf Aslak losgestürzt, schlug ihm das Bein, das er vorgestreckt hatte, fort, ergriff ihn beim Rockkragen, hob ihn in die Höhe und fuhr mit ihm gegen die geschlossene Thüre mit solcher Gewalt, daß die Füllung zerbrach und er Aslak, den Kopf voran, hinauswarf. Die Frau, Thorbjörn und die Kinder schrieen laut auf und baten für ihn; das ganze Haus kam in Aufruhr. Aber Sämund, ohne das Schloß der Thüre zu öffnen, vielmehr den Rest derselben mit einem Fußtritt zertrümmernd, ergriff ihn ein zweites Mal, trug ihn aus der Hausflur hinaus auf den Hof, hob ihn hoch in die Höhe und warf ihn dann mit aller Kraft zu Boden. Und da er sah, daß der tiefe Schnee die Wirkung des Falls abschwächte, setzte er ihm das Knie auf die Brust, bear-

beitete sein Gesicht, ergriff ihn zum dritten Male und trug ihn zu einer mehr schneefreien Stelle, wie ein Wolf, welcher einen zerrissenen Hund fortschleppt, schleuderte ihn nochmals zur Erde, schlimmer als das erste Mal, knieete auf ihm — — und wer weiß wie das geendigt hätte, wäre Ingeborg mit dem Kinde ihm nicht in den Arm gefallen, mit dem Rufe: Mach uns nicht unglücklich!

Eine Weile später saß Ingeborg in der Stube, Thorbjörn zog sich an, der Vater ging auf und ab und trank dann und wann einen Schluck Wasser. Aber die Hand zitterte ihm so heftig, daß das Wasser über den Rand des Gefäßes floß und auf den Fußboden platschte. Aslak kam nicht herein. Als Ingeborg Miene machte, hinauszugehen, sagte Sämund: Bleib hier — doch so, als spräche er es nicht zu ihr, und sie blieb. Nach einer Pause ging er dann selber und kam nicht zurück. Thorbjörn nahm sein Buch und las und las, ohne aufzusehen, obwohl er nicht den kleinsten Satz zu fassen vermochte.

Im weiteren Verlauf des Tages war das Hauswesen wieder im gewöhnlichen Gange, obwohl Alle die Empfindung hatten, als wäre ein unangenehmer Besuch dagewesen. Thorbjörn wagte endlich hinauszugehen, und der Erste, welchem er vor der Thüre begegnete, war Aslak, welcher seine Siebensachen auf einen Schlitten, und zwar Thorbjörn's Schlitten, geladen hatte. Thorbjörn starrte ihn an, denn er sah entsetzlich aus. Sein Gesicht war mit Blut beschmiert, er mußte oft husten und faßte sich an die Brust. Nach-

dem er Thorbjörn eine Weile angesehen, ohne ein Wort zu sprechen, platzte er los:

Ich mag deine Augen nicht, Bursche!

Mit diesen Worten ging er zum Schlitten, setzte sich darauf und fuhr ab.

Nun kannst du sehen, wo du den Schlitten findest! rief er und lachte, kehrte sich dann noch einmal um und streckte die Zunge gegen ihn heraus.

Das war Aslak's Abschied.

Aber im Laufe der Woche kam der Amtmann nach Granliden, der Vater war zeitweise fort und auch die Mutter, welche oft weinte.

Was giebt's denn, Mutter?

An dem Allen ist Aslak Schuld.

Da wurde eines Tages die kleine Ingrid dabei ertappt, wie sie gerade sang:

O du holdselige Welt,
Wie bist du mir vergällt!
Das Mädchen streckt' den Fuß hervor,
Der Bursch' drob den Verstand verlor.
Hausmutter thut Wasser in die Grütze,
Hausvater schnarcht auf seinem Sitze.
Die klügste im Hause ist Miesekätzchen,
Sie schleckt den Rahm und leckt ihr Tätzchen.

Man forschte nach, wo sie die Verse her habe. Von Thorbjörn, hieß es. Der bekam große Furcht und sagte, er habe sie von Aslak gelernt. Da hieß es, wenn er solch dummes Zeug selber singe oder Ingrid lehre, würde es was setzen.

Nicht lange darauf fing einmal die kleine Ingrid zu fluchen an. Thorbjörn wurde wieder examinirt, und Sämund meinte, einige Prügel würden ihm ganz gut bekommen. Aber er brach in Thränen aus und versprach so artig zu sein, daß er dieses Mal noch so davon kam.

Am nächsten Sonntage sagte der Vater zu ihm:

Heute sollst du keine Gelegenheit haben, zu Hause Unsinn zu machen, du wirst mit uns in die Kirche gehen.

Zweites Kapitel.

Die Kirche auf ihrem hohen, freien Platze, eingefriedet und geheiligt, inmitten der stillen Gräber, erfüllt von Orgelklang, nimmt in der Vorstellung des norwegischen Bauern eine bevorzugte Stellung ein. Es ist das einzige Bauwerk im Thale, das er schmückt und ziert, dessen Thurm vor ihm so herrlich aufragt. Ihr Glockenklang begrüßt und begleitet ihn auf seinem Gange an dem klaren Sonntagsmorgen, und er nimmt die Mütze ab, als wollte er ihr für den Gruß danken. Sie sind Beide durch ein unsichtbares Band mit einander verbunden. Vielleicht stand er schon als kleines Kind in der offenen Thüre des väterlichen Hauses und lauschte dem Klange, während die Leute in langem Zuge an ihm vor-

übergingen, darunter sein Vater; aber er selber war noch zu klein! Die starken, dröhnenden Klänge, welche eine oder auch zwei Stunden durch die Luft zitterten und von den Felswänden zurückgeworfen wurden, erweckten gar seltsame Vorstellungen in seiner Seele; aber eine Ideenverbindung blieb immer dieselbe; der Sonntag brachte ein reines Hemd, neue Kleider, geputzte Frauen, glattgestriegelte Pferde und blankes Geschirr.

Und wenn dann an einem Sonntage die Glocken sein eigenes Glück einläuten, wenn er in den funkelnagelneuen, nur etwas zu weiten Kleidern an seines Vaters Seite da drinnen stehen soll, — ja, da ist es ein Jubelklang! Da ist ihm keine Thüre weit genug, um Alles zu schauen! Und wenn es dann heimgeht, unter Glockengeläut, und sein Kopf ihm voll ist von all dem Gesange, dem Orgelspiel und der Predigt, da jagen sich die Eindrücke in ihm, die Vorstellungen von dem, was er mit leiblichen Augen gesehen: Altarbild, Menschen, Sonntagsstaat —, da erbauen die Glockenklänge auch in seinem Innern eine Kirche und weihen sie ein, so daß er sie für alle Zeiten in sich trägt.

Wird er älter, zieht er wohl mit der Heerde hinauf aufs Gebirge. Aber wenn er an einem klaren, thaufrischen Sonntagsmorgen so auf einem Felsvorsprunge sitzt, die Heerde zu seinen Füßen, und ihre Glocken von denen der Kirche tief unten übertönt werden, da wird es ihm schwer ums Herz. Gar lustig, hell und verlockend ist der Klang aus der Tiefe. Er denkt an all

die Jugendgenossen, an das Glück, wenn man dort ist, an das noch größere, wenn man wieder heim ist und die Schüssel dampft; dazu Vater, Mutter und Geschwister, und die Spiele auf der Wiese an dem heitern Sonntagsabend — — da klopft das kleine Herz gar ungeduldig. Aber zuletzt denkt er doch, daß das Alles von den Kirchenglocken kommt, und ihm fallen ein paar Strophen eines Liedes aus dem Gesangbuche ein, die singt er, faltet die Hände dazu und blickt unverwandt in die Thaltiefe, bis er endlich ein kurzes Gebet spricht, aufspringt und mit aller Kraft in seine Luure stößt, so daß es die Felswand entlang klingt.

Hier in dem stillen Gebirgsthal hat die Kirche noch ihre besondere Sprache für jedes Alter, ihre eigenthümliche Gestalt für jedes Auge. Es kann wohl Mancherlei dazwischen gebaut werden, aber schwerlich Etwas darüber hinaus. Groß und erhaben steht sie da vor dem Confirmanden; mit erhobenem Finger, halb drohend halb winkend, vor dem Jünglinge, der seine Wahl getroffen hat; breitschulterig und stark wölbt sie sich über des Mannes Kummer; freundlich und weit über dem Greise, der sich müde fühlt. Mitten während des Gottesdienstes werden die Kinder hineingebracht und getauft, und während dieser heiligen Handlung ist die Andacht immer am größten.

So kann man norwegische Bauern weder in ihrer Sittenreinheit noch in ihrer Verderbniß schildern, ohne an dem einen oder andern Punkte auf die Kirche zu

stoßen. Es liegt eine gewisse Einförmigkeit in dieser Erscheinung, aber darum ist sie nicht gerade ermüdend.

Thorbjörn war ganz Glück schon auf dem Gange; er bewunderte das bunte Gewimmel vor der Kirche, stand unter dem eigenthümlichen Druck, welcher auf der stillen versammelten Gemeinde vor dem Beginne des Gottesdienstes ruhte, und obwohl er nicht wußte, daß er beim Vaterunser gebeugt sitzen müsse, fühlte er doch gleichsam sein Haupt gebeugt bei dem Anblicke von so vielen tief geneigten Menschen. Das Lied begann. Als sie Alle mit einem Male rings um ihn zu singen anfingen, bekam er beinahe Furcht. Wie im Traum verloren saß er da, so daß er erschreckt auffuhr, als Jemand leise den Stand öffnete und eintrat. Als das Lied zu Ende war, reichte der Vater dem Eingetretenen die Hand und fragte:

Wie geht es euch auf Solbakken?

Thorbjörn riß die Augen auf, aber wie viel er auch hinsah, eine große Aehnlichkeit mit einem Troll konnte er bei dem Manne nicht entdecken. Es war ein freundlicher Mann mit blondem Haar, großen blauen Augen, hoher Stirne und gerader Haltung. Er lächelte, wenn Jemand ihn anredete, und sagte zu Allem, was Sämund äußerte, Ja.

Dort kannst du auch Synnöve sehen, sagte der Vater, indem er Thorbjörn auf seine Kniee hob und auf die andere Seite der Kirche nach dem Frauenstuhl zeigte. Dort kniete ein kleines Mädchen auf der Bank und blickte über das Geländer. Sie war noch blonder

als ihr Vater, so blond, wie er etwas Aehnliches noch niemals gesehen hatte. Sie hatte rothe flatternde Bänder an der Mütze, unter welcher das lichtblonde Haar erschien, und sie lachte eben zu ihm herüber, so daß er eine Weile nichts Anderes sah als ihre weißen Zähne. In der einen Hand hielt sie ein Gesangbuch in Goldschnitt gebunden und in der andern ein zusammengelegtes, roth- und gelbbuntes seidenes Tuch, und unterhielt sich damit, mit dem Tuche auf das Gesangbuch zu schlagen. Jemehr er sie anstarrte, um so mehr lachte sie. Er wollte auch auf der Bank knieen wie sie. Da nickte sie mit dem Kopfe. Er sah ein Weilchen ernst nach ihr hinüber und nickte gleichfalls. Sie lachte un= nickte noch ein Mal. Er nickte auch und wieder und noch ein Mal. Sie lachte, aber nickte nicht wieder; nach einer Weile aber, da er fast schon Alles vergessen hatte, nickte sie von Neuem.

Ich will auch sehen — hörte er hinter sich sagen; und fühlte zu gleicher Zeit, wie Einer ihn an den Beinen zog, so daß er im Begriff war, hinzufallen. Es war ein kleiner Knirps mit hellem aber struppigem Haar und stumpfer Nase, der sich bemühte, ihn zu verdrängen. Aslak hatte Thorbjörn genügend unterrichtet, wie man die bösen Buben in der Kirche und in der Schule zu behandeln habe; er kniff daher den Burschen, der schon zu schreien anfangen wollte, sich aber doch besann, wieder von der Bank kroch und Thorbjörn an beide Ohren griff. Dieser bekam ihn zu fassen und legte ihn auf die

Erde. Auch jetzt schrie er nicht, biß aber Thorbjörn ins Bein; dieser zog dasselbe zurück und drückte ihn mit dem Gesicht auf die Erde. Da plötzlich wurde er selbst beim Rockkragen ergriffen und wie ein Hafersack in die Höhe gehoben. Es war der Vater, der ihn so zu fassen bekam und auf seinen Schooß nahm.

Wäre es nicht in der Kirche, so setzte es was — flüsterte er ihm ins Ohr und drückte ihm die Hand so heftig, daß er es bis in die Fußspitzen empfand.

Ihm fiel Synnöve ein, und er sah nach ihr hinüber. Sie kniete noch immer auf der Bank, sah aber so starr und eigenthümlich aus, daß er zu ahnen anfing, was er gethan, und das konnte allerdings nichts Gutes sein. Sobald sie merkte, daß er nach ihr blickte, kroch sie von der Bank und ließ sich nicht mehr sehen.

Jetzt kam der Küster und dann der Pfarrer; er hörte und sah sie wohl; dann kam noch ein Mal der Küster und nochmals der Pfarrer — aber der Vater hielt ihn noch immer fest. Er dachte: ob sie nicht noch ein Mal aufsehen wird? Der kleine Kerl, welcher ihn hatte von der Bank ziehen wollen, saß auf einem Schemel weiter zurück in dem Stande und bekam, sobald er Miene machte aufzustehen, von einem Alten, der hinter ihm saß und einnickte, aber doch immer zur rechten Zeit aufwachte, einen Puff in den Rücken.

Ob sie nicht wieder aufsehen wird? — dachte Thorbjörn. Jedes rothe Band, das er sich bewegen sah, erinnerte ihn an das ihrige, alle die prächtigen Bilder in

der alten Kirche waren entweder gerade so groß oder etwas kleiner als sie.

Jetzt ließ sie ihr ernstes Gesicht sehen, duckte sich aber sofort wieder, als sie ihn wahrnahm.

Der Küster und der Pfarrer kamen noch ein Mal, es wurde geläutet, und man erhob sich. Der Vater sprach wieder mit dem blonden Manne, und sie gingen zusammen zu dem Frauenstuhl, wo man ebenfalls aufgestanden war. Die Erste, die heraus kam, war eine blonde Frau, welche gerade so wie der Mann lächelte, aber doch etwas weniger. Sie war nur klein, sehr bleich, und hielt Synnöve an der Hand gefaßt. Thorbjörn eilte sofort auf sie zu, aber sie floh vor ihm und versteckte sich hinter der Mutter. Laß mich in Ruh! — sagte sie.

Der da ist wohl noch nicht in der Kirche gewesen? fragte die blonde Frau und legte ihm die Hand auf den Kopf.

Nein, dafür hat er sich aber gleich das erste Mal geprügelt, — sagte Sämund.

Thorbjörn sah ganz beschämt erst sie und dann Synnöve an, die ihm jetzt noch ernster zu blicken schien.

Nun gingen sie alle aus der Kirche, die Aeltern sich leise mit einander unterhaltend, Thorbjörn hinter Synnöve, welche sich dichter an die Mutter drängte, so bald er ihr näher kam. Den andern Burschen sah er nicht mehr. Draußen vor der Kirche standen sie still und begannen ein längeres Gespräch. Thorbjörn hörte

mehrere Male den Namen Aslak, und da er fürchtete, daß auch seiner in dieser Verbindung genannt werden könnte, zog er sich etwas zurück.

So was mußt du nicht hören, — sagte die Mutter zu Synnöv — geh ein Endchen weiter, mein Kind; geh fort! Hörst du nicht?

Synnöve zog sich zögernd zurück. Nun ging Thorbjörn näher zu ihr und sah sie an, und sie sah ihn an, und so standen sie eine ganze Weile und sahen bloß einander an. Endlich sagte sie: Pfui!

Weßhalb sagst du pfui? — fragte er.

Pfui! sagte sie noch ein Mal. Pfui, schäme dich! fügte sie hinzu.

Was hab' ich denn gethan?

Du hast dich in der Kirche geprügelt, und das während der Pfarrer auf dem Altare stand — Pfui!

Ja, aber das ist nun schon lange vorbei.

Sie stutzte und sagte nach einer Weile:

Bist du der Thorbjörn von Granliden?

Ja, und bist du die Synnöve von Solbakken?

Ja. — — Ich habe schon oft gehört, du sollst ein so kluger Junge sein.

Nein, das ist nicht wahr; denn ich bin der Schlimmste von Allen bei uns im Hause, antwortete Thorbjörn.

Nein, das habe ich doch niemals gehört, sagte Synnöv, indem sie die kleinen Hände zusammenschlug. Mutter, Mutter, er sagt — —

Sei doch stille und geh mir vom Halse — lautete

es von der Seite, weßhalb sie stehen blieb und langsam, die großen blauen Augen auf die Mutter gerichtet, rückwärts schritt.

Ich habe immer gehört, du wärest so klug, sagte Thorbjörn.

Ja, das kommt wohl vor, wenn ich gut gelernt habe, das — antwortete sie.

Ist es wahr, daß es bei euch so viele Kobolde, Trolle und andere Unholde giebt? fragte er, während er die Hand in die Seite und den einen Fuß vorsetzte, so daß er sich auf den andern stützte, — genau die Stellung, welche er dem Aslak abgemerkt hatte.

Mutter, Mutter, weißt du, was er sagt? — Er sagt — —

So laß mich doch, hörst du! Und komm nicht eher zu mir, als bis ich dich rufe.

Sie wich wieder, rückwärts gehend, zurück, biß auf einen Zipfel ihres Taschentuches und zerrte daran.

Ist es wahr, daß es bei euch jede Nacht in allen Winkeln spukt?

Nein.

Hast du niemals einen Troll gesehn?

Nein.

Aber in Jesu Namen — —

Pfui, das mußt du nicht sagen!

Ach was, das schadet nichts, erwiderte er und spie kräftig aus, um zu zeigen, wie weit er spucken könne.

Du wirst noch in die Hölle kommen, sagte sie.

Meinst du das? fragte er viel weicher; denn er hatte sich bloß gedacht, er könnte dafür Schläge bekommen, und sein Vater stand ein Ende von ihm entfernt.

Wer ist denn dort bei euch der Stärkste? fragte er und schob die Mütze ein wenig auf eine Seite.

Das weiß ich nicht.

Ja bei uns ist es der Vater, der ist so stark, daß er den Aslak zwingt, und der ist so stark!

Ei was du sagst!

Ja, der hat schon ein Mal ein Pferd aufgehoben.

Ein Pferd?

Das ist jedenfalls wahr, — denn er hat es uns selbst erzählt.

Da zweifelte sie auch nicht länger und fragte:

Wer ist Aslak?

Das ist ein böser Mensch, kannst du mir glauben. Mein Vater schlug ihn so, wie noch kein Mensch auf dieser Welt geschlagen worden ist.

Prügelt ihr euch denn bei euch?

Ja, zuweilen. Thut ihr das nicht auch drüben bei euch?

Nein, niemals.

Und was thut ihr denn sonst?

Nun, die Mutter besorgt das Essen, strickt und näht; Kari thut das auch, aber nicht so gut wie die Mutter, denn sie ist so faul. Randi sieht nach den Kühen, und

der Vater und die Knechte haben bald draußen auf dem Felde zu thun, bald in der Wirthschaft zu Hause.

Diese Antwort schien ihm vollkommen erschöpfend.

Aber Abends lesen wir und singen wir, fuhr sie fort, und Sonntags thun wir das auch.

Alle zusammen?

Ja.

Das muß schrecklich langweilig sein.

Langweilig? — Mutter, er sagt — — Aber es fiel ihr ein, daß sie nicht zu ihr sollte —. Weißt du, mir gehören viele Schafe —

So? hast du?

Ja, drei werden im Winter lammen, und eines, glaube ich bestimmt, bekommt zwei.

So viele hast du?

Ja, ich habe auch Kühe und Schweine. Hast du denn keine?

Nein.

Komm mit uns, da sollst du ein Lamm haben, da dauert es nicht lange, so bekommst du viele.

Das wäre ja wunderschön, das!

Sie schwiegen eine kleine Weile.

Könnte nicht auch Ingrid ein Lamm bekommen? fragte er.

Wer ist Ingrid?

Ingrid, die hübsche Ingrid?

Nein, die kannte sie nicht.

Ist sie jünger als du?

Ja freilich ist sie jünger als ich, ungefähr so alt wie du.

Ach ja, weißt du, die mußt du mitbringen.

Er versprach es.

Aber, sagte sie, da du ein Lamm bekommst, so kann sie ein Ferkel haben. — Das schien auch ihm das Klügste. Darauf sprachen sie noch von verschiedenen ihrer Bekannten, doch hatten sie eben nicht viele. Die Aeltern waren nun auch fertig, und so begaben sie sich Alle auf den Heimweg.

In der Nacht träumte er von Solbakken; es war ihm, als sähe er dort lauter weiße Lämmer und mitten unter ihnen ein kleines blondes Mädchen mit rothen Bändern. Ingrid und er sprachen täglich davon, daß sie nach Solbakken gehen würden. Sie hatten schon so viele Lämmer und Ferkel zu hüten, daß sie sich gar nicht zu lassen wußten. Sie wunderten sich nur, daß es so lange dauerte, bis sie dorthin kommen durften.

Hat Synnöve euch aber auch wirklich gebeten? fragte die Mutter.

Ja ja, wartet nur bis zum nächsten Sonntage, da werdet ihr's schon hören, erwiderte Thorbjörn.

Der kam denn endlich.

Du sollst ein so böser Junge sein, der prahlt, lügt und flucht, sagte Synnöve zu ihm, du darfst nicht eher zu uns kommen, als bis du dir das abgewöhnt hast.

Wer sagt das? fragte Thorbjörn verwundert.

Die Mutter.

Ingrid war auf seine Rückkunft so gespannt gewesen; er erzählte ihr und der Mutter, wie es mit der Sache stand.

Siehst du! sagte die Mutter. Ingrid sagte nichts, aber von dieser Zeit an paßten sie Beide auf, wenn er fluchte oder prahlte.

Ingrid und er stritten eines Tages mit einander, ob „der Henker hole mich" geflucht sei oder nicht. Sie geriethen sich schließlich in die Haare, und Ingrid unterlag. Seitdem brauchte er das „hol' mich der Henker" den ganzen Tag. Aber am Abend vernahm es der Vater.

Ja, er soll dich holen! rief er und gab ihm einen Stoß, daß er taumelte. Thorbjörn wagte vor Scham nicht Ingrid anzusehen; aber sie ging nach einer Weile zu ihm hin und streichelte ihm die Backen.

Nach Verlauf von ein paar Monaten kamen sie Beide nach Solbakken hinüber, dann Synnöve zu ihnen und sie wieder dorthin, und so wiederholt während der nächsten Jahre. Thorbjörn und Synnöve, welche in dieselbe Schule gingen, lernten um die Wette, doch war Thorbjörn ihr immer voraus. Mit Ingrid ging es schwächer; dafür halfen ihr Beide. Sie und Synnöve schienen so unzertrennlich, daß die Leute sie die „Schneehühner" nannten, weil sie immer zusammen flogen und Beide so weiß und zart waren.

Wenn Synnöve auf Thorbjörn böse wurde, weil er so wild und zornig war und bald hier bald dort in

eine Rauferei verwickelt wurde, da spielte Ingrid immer die Vermittlerin, und sie waren wieder bald gute Freunde wie vorher. Aber bekam Synnöve's Mutter von einem Zank oder gar einer Prügelei zu hören, dann durfte er in dieser Woche und oft auch in der nächsten nicht nach Solbakken kommen. Dem Vater Sämund durften dergleichen Geschichten nicht erzählt werden. Er geht mit dem Jungen zu hart um, meinte die Frau und legte deßhalb Allen Stillschweigen auf.

Als sie größer wurden, entwickelten sich alle Drei immer schöner, obwohl Jedes auf seine Art. Synnöve wurde groß und schlank, bekam goldblondes Haar, eine auffallend feine Gesichtsfarbe und blaue Augen. Wenn sie sprach, lächelte sie so lieblich, daß die Leute meinten, ihr Lächeln bringe Glück und Segen. Ingrid war kleiner aber voller, hatte noch helleres Haar und ein rundes kleines Gesicht. Thorbjörn, wohlgewachsen und von mittlerer Größe, bekam dunkles Haar, dunkelblaue Augen, energische Züge und kräftige Gliedmaßen. Wenn er aufgeregt war, pflegte er sich zu rühmen, daß er ebenso gut lesen und schreiben könne als der Schulmeister, und daß er schlechthin Niemand in dem ganzen Thale zu fürchten brauche — außer seinen Vater, dachte er im Stillen; aber das fügte er nicht hinzu.

Thorbjörn wäre gern recht früh eingesegnet worden, aber daraus wurde nichts. Solange du nicht eingesegnet bist, bist du ein bloßer Junge, und ich werde mit dir besser fertig, meinte der Vater. So kam es

denn, daß er, Synnöve und Ingrid zu gleicher Zeit zum Religionsunterricht gingen. Synnöve hatte auch lange warten müssen, sie war im sechzehnten Jahre.

Um sein Bekenntniß abzulegen, kann man niemals genug wissen, — hatte die Mutter immer gesagt und der Vater Guttorm Solbakken stimmte ihr bei.

So kam es denn, daß sich schon ein paar Freier einstellten, der Eine aus besserem Stande, der Andere ein reicher Nachbar.

Das ist doch zu thöricht! Sie ist ja noch nicht einmal eingesegnet!

Da müssen wir sie wohl einsegnen lassen, — meinte der Vater.

Synnöve wußte von all Dem aber kein Wort.

Im Pfarrhause schienen die Frauen von Synnöve so sehr eingenommen, daß sie dieselbe oft hereinriefen, um sich mit ihr zu unterhalten. Ingrid und Thorbjörn blieben immer draußen, unter den andern Confirmanden. Als ein Bursche einmal äußerte: Wie, du schlüpftest nicht mit hinein? Sie werden sie dir noch wegkapern! — brachte das dem Burschen ein blaues Auge ein. Von diesem Augenblicke an wurde es unter den Burschen Sitte, ihn mit Synnöve aufzuziehen, und es wurde bald offenbar, daß Nichts ihn so außer Fassung zu bringen vermochte, als diese Spötterei. Einmal kam man sogar überein, die Sache in dem Walde in der Nähe des Pfarrhofes mit einander auszumachen; die Schlägerei nahm aber eine solche Ausdehnung an, daß Thorbjörn schließlich

3*

es mit einer ganzen Schaar auf einmal zu thun hatte. Die Mädchen waren bereits vorausgegangen, Keiner vorhanden, der die Streitenden schied, so wurde es schlimmer und schlimmer. Unterliegen wollte er unter keinen Umständen; es drangen immer Mehr auf ihn ein; da vertheidigte er sich so gut es ging, jedes Mittel war ihm recht; er theilte Streiche aus, die später deutlich genug erzählten, was vorgegangen war. Auch die Veranlassung zu der Schlägerei wurde bekannt und in der ganzen Bygde vielfach besprochen.

Am nächsten Sonntage hatte Thorbjörn keine Lust in die Kirche zu gehen. Den Tag darauf, da er zum Religionsunterricht gehen sollte, stellte er sich krank und legte sich zu Bette. Ingrid ging deßhalb allein. Als sie nach Hause kam, fragte er, was Synnöve gesagt habe.

Nichts.

Als er später wieder mitging, war es ihm, als ob alle Menschen ihn ansähen und die Confirmanden kicherten. Aber Synnöve kam später als die Andern und hielt sich fast den ganzen Tag bei der Familie des Pfarrers auf. Er fürchtete, der Pfarrer werde ihn ausschelten, aber er merkte bald, daß die beiden einzigen Personen, welche nichts von der Schlägerei wußten, sein eigener Vater und der Pfarrer wären. Damit war er schon zufrieden, wie er aber wieder mit Synnöve in Verbindung kommen möchte, das war ihm nicht klar. Auch war es das erste Mal, daß er vermied, Ingrid zu bitten, die Vermittlerrolle zu übernehmen. Nach dem Unterricht ging Synnöve

sogleich wieder zu der Pfarrerfamilie. Er wartete, so lange nur noch Einer auf dem Pfarrhofe war, aber zuletzt mußte er doch gehen. Ingrid hatte sich schon mit den Ersten entfernt.

Das nächste Mal war Synnöve vor allen Anderen gekommen und mit einer von den Töchtern, sowie einem jungen Herrn in den Garten gegangen. Das Fräulein zog Pflanzen aus und gab sie Synnöve, der junge Herr half, Thorbjörn stand draußen unter den Andern und sah zu. Sie theilte ihr auch mit, so laut, daß Alle es hören konnten, wie sie die Pflanzen einsetzen solle, und Synnöve versprach es mit eigenen Händen zu thun und Alles so zu machen, wie sie es ihr sagte.

Allein wirst du das nicht können, meinte der junge Herr, und Thorbjörn merkte sich das.

Als Synnöve zu den andern Confirmanden kam, erwiesen sie ihr noch viel größere Ehrerbietung als sonst; aber sie ging auf Ingrid zu, begrüßte sie freundlich und bat sie, mit ihr auf den Kirchhof zu gehen. Da setzten sie sich; sie hatten so lange nicht mit einander gesprochen. Thorbjörn stand wieder unter den Anderen und starrte nach Synnöve's seltenen ausländischen Blumen.

Dieses Mal ging Synnöve zugleich mit allen Anderen nach Hause.

Soll ich nicht deine Blumen tragen? fragte Thorbjörn.

Wenn du es willst .— erwiderte sie freundlich, ohne ihn jedoch anzusehen, faßte Ingrid's Hand und ging

voran. Unterhalb Solbakken blieb sie stehen und nahm von Ingrid Abschied.

Das Endchen kann ich die Pflanzen auch allein tragen, sagte sie und nahm den Korb, den Thorbjörn an die Erde gesetzt hatte.

Den ganzen Weg hatte er ihr das Anerbieten machen wollen, die Blumen für sie einzupflanzen, aber er kam auch jetzt nicht dazu, sie wandte sich so plötzlich ab. Aber als sie fort war, dachte er an nichts Anderes, als daß er ihr bei dem Pflanzen behülflich sein müßte.

Wovon habt ihr Beide gesprochen? fragte er Ingrid.

Von Nichts. —

Als die Andern alle zu Bette gegangen waren, stand er auf, zog sich leise an und ging hinaus. Es war ein schöner Abend, still und friedlich, der Himmel mit einem leichten, hie und da zerrissenen Wolkenflor überzogen, so daß es aussah, als ob Jemand aus dem dunklen Blau, wie aus einem Auge, herabschaue. Niemand an den Häusern oder weiterhin sichtbar. Aber im Grase zirpten unzählige Heuschrecken, so laut, so ununterbrochen, daß es ihm war, sie folgten ihm alle nach, während er doch nicht Eine wahrnahm. Der Wald dehnte sich blau, dann mehr verschwommen, in die Ferne, wie ein großes Nebelmeer. Aus seinem Innern drangen seltsame Laute, das Balzen des Auerhahns, der heisere Schrei des Käuzchens, Alles übertönt von dem ewigen Gesange des Wasserfalls, der in der stillen Nacht lauter denn je erscholl.

Thorbjörn warf einen Blick nach Solbakken hinüber und machte sich auf den Weg. Er schlug einen Richtweg ein und stand bald in dem kleinen Garten, gerade unter dem Fenster der Giebelstube, in welcher Synnöve schlief. Er horchte nach allen Seiten — Alles stille. Dann sah er sich in dem Garten nach Arbeitsgeräth um und entdeckte auch in der That einen Spaten und eine Hacke. Man hatte schon ein Beet zu graben begonnen, es war aber erst ein kleines Stück fertig, darin bereits zwei Pflanzen standen; wahrscheinlich hatte sie sehen wollen, wie sie sich darin ausnähmen.

Sie ist müde geworden, die Arme, und hat es sein lassen, dachte er; da gehört ein Mann dazu, dachte er weiter und machte sich heiter an die Arbeit, die ihm noch niemals so leicht vorgekommen war. Er erinnerte sich recht gut, wie Alles gemacht werden müsse, stellte sich auch die Anlage des Pfarrgartens vor und richtete es ähnlich ein. Die Nacht verging, aber er merkte es kaum, er gönnte sich keine Ruhe, grub das ganze Beet um, setzte die Blumen ein, pflanzte wohl auch eine und die andere um, damit es besser aussähe, und warf nur von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick nach dem Giebelfenster, ob ihn auch Niemand bemerke. Aber weder dort noch sonst irgendwo ließ sich Einer blicken, nicht einmal ein Hund bellte, bis endlich der Hahn zu krähen anfing und die Vögel des Waldes ihr Morgenlied begannen.

Während er so dastand und den Rand des Beetes fest klopfte, fielen ihm die Geschichten und Märchen ein, die

ihm Aslak erzählt hatte, und daß er einst geglaubt hatte, auf Solbakken haus'ten Kobolde und Trolle. Er blickte noch ein Mal nach dem Giebelfenster und dachte lächelnd, was wohl Synnöve dazu sagen würde.

Jetzt war es lichter Tag geworden, und die Vögel erhoben einen wahrhaften Lärm. Er stieg über den Gartenzaun und sputete sich nach Hause zu kommen, denn es sollte Keiner wissen, wer dort gewesen sei und in Synnöve's Garten die Blumen gepflanzt habe.

Drittes Kapitel.

Wieder wurde Allerlei in der Bygde gesprochen, aber Niemand wußte etwas Genaueres.

Niemals hatte man Thorbjörn nach der Einsegnung der Beiden auf Solbakken gesehen, und das konnten die Leute am wenigsten begreifen.

Aber Ingrid kam oft zum Besuche. Dann machten Synnöve und sie einen Spaziergang durch den Wald.

Bleibt nicht zu lange fort! rief die Mutter ihnen nach.

Nein, nein! antwortete Synnöve und kam vor Abend nicht zurück.

Die beiden Freier meldeten sich wieder.

Sie mag selbst entscheiden, sagte die Mutter, und

der Vater war derselben Ansicht. Aber als Synnöve befragt wurde, bekamen sie einen Korb.

Es kamen noch Andere, aber von Keinem hörte man, daß er eine Braut von Solbakken heimführe.

Einmal, als die Mutter und sie gerade einige Milchgefäße scheuerten, fragte die Mutter, an wem sie denn eigentlich mit ihren Gedanken hinge.

Die Frage kam so plötzlich, daß sie über und über roth wurde.

Hast du schon Einem ein Versprechen gegeben? fragte sie wieder und sah Synnöve fest an.

Nein, antwortete Synnöve schnell. Da wurde nicht weiter über die Sache gesprochen. Da sie jedenfalls die beste Partie war, welche die Leute kannten, so gab es immer große Augen, wenn sie in die Kirche ging, übrigens der einzige Ort, wo sie sich außer dem Hause sehen ließ. Denn da ihre Aeltern Haugianer waren, so besuchte sie weder einen Tanzplatz noch sonstige Vergnügungen. Thorbjörn saß ihr immer gegenüber im Chorstuhle, aber daß sie jemals mit einander sprachen, konnte Niemand behaupten. Soviel war allerdings Allen klar, daß sie in irgend einem Verhältnisse zu einander ständen, und da sie nicht mit einander umgingen, wie andere Verliebte, so fing man an dies und das zu vermuthen. Thorbjörn schien den Leuten nicht gerade sehr willkommen zu sein. Er merkte das auch recht gut, besuchte aber trotzdem Tanzvergnügen und Hochzeiten und gerieth wohl auch dann und wann in eine Rauferei.

Doch nahmen dieselben mehr und mehr ab, da man bald merkte, wie stark er war. In Folge dessen schien es ihm bald etwas Selbstverständliches, daß Keiner ihm im Wege stehen dürfe.

Nun kannst du für dich selber einstehen, sagte Sämund, sein Vater, aber vergiß nicht, daß ich stärker bin als du! — —

Herbst und Winter verging, auch der Frühling kam, und noch immer wußten die Leute nicht, woran sie waren. Es schwirrten so viele Gerüchte von all den Körben, die Synnöve ausgetheilt haben sollte, durch die Luft, daß man ihr beinahe aus dem Wege ging. Aber Ingrid folgte ihr immer. Die beiden Mädchen sollten dieses Jahr zusammen aufs Gebirge in die Säterhütten ziehen, welche Synnöve's Vater von Sämund gekauft hatte. Man vernahm den lauten Gesang Thorbjörn's an der Berglehne, während er dies und das für die Auffahrt vorbereitete.

An einem schönen Tage, da es schon zum Abend ging und er mit seiner Arbeit fertig war, setzte er sich hin und dachte an allerlei Dinge, am meisten aber daran, was man Alles in der Bygde sprach. Er legte sich auf den Rücken in das rothbraune Heidekraut, die Hände unter dem Kopfe, und schaute durch die dichten Baumkronen hinauf in den blauen, glänzenden Himmel. Das grüne Laub über ihm bildete ein zitterndes Zeltdach, und die dunklen Zweige, welche es durchschnitten, zeichneten gar sonderbare, groteske Figuren darin. Den Himmel selbst nahm er nur wahr, wenn ein Lufthauch

das Blätterdach verschob. Noch weiter oben, zwischen den Wipfeln, die einander nicht berührten, brach es herein in breitem Flusse von tausend zitternden Schwingungen und floß weiter und weiter. Das Alles versetzte ihn in eine so sonderbare Stimmung, allerlei Gedanken erfüllten seine Seele. — —

— — Die Birke blickte mit tausend lachenden Augen die Tanne an, die Fichte aber stand mit schweigender Verachtung da und stritt mit ihren Nadeln nach allen Seiten hin. Denn je wärmer die Luft wurde, desto mehr erholten sich die Schwächlinge, brachen heraus und streckten das junge Laub der Fichte dicht unter die Nase.

Ei, wo war't ihr denn im Winter? fragte die Fichte, fächelte sich und schwitzte Pech in der schrecklichen Hitze.

Das ist doch gar zu albern! So hoch im Norden! Pfui!

Aber es war eine alte, ergraute Fichte, welche zwar weit über alle Andern hinwegsah, aber doch einen Zweig mit den ausgestreckten Fingern so weit herabsenkte, daß sie einem etwas dreisten Ahorn in den Haarbusch fassen konnte. Wie der vom Kopf bis zum Fuße zitterte! Diese klafterdicke Fichte hatten die Leute bis weit nach oben hin abgeästelt, bis sie plötzlich, der Mißhandlung müde, so in die Höhe geschossen war, daß die schlanke Tanne an ihrer Seite sie besorgt fragte, ob sie auch an die Stürme des Winters denke.

Ob ich ihrer gedenke? erwiderte die Fichte und schlug ihr mit den Zweigen um die Ohren, daß sie beinahe ihre Haltung verlor.

Die starkgliedrige dunkle Fichte hatte ihre Füße so gewaltig ausgestreckt, daß die Zehen wohl sechs Ellen von ihr entfernt und trotzdem noch dicker waren, als die dickste der Weiden; wie diese wenigstens eines Abends verschämt dem Hopfen zuflüsterte, der verliebt sich an ihr hinaufrankte. Die bärtige Fichte war sich ihrer Kraft aber wohl bewußt und rief deßhalb, während sie hoch oben, unerreichbar, Zweig nach Zweig in die bewegte Luft schoß: So ästelt mich doch, wenn ihr könnt!

Nein, das können sie nicht, sagte der Adler, indem er sich gnädig auf die Fichte niederließ und mit Anstand ein paar Blutflecken von einem zerrissenen Lamm abwischte. Ich denke, ich bitte die Königin sich hier niederzulassen; sie wird noch einige Eier legen, fügte er leiser hinzu, indem er auf seine kahlen Beine sah. Denn er schämte sich ihrer, und es kamen ihm flüchtige Erinnerungen aus seiner Frühlingszeit, wo man närrisch werden möchte, wenn die Sonne wieder wärmer zu scheinen beginnt. Dann hob er wieder sein Haupt und starrte unter den schattigen Brauen nach dem dunklen Urwald, ob die Königin ihm nicht entgegen fliege. Sie erhoben sich Beide in die klare, blaue Luft, und die Fichte sah ihnen nach, wie sie der höchsten Bergspitze zustrebten, sich niederließen, dann zu ihr zurückkehrten und ein Nest zu bauen begannen.

Aber unter den Uebrigen entstand allerlei Gerede, als sie sahen, welche Ehre der Fichte widerfahren war. Da war auch eine kleine, schmächtige Birke, welche sich in einem Weiher spiegelte und in eine kleine Meise verliebt hatte, die in den Zweigen der Birke ihren Mittagsschlaf zu halten pflegte. Sie hatte ihr den süßesten Duft gespendet und allerlei Käfer auf ihren klebrigen Blättern gefangen, zuletzt, als es recht heiß wurde, für sie ein kleines dichtes Haus von Zweigen gebaut und es mit frischen Blättern gedeckt, so daß die Meise sich eben darin häuslich niederlassen wollte. Jetzt aber, da der Adler sich auf der Fichte einen Horst gebaut, — da mußte sie wohl scheiden. Wie viel Thränen das kostete! Sie sang ein rührendes Abschiedslied, aber leise, ganz leise, damit der Adler es nicht höre.

Auch einigen kleinen Sperlingen am Sumpfe ging es nicht besser. Die hatten solch ein sündiges Leben geführt, daß eine Drossel, dicht neben ihnen in einer Esche, oft nicht einzuschlafen vermochte und Migräne bekam. Ein würdiger Specht auf einem benachbarten Baume hatte darüber so gelacht, daß er beinahe vom Aste gefallen wäre. Als sie aber den Adler wahrnahmen, in der Königsfichte, da mußte Alles was fliegen konnte, Drossel, Specht und Sperlinge, Hals über Kopf davon. Die Drossel aber verschwor sich hoch und theuer, niemals wieder in der Nähe von Sperlingen eine Wohnung zu miethen.

So stand nun der Wald verlassen und nachdenklich

mitten in dem heitren Sonnenschein. Von nun an kam ihm alle seine Freude lediglich von der großen Fichte, aber das war eine magere Freude. Der Wald beugte sich bange, wenn der Nordwind kam, die Fichte schlug die Luft mit ihren gewaltigen Zweigen, aber der Adler umkreis'te sie ruhig, als wäre es bloß ein Lufthauch, der ihm den Weihrauch vom Walde zuführte. Was zu dem Fichtengeschlechte gehörte, fühlte sich sehr glücklich. Zwar ein Adlernest hatte keine von ihnen zu wiegen, aber — was thut es — „wir gehören doch zur Aristokratie!" — —

— Was liegst du da und worüber denkst du nach? fragte Ingrid, indem sie hinter ein paar Büschen vortrat, die sie lächelnd zur Seite bog. Thorbjörn stand auf.

Nun, es kann einem wohl Manches im Kopfe herumgehen! erwiderte er und sah trotzig über die Bäume weg; übrigens reden sie schon wieder in der Bygde allerlei dumme Geschichten, fügte er hinzu, indem er seine Jacke mit der Hand abbürstete.

Was kümmerst du dich doch immer darum, was die Menschen reden!

Nun, ich weiß nicht mit Sicherheit — aber — sie haben noch nichts geredet, was nicht in meiner Gemüthsart läge, wenn auch meine Handlungen bis jetzt besser gewesen sind.

Das ist nicht schön gesprochen.

Das soll es auch nicht sein! sagte er und fügte nach einer Weile hinzu: aber es ist wahr.

Sie setzte sich auf den Rasen, er blieb stehen und sah vor sich hin.

Ich könnte leicht so werden, wie die Menschen mich haben wollen; sie sollten mich so lassen wie ich bin.

Also wird es schließlich doch wohl an dir liegen.

Kann sein, aber die Andern sind mitschuldig. — Ich sage, ich will Ruhe haben! fuhr er, beinahe schreiend, fort und blickte nach dem Adlerneste.

Aber Thorbjörn! flüsterte Ingrid.

Er sah sich freundlich nach ihr um und sagte:

Sei nur ruhig; wie gesagt — es kann einem Vieles durch den Kopf gehen. — Hast du heute mit Synnöve gesprochen?

Ja, sie ist schon hinauf zu den Säterhütten.

Heute?

Ja.

Mit dem Vieh von Solbakken?

Ja.

Tralala! Tralala!

Und die Sonne blickt' auf den Baum so hold,
Triumlire!
„Stehst du da und flimmerst von lauter Gold?“
Triumlit, triumlang, —
Der Vogel erwachte und sang:
„Das klingt ja so wunderschön!“ —

Morgen ziehen wir hinauf, sagte Ingrid, welche ihn auf andere Gedanken bringen wollte.

Ich werde euch treiben helfen, sagte Thorbjörn.

Nein, der Vater will selber mitkommen.

So? erwiderte er und schwieg.

Der Vater fragte heute nach dir.

That er das? sagte Thorbjörn, indem er mit seinem Messer einen Zweig abschnitt und die Rinde abschälte.

Du solltest öfter mit dem Vater reden, meinte sie, er ist dir sehr gut.

Das kann wohl sein.

Er spricht oft von dir, wenn du fort bist.

Desto seltener, wenn ich zu Hause bin.

Da bist du selber schuld.

Das kann wohl sein.

So mußt du nicht reden, Thorbjörn; du weißt recht gut, was zwischen euch ist.

Was ist es denn?

Soll ich es dir sagen?

Das kommt wohl auf Eins heraus, Ingrid; du weißt, was ich weiß.

Freilich. Du bist ihm zu trotzig und verwegen; du weißt, daß er das nicht mag.

Ach nein, er möchte mich noch auf seinem Schooße halten.

Ja, besonders wenn du Lust bekommst, dich zu raufen.

Sollen denn die Leute das Recht haben, zu thun und zu reden, was sie wollen?

Nein, aber du kannst ihnen auch ein wenig aus

dem Wege gehen; das hat er selber gethan und ist doch von Allen geachtet.

Sie haben ihn vielleicht nicht so schlimm behandelt.

Ingrid schwieg eine Weile, sah sich um und sagte dann:

Es lohnt kaum noch einmal darauf zurückzukommen, aber doch — wo du weißt, daß die Leute dir nicht gewogen sind, mußt du nicht hingehn.

Nein gerade, da will ich sein! Ich heiße nicht Thorbjörn Granliden für nichts und wieder nichts.

Er hatte die Rinde von dem Zweige abgeschält, jetzt schnitt er ihn mitten durch.

Ingrid bemerkte es, sah ihn an und fragte etwas zögernd:

Gehst du auf den Sonntag nach Nordhaug?

Ja.

Nachdem sie, ohne ihn anzusehen, eine Weile geschwiegen hatte, sagte sie wieder:

Weißt du, daß Knud Nordhaug nach Hause, zu der Hochzeit der Schwester gekommen ist?

Ja.

Jetzt blickte sie ihn fest an:

Thorbjörn! Thorbjörn!

Soll er jetzt größere Freiheit als früher haben, sich zwischen mich und Andere zu stellen?

Er thut es nicht, wenigstens nicht mehr, als die Andern wollen.

Es kann Keiner wissen, was die Andern wollen.

Das weißt du recht gut.

Sie sagt auf alle Fälle gar nichts.

Ach mit dir ist gar nicht zu reden! sagte Ingrid, sah ihn unwillig an, stand auf und drehte ihm den Rücken zu.

Er warf die Reste des Zweiges fort, steckte das Messer in die Scheide und wandte sich zu ihr mit den Worten:

Hör — ich habe die Geschichte beinahe satt. Die Leute bringen mich und sie ins Gerede, bloß weil sie nichts wissen. Und was Jene betrifft — ich komme ja nicht einmal mehr nach Solbakken, — weil, wie sie sagt, ihre Aeltern mich nicht leiden können. Ich darf sie nicht einmal besuchen, wie andere Burschen die Mädchen besuchen, weil sie zu den „Erleuchteten" gehört — weißt du — zu den Heiligen.

Thorbjörn! — fiel Ingrid ein und wurde etwas unruhig; aber er fuhr fort: Der Vater will sich nicht in die Sache mischen; verdiene ich sie, so werde ich sie auch kriegen, meint er. Der reine Unsinn dort — und nichts Besseres hier. Ja ich bin nicht einmal sicher, ob sie wirklich —

Ingrid legte ihm rasch die Hand auf den Mund, indem sie sich umkehrte. Es wurden wieder die Büsche auseinander gebogen, und es erschien eine hohe und schlanke Gestalt — Synnöve.

Guten Abend! sagte sie. Ingrid warf Thorbjörn

einen Blick zu, als wollte sie sagen: Da hast du's. Thorbjörn sah dagegen Ingrid an, als wollte er sagen: Das hättest du mir nicht thun sollen.

Keines blickte Synnöve an.

Ich darf mich wohl ein wenig setzen, ich bin heute schon so weit gegangen.

Mit diesen Worten setzte sie sich. Thorbjörn wandte sich zu ihr, als wollte er sehen, ob die Stelle auch trocken wäre. Ingrid hatte die Blicke nach Granliden schweifen lassen und rief nun plötzlich:

Ei seht! Fagerlin hat sich losgerissen und geht mitten auf dem Saatfeld! Das abscheuliche Thier! — Auch Kelleros — es ist die höchste Zeit daß wir auf Säter ziehen!

Und hinab ging's, ohne auch nur Lebewohl zu sagen.

Synnöve stand sofort auf.

Willst du gehen? fragte Thorbjörn.

Ja! erwiderte sie, aber sie blieb trotzdem.

Du kannst wohl noch ein wenig warten, meinte er, ohne sie anzusehen.

Ein ander Mal! lautete die etwas leise Antwort.

Das kann vielleicht lange dauern.

Sie sah nun auf, auch er sah sie an, es verging aber eine Weile, bis sie wieder etwas sprachen.

Setz dich doch, sagte er halb verlegen.

Nein, erwiderte sie und blieb stehen.

Er fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg; aber da that sie etwas, was er nicht erwartet hatte; sie

machte einen Schritt vorwärts, neigte sich ein wenig nach ihm, sah ihm in die Augen und sagte lächelnd:

Bist du auf mich böse?

Und wie er sie ansah, da weinte sie.

Nein, erwiderte er rasch und wurde über und über roth.

Er streckte ihr die Hand entgegen; aber da ihr die Augen voll Wasser waren, so sah sie es nicht, und er zog sie wieder zurück. Endlich sagte er:

Hast du denn das von vorhin gehört?

Ja, sagte sie, während sie aufblickte und lächelte, aber sie hatte noch mehr Thränen in den Augen als zuvor.

Er wußte nicht, was er thun oder sagen sollte, und da entfuhr es ihm:

Ich bin vielleicht wieder zu heftig gewesen.

Er hatte dieses mit sehr weichem Tone gesprochen. Sie schlug die Augen nieder, wandte sich ein wenig ab und sagte:

Wir sollten nicht beurtheilen, was wir nicht kennen.

Das klang allerdings ziemlich kalt, und es that ihm weh; er stand wie ein Knabe vor ihr und sagte, da er nichts Besseres fand:

Ich bitte dich um Verzeihung.

Aber nun brach sie wirklich in Thränen aus. Das war ihm zu viel; er ging zu ihr, faßte sie um den Leib und neigte sich über sie.

Bist du mir wirklich gut, Synnöve?

Ja, schluchzte sie.

Aber du bist nicht glücklich dabei?

Sie antwortete nichts.

Aber du bist nicht glücklich dabei? wiederholte er.

Sie weinte noch heftiger und wollte sich ihm entwinden. Synnöve! rief er und zog sie fester an sich. Sie lehnte sich an seine Brust und weinte.

Komm, wir wollen mit einander reden, sagte er und half ihr, indem sie sich in das Haidekraut setzte. Er nahm neben ihr Platz. Sie trocknete nun ihre Augen und versuchte zu lächeln. Aber es wollte ihr nicht recht gelingen. Er hielt ihre Hand fest und sah ihr ins Gesicht.

Liebe, warum darf ich nicht zu euch nach Solbakken kommen?

Sie schwieg.

Hast du niemals darum gebeten?

Sie schwieg wiederum.

Warum hast du es nicht gethan? fragte er und drückte ihre Hand fester.

Ich darf es nicht, erwiderte sie nun ganz leise.

Er zog den einen Fuß etwas zu sich, stützte den Ellbogen auf das Knie und legte seinen Kopf in die Hand.

Auf die Art komme ich wohl niemals hinüber, sagte er endlich.

Anstatt eine Antwort zu geben, riß sie das Haidekraut ab.

Ach ja — ich mag wohl Vieles gethan haben — was — nicht so war, wie es hätte sein sollen. — —

Sie sollten doch ein wenig Geduld mit mir haben — — Ich bin nicht schlecht (hier hielt er eine Weile an) — — bin auch noch jung — — wenig über zwanzig Jahre — — ich — — Er konnte nicht vollenden.

Aber die — die mich wirklich lieb hat, sagte er wieder — — sollte doch — — und nun konnte er nicht weiter. Da hörte er neben sich eine Stimme leise sagen:

Du mußt so nicht reden, — du weißt nicht, wie sehr Eine — — (und jetzt von Thränen erstickt) ich — ich — leide — so viel!

Er umschlang sie und drückte sie fest an sich.

Sprich mit deinen Eltern, flüsterte er, und du sollst sehen, Alles wird noch gut.

Alles hängt von dir ab, erwiderte sie leise.

Von mir?

Da wandte sich Synnöve zu ihm und schlang den Arm um seinen Hals:

Bleib du mir nur so gut wie ich dir, sagte sie mit großer Herzlichkeit und versuchte dabei zu lächeln.

Und thue ich das nicht? fragte er leise und mit weichem Tone.

Nein, nein; du hörst nicht auf mich; du weißt recht gut was uns verbinden könnte, aber du thust es nicht. Warum thust du es nicht?

Und da sie nun einmal ins Sprechen gekommen war, fuhr sie fort:

Ach mein Gott, wüßtest du, wie ich den Tag ersehnt habe, wo ich dich wieder auf Solbakken sehen würde.

Aber immer muß man hören, daß nicht Alles so sei, wie es wohl sein sollte, und noch dazu von den Eltern, die einem das zu verstehen geben.

Da ging ihm mit einem Male ein Licht auf; er sah sie deutlich dort auf Solbakken, wie sie des seligen Augenblicks harrte, da sie ihn an der Hand führen, vor ihre Eltern führen könnte, — aber er versagte ihr dieses Glück.

Das hättest du mir früher sagen sollen, Synnöve!

Und habe ich es nicht gethan?

Nein, nicht auf diese Art.

Sie schien ein wenig nachzudenken, dann sagte sie, während sie ihre Schürze in kleine Falten legte:

Dann geschah es wohl, weil — ich es nicht recht wagte!

Aber diese Worte, und daß sie Furcht vor ihm gehabt, ergriffen ihn so seltsam, daß er ihr, das erste Mal in seinem Leben, einen Kuß gab.

Sie fühlte sich dadurch wie verwandelt. Sie hörte zu weinen auf, versuchte zu lächeln und blickte verwirrt zu Boden; endlich sah sie in sein Gesicht und lächelte nun wirklich.

Sie sprachen kein Wort weiter, aber ihre Hände fanden sich, doch wagte Keines die des Andern zu drücken. Endlich stand sie auf, trocknete die Augen und das Gesicht und strich ihr Haar glatt, das ein wenig in Unordnung gerathen war.

Er saß noch immer in stillen Gedanken, während

er sie anblickte: Nun, ist sie blöder als die anderen Mädchen in der Bygde und fordert sie, daß man mit ihr anders umgehe — dagegen läßt sich nicht gerade etwas sagen.

Er folgte ihr hinauf zu den Säterhütten, welche nicht weit von dort lagen. Er hätte gerne ihre Hand gefaßt, aber ein eigenthümliches Gefühl machte, daß er sie kaum zu berühren wagte; ja es kam ihm seltsam vor, daß sie ihm auch nur gestatlete neben ihr hinzugehen.

Als sie sich trennten, sagte er:

Du sollst sehen, es wird lange dauern, bis du wieder etwas Schlimmes von mir zu hören bekommst. —

Nach Hause gekommen, sollte er Getreide vom Speicher auf die Mühle tragen; denn die Leute aus der Bygde weit und breit mahlten ihr Getreide auf der Granlidenmühle, wenn das Wasser in ihren Bächen versiegt war. Der Granlidenfluß trocknete aber niemals aus. Es gab recht viele Säcke zu tragen, darunter große und sehr große. Die Frauenzimmer wuschen nicht weit davon Wäsche. Thorbjörn ging zu dem Vater hin, faßte einen Sack an und fragte:

Soll ich dir vielleicht helfen?

Ich kann das schon allein, erwiderte Sämund, nahm rasch einen Sack auf den Rücken und trug ihn nach der Mühle.

Da sind noch viele, sagte Thorbjörn, faßte die zugebundenen Enden von zwei großen Säcken, stellte sich

mit dem Rücken gegen sie, hielt sie mit den Händen über seinen Schultern fest und stützte auf beiden Seiten die Ellbogen dagegen. Mitten auf dem Wege begegnete er Sämund, welcher nach Mehreren zurückging. Der Vater sah ihn flüchtig an, sagte aber nichts. Als Thorbjörn seinerseits wieder nach dem Speicher ging, kam ihm Sämund mit zwei noch größeren Säcken entgegen. Dieses Mal nahm Thorbjörn nur einen kleinen. Als Sämund ihm begegnete, sah er ihn wieder an, aber länger. So kam es denn, daß sie später zu gleicher Zeit auf dem Speicher zusammentrafen.

Von Nordhaug ist auch eine Einladung gekommen, sagte Sämund, zur Hochzeit, auf den Sonntag.

Ingrid blickte von ihrer Arbeit auf und sah ihn bittend an, die Mutter ebenfalls.

So? sagte Thorbjörn trocken, indem er die beiden größten Säcke ergriff.

Wirst du gehen? fragte Sämund finster.

Nein!

Viertes Kapitel.

Die Granlidsäterhütten hatten eine schöne Lage. Man vermochte von ihnen die ganze Bygde zu übersehen, zuvörderst Solbakken inmitten seiner Bäume, weiterhin die andern Höfe. Die ganze Landschaft mit ihren grünen Wiesen, den freundlichen Häusern, umkränzt von dem

dunklen Urwalde, blickte wie ein heimliches, stilles Plätzchen, das man den bösen Mächten der Wildniß abgerungen. Vierzehn Höfe konnte man von hier aus zählen. Vom Granlidenhof erblickte man bloß die Dächer, und auch diese nur von dem höchsten Punkte der Säterweiden. Hier saßen die Mädchen gern und sahen nach dem Rauch, der aus den Schornsteinen aufstieg.

Nun kocht die Mutter zu Mittag, sagte Ingrid, heute haben sie Rauchfleisch oder Speck.

Hör, rufen sie jetzt nicht die Leute? fragte Synnöve; wo mögen die wohl heute arbeiten?

Und ihre Augen folgten dem Rauche, der in die durchsichtige, sonnige Luft aufstieg, dann aber, sich gleichsam duckend und besinnend, in einem breiten Zuge über den Wald zog, immer dünner und dünner wurde, bis er zuletzt nur wie ein wehender Schleier erschien und dann ganz verschwand. Mancherlei Gedanken und Vorstellungen stiegen in ihrer Seele auf, wenn sie über die Bygde blickten. Heute blieben sie am Nordhaug haften, wo man noch immer die Hochzeit feierte; denn sie sollte genau sechs Tage währen. Von Zeit zu Zeit drangen Schüsse zu ihnen herauf und wohl auch ein kräftiger Ruf.

Da geht es lustig her, meinte Ingrid.

Ich mißgönne es ihnen nicht, erwiderte Synnöve und nahm ihr Strickzeug.

Es wäre aber doch hübsch, wenn wir dort sein könnten, sagte Ingrid, die unverwandt nach dem Hofe sah und nach den Leuten, die zwischen den Häusern hin

und her gingen, die einen nach dem Speicher hin, wo wahrscheinlich Tische gedeckt standen; Andere weiter davon, und paarweis sich unterhaltend.

Ich begreife nicht, was einen dorthin ziehen könnte, sagte Synnöve.

Eigentlich ich auch nicht, erwiderte Ingrid, die vor ihr kauerte, vielleicht ist es das Tanzen, setzte sie hinzu.

Synnöve schwieg.

Hast du niemals getanzt? fragte Ingrid.

Nein.

Hältst du es für eine Sünde zu tanzen?

Ich weiß es selber nicht.

Ingrid sprach nicht weiter darüber, denn ihr fiel ein, daß die Haugianer das Tanzen streng verboten, und sie mochte nicht weiter forschen, ob Synnöve etwa anderer Meinung wäre als ihre Eltern. Aber wie einem denn so die Gedanken kommen, sagte sie nach einer Weile:

Einen besseren Tänzer als Thorbjörn habe ich noch nicht gesehen.

Synnöve zögerte ein wenig mit der Antwort und sagte dann:

Ja, er soll gut tanzen.

Du solltest ihn einmal tanzen sehen, platzte Ingrid heraus und sah sich nach ihr um.

Aber Synnöve erwiderte sofort: Nein, das mag ich nicht.

Ingrid stutzte, Synnöve aber bog sich über ihr

Strickzeug und zählte die Maschen. Plötzlich ließ sie die Arbeit in den Schooß fallen, sah heiter aus und rief:

So recht froh, wie heute, bin ich schon lange nicht gewesen.

Weßhalb? fragte Ingrid.

Ach — weil er nicht auf Nordhaug tanzt — heute!

Ingrid schwieg, wie in Gedanken versunken, dann sagte sie:

Allerdings soll es nicht wenige Mädchen geben, die sich nach ihm sehnen.

Synnöve wollte etwas erwidern, zog eine Nadel heraus und schwieg.

Thorbjörn sehnt sich wohl auch dorthin, das weiß ich genau, sagte Ingrid, merkte aber erst jetzt, wie Synnöve davon berührt wurde, denn sie saß ganz roth und erregt da. Da schlug Ingrid die Hände zusammen, rutschte auf den Knieen durch das Haidekraut zu Synnöve und sah ihr in die Augen.

Nun erst erkenne ich, was du so manchen lieben Tag vor mir verborgen gehalten hast, sagte sie lächelnd.

Was meinst du? fragte Synnöve und sah sie verwirrt an.

Du bist nicht auf Thorbjörn böse, weil er tanzt, sagte Ingrid.

Synnöve erwiderte nichts; Ingrid's Gesicht war aber ein einziges Lächeln, sie faßte Synnöve um den Hals und flüsterte ihr ins Ohr:

Aber du bist böse, wenn er mit Anderen tanzt als mit dir.

Was du für albernes Zeug sprichst! sagte Synnöve, indem sie sich von ihr losriß und aufstand. Ingrid stand auch auf und ging ihr nach.

Das ist Sünde, große Sünde, daß du nicht tanzen kannst, Synnöve! sagte sie lachend; komm, du mußt es gleich von mir lernen! Dabei umfaßte sie Synnöve.

Was willst du? fragte diese.

Dich tanzen lehren, damit du dich nicht mehr mit dem Gedanken plagst, daß er mit Anderen tanzt als mit dir.

Nun mußte auch Synnöve lachen oder doch wenigstens so thun, als ob sie lache.

Es könnte uns Jemand sehen, sagte sie.

Gott segne dich für diese Antwort, so thöricht sie auch ist, erwiderte Ingrid, indem sie sich Mühe gab, Synnöve im Takte zu drehen und mit sich fortzuziehen.

Nein, nein, es geht nicht.

So froh seist du lange nicht gewesen, sagtest du nur eben! Komm! Komm!

Wenn ich's nur könnte!

Versuch es nur, du wirst schon sehen, es geht.

Du bist so wild, du, Ingrid.

Gerade so sagte die Katze zum Sperling, als er nicht stillsitzen wollte — komm!

Ich möchte schon, — aber —

Nun, ich bin Thorbjörn und du seine junge Frau, die nicht leiden kann, daß er mit Anderen tanzt.

Aber — Ingrid sang; — Aber — wendete Synnöve ein, — aber sie tanzte bereits. Es war der „Springtanz.“ Ingrid nahm große Schritte und focht mit den Armen gewaltig umher, Synnöve folgte ihr trippelnd und die Augen niedergeschlagen. Ingrid sang:

Und der Fuchs lag unter dem Birkenstumpf
Auf der Haide.
Und der Hase sprang über den trocknen Sumpf
Auf der Haide.
„Das ist noch ein Tag voll Sonnenschein,
Da läßt sich's tanzen und fröhlich sein
Auf der Haide!“

Und der Fuchs lacht' unter dem Birkenstumpf
Auf der Haide.
Und der Hase sprang über den trocknen Sumpf
Auf der Haide.
„Ich bin so froh, mich grämt kein Ding, —
„„Hui — hei — komm her zu mir und spring
Auf der Haide!““

Und der Fuchs lauert' unter dem Birkenstumpf
Auf der Haide.
Und der Hase sprang über den trocknen Sumpf
Auf der Haide.
„Daß Gott erbarm', ach du bist dort!“ — —
— „„Ei, Lieber, was tanzest du immerfort
Auf der Haide?““

Nun, ging das nicht wunderschön? fragte Ingrid, als sie Beide athemlos aufgehört hatten.

Synnöve lachte und erwiderte, sie möchte wohl noch mehr tanzen.

Ei, da steht nicht gerade was im Wege, meinte Ingrid, und sie fingen von Neuem an, indem Ingrid ihr zeigte, wie sie die Füße zu setzen habe; — denn der Walzer ist sehr schwer — der —

Nun, es wird schon gehn, wenn ich nur erst Takt halten kann, sagte Synnöve.

Ingrid meinte, sie solle es nur versuchen, und fing zu singen an. Auch Synnöve sang, erst leise, dann lauter.

Da stand Ingrid mit Einem Male still, indem sie Synnöve losließ, klatschte verwundert in die Hände und rief: Du kannst ja walzen!

Still, wir wollen davon noch schweigen, erwiderte Synnöve und umfaßte Ingrid, um weiter zu tanzen.

Aber, sag mir, wo hast du das gelernt? —

Tralala — tralala — und sie drehte Ingrid herum.

Da faßte auch diese sie so recht von Herzen und sang:

Sieh, tanzt nicht die Sonn' überm Haukelidfjeld? —
Tanz, Liebste, bald dunkelt's am Himmelszelt!
Und tanzt nicht der Fluß in das Meer hinab?
Tanz, Bursche, dort wartet deiner ein Grab!
Die Birke beugt sich und neigt sich dem Wind,
So umkreise mich — sieh, was brach da, mein Kind?
Sieh — —

Das klingt Alles so sonderbar, was du singst — sagte Synnöve.

Ich weiß nicht, was ich singe, ich — — das hat Thorbjörn gesungen.

Das ist eine von Slave-Bent's Weisen, ich kenne die.

Ist es von ihm? fragte Ingrid halberschrocken und schwieg. Plötzlich schien sie etwas auf dem Wege unten zu bemerken.

Sieh — kommt da nicht einer von Granliden her auf der Landstraße gefahren?

Synnöve blickte nun auch hin.

Ist Er es? fragte sie.

Ja, es ist Thorbjörn, der nach der Stadt fährt. —

Es war in der That Thorbjörn auf der Fahrt zur abgelegenen Stadt, schwer beladen, weßhalb er auch ganz langsam auf der staubigen Straße fuhr. Diese konnte von den Säterhütten recht gut gesehn werden. Als er die Stimmen hörte, stieg er oben auf den Wagen und stieß einen Jauchzer aus, daß es von den Bergen wiederklang. Er lauschte auf das Echo und jauchzte von Neuem, wenn die seltsamen Töne verklungen waren. Jetzt bliesen sie oben auf der Luur, und er antwortete. So ging es eine ganze Weile fort; er blickte voll Seligkeit nach Solbakken hinüber und wähnte, so hell habe die Sonne noch nie darüber geschienen. Während er aber so oben saß und in die Ferne spähte, vergaß er das Pferd, das ging, wo es ihm beliebte. Aus diesem Zustande wurde er aufgerüttelt, indem das Pferd plötzlich nach der Seite sprang, die Gabel zerbrach und in wilder Fahrt über den Nordhaug-Acker lief, denn in dieser Rich-

tung führte der Weg. Er stemmte stehend den Fuß ein und versuchte es aufzuhalten; ein Kampf entstand zwischen ihm und dem Thiere; es wollte mit aller Gewalt einen steilen Abhang hinab, aber er hielt es fest, mit solcher Kraft, daß es sich bäumte. Da sprang er rasch hinab und hatte, bevor das Pferd weiter vermochte, schon die Leine um einen Baum geschlungen. Nun mußte es wohl stehn. Die Last war zum Theil hinabgefallen, die Gabel entzwei, das Pferd stand und zitterte am ganzen Leibe. Er faßte es vorn am Zügel und suchte es zu besänftigen, zog es aber vom Abgrunde weg, für den Fall, daß es von Neuem wild würde. So eingeängstigt war das Thier, daß er ihm nur sprungweise zu folgen vermochte, weiter und weiter, bis er es wieder auf der Landstraße hatte. Während dessen konnte er die Ladung sehen, die verstreut umherlag, das meiste zerbrochen, der Inhalt beschädigt und verdorben. Bis dahin war seine ganze Aufmerksamkeit auf die Gefahr gerichtet gewesen, nun erkannte er erst, welche Folgen die Sache gehabt habe. Der Zorn übermannte ihn, umsomehr als von einer Fortsetzung der Fahrt nicht mehr die Rede sein konnte. Auf der Landstraße machte das Pferd noch einen Sprung und versuchte sich loszureißen. Das nahm ihm vollends die Besinnung. Mit der einen Hand das Pferd beim Gebiß festhaltend, gab er ihm mit seiner schweren Peitsche wiederholt Schläge auf den linken Schenkel, so daß es wie rasend sich bäumte und mit den Vorderfüßen seine Brust bedrohte. Aber er hielt es mit steifem Arme

von sich ab, schlug es noch viel heftiger und zuletzt mit dem dicken Ende seines Peitschenstiels.

Ich will dich lehren, du Bestie! — und er schlug.

Das Pferd schrie wiehernd — er schlug.

Ja, du sollst mir sehen, was mein Arm kann! — er schlug.

Das Pferd schnob, so daß der Schaum ihm über die Hand floß — aber er schlug weiter.

Das soll mir das erste und letzte Mal sein, du Racker — da! — noch Eins — So! du Kröte, du sollst mir gehorchen lernen! — Und er schlug.

Während dessen hatten sie ihre Stellung verändert, das Pferd leistete nicht länger Widerstand, sondern schnob und bebte bei jedem Hieb, und duckte sich gleichsam, wenn es die geschwungene Peitsche sah. Da fing Thorbjörn sich doch zu schämen an und er hörte auf. Zu gleicher Zeit nahm er aber einen Menschen wahr, der auf dem Rande des Grabens, den Kopf in beide Hände gestützt, dasaß und lachte. Er wußte nicht, wie es kam, aber es wurde ihm fast schwarz vor den Augen, und er stürzte, das Pferd noch immer festhaltend, mit geschwungener Peitsche auf ihn zu.

Ich will dich lehren mich auslachen!

Der Schlag fiel, traf aber nur halb, da der Mensch mit einem Schrei sich in den Graben warf. Hier, auf allen Vieren, wandte er sein Gesicht nach Thorbjörn, schielte ihn an und verzog den häßlichen Mund zum Lachen; doch hörte man keines. Thorbjörn stutzte; die

Art kam ihm so bekannt vor; in der That, es war Aslak.

Thorbjörn fühlte — er wußte nicht warum — wie es ihm kalt über den Rücken lief. So bist du es wohl gewesen, der das Pferd beide Male scheu gemacht hat! sagte er.

Ich lag bloß hier und schlief, antwortete Aslak, während er sich ein wenig aufrichtete, erst als du wie unklug auf das Pferd losschlugst, wachte ich auf.

Du hast es jedenfalls scheu gemacht, alle Thiere haben vor dir Angst; — und er streichelte das Pferd, das wie aus dem Wasser gezogen war.

Vor dir wird es nun wohl größere haben, als vor mir, sagte Aslak, ich wenigstens habe ein Pferd niemals so behandelt.

Halte deine Zunge im Zaume! erwiderte Thorbjörn und drohte ihm mit der Peitsche.

Meine Zunge im Zaume? — Ist das nöthig? — Nein — — Wo willst du denn hin! fügte er mit möglichst sanfter Stimme hinzu, während er sich Thorbjörn näherte, rechts und links schwankend, denn er war betrunken.

Ich gebe es auf, heute noch weiter zu kommen, erwiderte Thorbjörn, indem er das Pferd auszuspannen anfing.

Das ist sehr unangenehm, das — sagte Aslak sich an die Mütze greifend und ihm näher tretend. Was für ein großer, hübscher Kerl du geworden bist, seit ich dich

zuletzt gesehen habe. Dabei hatte er beide Fäuste in seinen Taschen, hielt sich, so gut es ging, aufrecht, und stierte Thorbjörn an, der das Pferd von den Trümmern des Wagens nicht losbekam. Thorbjörn brauchte Beistand, aber er konnte es nicht über sich bringen, ihn darum zu ersuchen. Denn Aslak sah scheußlich aus; seine Kleider beschmutzt; sein verzotteltes Haar bedeckte ein alter Hut von Wachstuch; sein Gesicht, das wohlbekannte, verzog sich zu einem Grinsen; die Augen saßen ihm noch tiefer im Kopfe, so daß er ihn hinten überbiegen mußte, wenn er — den Mund immer offen — einen ansehen wollte. Seine Gesichtszüge hatten ein durchaus schlaffes Aussehen; denn Aslak trank. Thorbjörn hatte ihn oft genug schon früher gesehen, wenn er als Lumpenhändler von Hof zu Hof fuhr und gerne da verweilte, wo etwas los war; denn er wußte mancherlei Lieder zu singen und gut zu erzählen, wofür er zur Belohnung Branntwein erhielt. So war er denn auch jetzt auf der Hochzeit auf Nordhaug gewesen, hatte es aber für gerathen erachtet, sich eine Weile zu entfernen, da er die Leute, nach seiner gewohnten Art, an einander gehetzt und gemerkt hatte, daß man wohl ihm selber zu Leibe gehen könnte.

Spanne das Pferd eher an den Wagen an als aus; du kannst mittlerweile nach Nordhaug gehen, um, was fehlt, zu holen.

Thorbjörn hatte auch schon den Gedanken gehabt, aber doch nicht recht daran denken mögen.

Da ist ja wohl eine große Hochzeit.

Also auch viele Hände, antwortete Aslak.

Thorbjörn stand eine Weile schwankend; aber ohne Beistand konnte er weder vorwärts noch zurück, so blieb ihm nichts übrig als nach dem Hofe zu gehen. Er band das Pferd fest und ging. Aslak folgte ihm. Als Thorbjörn sich nach ihm umsah, sagte er lachend: Ich komme mit einem hübschen Gefolge zur Hochzeit. Thorbjörn gab ihm keine Antwort und ging weiter. Aslak sang hinter ihm:

Es zogen zwei Bauern zum Hochzeitsschmaus, u. s. w.,
ein altes bekanntes Lied.

Du gehst rasch, sagte er nach einer Weile, du kommst schon noch hin.

Thorbjörn that als ob er ihn nicht hörte.

Als sie näher kamen, vernahmen sie den Lärm von Spiel und Tanz; an den offenen Fenstern des großen zweistöckigen Wohnhauses erschienen geröthete Gesichter; auf dem Hofe bildeten sich Gruppen. Er merkte, daß sie einander fragten, wer er wohl sei, daß sie ihn erkannten, auch dann und wann einen Blick nach dem Pferde unten und den über das Feld gestreuten Gegenständen warfen. Der Tanz brach plötzlich ab, der ganze Haufe wälzte sich auf den Hof, gerade als die Beiden ihn betraten.

Hier kommen zwei Hochzeitsgäste wider Willen! rief Aslak, als er, sich immer hinter Thorbjörn haltend, näher kam. Man begrüßte Thorbjörn und umringte ihn.

Glück und Segen der ganzen Gesellschaft, gutes

Bier auf dem Tisch, hübsche Mädchen auf dem Platz und gute Musikanten auf der Bank! schrie Aslak, indem er sich unter die Andern mischte. Einige lachten, Andere machten ein finstres Gesicht. Einer sagte:

Der Lumpen-Aslak ist doch immer ein lustiger Kerl!

Thorbjörn traf mehrere Bekannte, denen er seinen Unfall erzählte. Sie ließen es nicht zu, daß er selbst nach dem Pferde und Wagen ging, sondern veranlaßten Andere es zu thun. Der Bräutigam, ein junger Mensch, sein früherer Schulkamerad, bat ihn einzutreten, damit er vom Hochzeitsbiere schmecke; so zog man denn in das Haus. Hier wollten die Einen weiter tanzen, besonders die Frauenzimmer, die Andern wollten eine Weile trinken und sich von Aslak Schnurren erzählen lassen, da er doch nun einmal wieder zurückgekommen wäre.

Aber du mußt nicht so schändlich lügen wie erst! fügte Einer hinzu.

Thorbjörn fragte, wo denn die übrigen Leute wären.

Nun, lautete die Antwort, es ging hier etwas unruhig zu; jetzt schlafen sie oder spielen Karten, ein Paar sitzen auch mit Knud Nordhaug zusammen.

Er fragte nicht, wer Knud Nordhaug wäre.

Der Vater des Bräutigams, ein alter Mann, saß an einem Tische, rauchte seine Kalkpfeife und trank Bier dazu.

Komm doch einmal her, Aslak, und erzähle mir etwas, sagte er.

Bittet mich bloß der Eine, oder bitten mich noch

Andere? fragte Aslak, der sich rittlings auf einen Stuhl gesetzt hatte, am Ende von dem Tische, an dem die Anderen saßen.

Freilich — erwiderte der Bräutigam, indem er ihm ein Glas Branntwein reichte, ich bitte dich auch.

Bitten noch Andere auf dieselbe Manier? fragte Aslak.

Gewiß, sagte ein Mädchen, das auf einer Bank saß, indem sie ihm einen Krug mit Wein reichte. Es war die Braut, ein Frauenzimmer von etwa zwanzig Jahren, schlank, aber mager, mit großen Augen und einem energischen Zug um den Mund. Ich höre dir so gerne zu, sagte sie weiter. Der Bräutigam sah sie bei diesen Worten an, während sein Vater ihm einen Blick zuwarf.

Ja die Leute auf Nordhaug haben meine Geschichten immer gern gehört, sagte Aslak.

Auf ihr Wohl! Dabei leerte er ein Glas, das ihm ein Brautführer gereicht hatte.

So rück' denn heraus! riefen Einige.

Von dem Zigeunerweibe Sigrid, meinte Einer.

Nein, das ist nicht hübsch, fielen Andere, besonders die Frauen, ein.

Von der Schlacht bei Lier, bat Svend der Trommelschläger.

Nein lieber etwas Lustiges! rief ein langer Bursche, der in Hemdsärmeln sich an die Wand lehnte und mit seiner rechten Hand den vor ihm sitzenden jungen Mädchen

in das Haar faßte. Die schimpften ihn zwar aus, blieben aber doch sitzen.

Dann erzähle ich was mir gefällt, sagte Aslak.

Den Teufel auch! murmelte ein älterer Mann, der rauchend auf dem Bett lag und das eine Bein herabhängen ließ, während er mit dem andern fortwährend nach einer feinen Jacke, die über dem Bettende lag, stieß.

Laß meine Jacke in Ruhe! rief der Bursche an der Wand.

Laß meine Töchter in Ruhe! erwiderte der Liegende.

Nun standen die Mädchen auf und gingen fort.

Ja, ich erzähle was mir gefällt, rief Aslak nochmals, Branntwein im Magen schützt Kopf und Kragen! Dabei klatschte er in die Hände.

Nein, du mußt erzählen was wir wollen, rief der Mann im Bett, denn der Branntwein kommt von uns.

Was heißt das? fragte Aslak und riß die Augen auf.

Nun, das Schwein, das wir mästen, schlachten wir auch, erwiderte der Mann, während er mit dem Bein schlenkerte.

Aslak schloß die Augen wieder, sein Kopf sank ihm auf die Brust und er schwieg.

Die Leute sprachen zu ihm, aber er hörte nichts.

Der Branntwein hat ihn, sagte Der im Bett. Da sah Aslak wieder grinsend auf und sagte: Nun sollt ihr mir ein lustiges Stück hören! — Seht ihr wie lustig

das ist! fuhr er nach einer Pause fort und lachte mit weitgeöffnetem Munde, doch hörte man keinen Laut.

Er hat heute seinen guten Tag, sagte der Vater des Bräutigams.

Das versteht sich! Gebt mir einen Schnaps auf die Reise! sagte Aslak und streckte die Hand aus.

Man brachte ihn; er trank ihn langsam aus, legte den Kopf, während er noch den Rest im Munde hatte, hinten über, verschluckte ihn und sagte zu dem Manne im Bett:

Ja, ich bin euer Schwein, ich! — dabei lachte er wie das erste Mal, umfaßte das eine Knie mit beiden Händen, hob es in die Höhe und ließ es sinken, und bewegte zugleich seinen ganzen Körper vorwärts und zurück. Dabei fing er zu erzählen an.

Nun, es war ein Mädchen, die wohnte dort hinten in einem Thal. Wie das Thal hieß, darauf kommt es eben so wenig an, als wie sie hieß. Aber das Mädchen war hübsch, das schien dem Hofbesitzer auch so — ihm — bei dem sie diente. Sie bekam guten Lohn — bekam sie, und sie kriegte mehr, als sie haben sollte, sie kriegte ein Kind. Die Leute sagten: von ihm; aber das gab er nicht zu, denn er war verheirathet, und das sagte auch sie nicht, denn sie war zu stolz dazu, das arme Ding. Also sprach man eine Lüge bei der Taufe, und da es ein nichtsnutziger Schlingel war, den sie geboren hatte, so kam es darauf auch nicht an, ob er in einer Lüge getauft wurde.

Sie blieb aber im Hofe und das gefiel der Frau des Besitzers natürlich nicht. Kam ihr das Mädchen vor die Augen, so spie sie nach ihr, kam aber der hübsche Junge, um mit den Kindern des Mannes zu spielen, so ließ sie den Bankert fortjagen. Er sei nichts Besseres werth, meinte sie.

Sie quälte den Mann Tag und Nacht, er solle das Lumpenpack fortjagen. Aber er hielt sich stramm, so lange er ein Mann war. Zuletzt legte er sich aber aufs Trinken und da bekam die Frau die Zügel in die Hand.

Es ging dem armen Frauenzimmer schlimm genug, und es fehlte nicht viel, so verhungerte sie mit sammt dem Jungen, der nicht von der Mutter fort wollte.

So verging denn das erste und das zweite Jahr, zuletzt waren acht Jahre vergangen, und das Mädchen war noch immer auf dem Hofe. Aber jetzt sollte sie unter allen Umständen fort. — Und sie kam auch fort! — Bevor das aber geschah, stand das Gehöft in lichter Lohe, darinnen der Mann umkam, denn er war betrunken, — die Frau rettete sich mit den Kindern, und sie behauptete, kein Anderer als das Zigeunerweib habe das gethan. — Das war wohl möglich, das — vielleicht auch nicht. — — Ein seltsamer Bursche, ihr Junge! — Acht Jahre lang hatte er das Elend der Mutter gesehen, und er wußte auch, wer Schuld daran war. Denn die Mutter sagte es ihm oft, wenn er sie fragte, warum sie immer weine. Das that er auch an dem Tage, bevor sie fort sollten, und so war e r in der Nacht draußen. —

Aber sie kam auf Lebenszeit ins Zuchthaus, denn sie sagte dem Richter, den schönen rothen Hahn habe sie den Leuten aufs Dach gesetzt. — Der Junge zog auf der Bygde herum und wurde von allen Menschen unterstützt, weil er eine so schlechte Mutter habe. Doch er selber, mein' ich, sagte das nicht. — Das letzte Mal, daß ich ihn sah, war er betrunken; sie erzählten, er habe sich dem Trunk ergeben. Ob es wahr ist, das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß er etwas Besseres schwerlich thun konnte, als sich betrinken. — Es ist ein trauriger, schlimmer Mensch, könnt ihr mir glauben. Er liebt die Menschen nicht, auch nicht, daß sie einander gut sind, am wenigsten, wenn sie freundlich gegen ihn sind. Und so möchte er gern, daß die andern Alle ihm gleich wären — doch das sagt er bloß dann, wenn er betrunken ist. Und dann weint er, weint er so — wie wenn es regnet, und zwar über Nichts in der Welt, denn worüber in der Welt sollte er wohl weinen? — Er hat noch Keinem einen Pfennig weggestohlen oder andere schlechte Geschichten gemacht, wie Viele, so daß er eigentlich über nichts zu weinen hat. Und trotzdem muß er weinen und weinen, wie wenn es vom Himmel gießt. Und solltet ihr es einmal sehen, so glaubt ihm nicht, denn es geschieht bloß wenn er betrunken ist, und da kann ihm das nicht zur Last gelegt werden. — Bei diesen Worten fiel Aslak rücklings vom Stuhl und brach in ein heftiges Weinen aus. Aber auch das währte nicht lange, denn er war eingeschlafen.

Nun ist das Schwein voll, sagte Der im Bette, — so liegt er immer und flennt, bis er eingeschlafen ist.

Das war eine gräuliche Geschichte, sagten die Frauenzimmer, standen auf und gingen hinaus.

Er erzählt immer solche Geschichten, wenn man ihm die Wahl läßt, äußerte ein alter Mann an der Thüre, indem er aufstand; ich weiß nicht, weßhalb die Leute ihn noch immer anhören, fügte er hinzu und warf dabei einen Blick auf die Braut.

Fünftes Kapitel.

Einige von den Hochzeitsgästen gingen nun hinaus, andere wollten den Spielmann holen, damit der Tanz wieder beginnen könne; der war aber in einem Winkel eingeschlafen. Sie möchten ihn in Ruhe lassen, meinten Einige, denn seit man den Lars, seinen Kameraden, halb zu Schanden geschlagen, habe Ole länger als vierundzwanzig Stunden allein aushalten müssen und kein Auge zugemacht. — Jetzt kamen auch die Leute mit Thorbjörn's Pferd und Wagen. Man setzte sogleich einen anderen in Bereitschaft, da Thorbjörn trotz aller Bitten fort wollte. Besonders der Bräutigam suchte ihn zurückzuhalten, indem er sagte:

Es ist keine so große Freude für mich, hier zu sein, wie wohl Manche glauben.

Thorbjörn fiel das Wort zwar aufs Herz, er blieb aber bei seinem Entschlusse, fortzufahren, bevor es Abend würde. Als sie sahen, daß er nicht umzustimmen sei, zerstreuten sie sich auf dem Hofe.

Trotz der vielen Menschen ging es doch ziemlich stille her, von dem lustigen Treiben einer Hochzeit war nicht viel zu bemerken. Thorbjörn brauchte noch einen Pflock und ging ihn suchen; auf dem Hofe fand er nichts; so ging er weiter nach einem Holzschuppen, langsam und mit leisen Tritten, da ihm die melancholischen Worte des Bräutigams noch im Ohre klangen. Er fand hier zwar was er suchte, setzte sich jedoch, ohne recht zu wissen warum, Messer und Pflock in der Hand haltend, einen Augenblick hin. Da hörte er, wie Einer dicht neben ihm, auf der andern Seite der dünnen Wand, im Wagenschuppen, stöhnte.

Bist du's? — Wirklich? — hörte er eine Stimme, die eines Mannes, fragen. Er sprach nur in langen Zwischenräumen, weil ihm das Sprechen schwer zu werden schien.

Da hörte er auch, wie Jemand weinte, doch war es kein Mann.

Warum kamst du auch her? wurde gefragt, und offenbar von der Weinenden, denn Thränen erstickten ihre Stimme.

Hm — auf wessen Hochzeit sollte ich wohl spielen, — wenn nicht — auf deiner? erwiderte der erste.

Also Lars, der Spielmann, dachte Thorbjörn. Er

war ein großer, hübscher Mensch, und seine Mutter wohnte zur Miethe in einem Häuschen, das zum Hofe gehörte. Die Andere aber mußte die Braut sein.

Warum hast du nicht früher gesprochen? sagte sie langsam und mit beklommener Stimme, denn sie war offenbar sehr bewegt.

Ich glaubte, das wäre gar nicht nöthig, bei uns, antwortete er kurz.

Nach einer Pause sagte sie wieder:

Du wußtest doch, daß er herkam.

Ich hielt dich für stärker.

Thorbjörn vernahm jetzt wieder nichts als Schluchzen; endlich brach sie aus:

Warum sprachst du nicht?

Es hätte dem Sohn der alten Birthe wohl nicht viel genützt, mit der Tochter auf Nordhaug zu sprechen, lautete die Antwort nach einer Weile und nachdem er schwer geathmet und wiederholt gestöhnt hatte. Es dauerte lange bis eine Antwort erfolgte.

Wir haben uns doch so manches Jahr gekannt! hieß es.

Du warst so stolz — Einer wagte gar nicht ordentlich mit dir zu reden!

Und doch gab es nichts auf der Welt was mir lieber gewesen wäre. — Ich wartete jeden Tag — wenn wir uns trafen, — ich glaube fast, ich bot mich dir an. So meinte ich — du verschmähtest mich. —

Da wurde es wieder ganz stille. Thorbjörn hörte

keine Antwort, kein Weinen mehr, er hörte nicht einmal mehr den schweren Athem des Kranken. Ihm fiel der Bräutigam ein, den er als einen braven Menschen kannte, und es that ihm in seiner Seele leid. Da sagte sie wieder:

Ich fürchte, er wird wenig Freude von mir haben, er, der so — —

Es ist ein braver Mensch, erwiderte der Kranke, der wieder heftige Brustbeschwerden zu haben schien. Es war als ob sie den Schmerz mitempfand, denn sie äußerte:

Es thut dir gewiß recht weh — aber wir wären wohl kaum dazu gekommen, uns auszusprechen, wäre das nicht passirt. Ja, da erst, als du auf Knud losgingst, verstand ich dich.

Ich vermochte es nicht länger zu ertragen — sagte er, und nach einer Weile: Knud ist ein schlimmer Mensch.

Ja, er ist nicht gut, erwiderte die Schwester.

Nach einer langen Pause sagte er wieder:

Ich möchte wohl wissen, ob es noch einmal mit mir besser wird. Aber das ist nun auch Alles eins.

Geht es dir schlecht, mir geht es schlimmer, — und wieder heftiges Weinen.

Gehst du? — fragte sie ihn.

Ja, lautete die Antwort, und dann: Ach ja, ach ja, was wird das für ein Leben sein!

Weine nicht so, sagte er, der liebe Gott macht wohl bald ein Ende mit mir, und du wirst sehen, es wird auch mit dir besser werden.

Jesus, Jesus, daß du nicht sprachst! — rief sie mit von Thränen unterdrückter Stimme, und schien die Hände zu ringen. Es war Thorbjörn, als ob sie fortginge. Vielleicht war sie auch nicht mehr im Stande weiter zu sprechen. Er vernahm eine Weile nichts mehr, stand auf und ging.

Den Ersten Besten, welchen er auf dem Hofe traf, fragte er:

Was ist das für eine Geschichte mit Lars, dem Spielmann, und Knud Nordhaug?

Mit dem Spielmann? — Nun — sagte Per Husmand und zog die Stirn in Falten, als wollte er darin etwas verbergen — du kannst schon danach fragen, es war wenig genug. Knud fragte den Lars bloß, ob seine Fiedel auf dieser Hochzeit auch einen hübschen Klang habe.

In diesem Augenblicke ging die Braut an den Sprechenden vorüber; sie hatte das Gesicht abgewandt, als sie aber Lars nennen hörte, sah sie dieselben mit ihren großen, rothverweinten Augen verwirrt an. Im Uebrigen hatte ihr Gesicht einen so kalten Ausdruck, daß Thorbjörn, der an ihre Worte von vorhin dachte, sie kaum wiedererkannte. Da dämmerte es ihm mehr und mehr.

Etwas weiter auf dem Hofe stand das Pferd und wartete; er steckte den Pflock ein und sah sich nach dem Bräutigam um, weil er sich von ihm verabschieden wollte. Da er ihn indessen nicht wahrnahm, ihn auch nicht auf-

suchen mochte, setzte er sich auf. In diesem Augenblicke hörte er von der linken Seite des Hofes her lärmen und schreien. Ein ganzer Haufen kam aus dem Speicher heraus, ihnen voran ein großer Mann, welcher in Einem fort rief:

Wo ist er? — Hat er sich verkrochen? — Wo ist er?

Dort, dort, sagten Einige.

Haltet ihn zurück, sagten Andere, das gibt noch ein Unglück.

Ist das Knud? fragte Thorbjörn einen jungen Menschen, der neben seinem Wagen stand.

Ja, er ist betrunken, und dann sucht er immer Händel.

Thorbjörn saß schon auf dem Wagen und trieb das Pferd an.

Nein, halt, Kamerad! hörte er hinter sich rufen. Er zog die Zügel an, da das Pferd aber trotzdem weiter ging, ließ er es gehen.

Was, hast du Angst, Thorbjörn Granliden? klang es ihm näher. Nun zog er die Zügel fester an, sah sich aber nicht um.

Steig' ab, wir wollen eins trinken! schrie Einer ihm nach.

Thorbjörn wandte sich um und sagte:

Schön' Dank, ich muß nach Hause.

Während sie so noch weiter verhandelten, war der

ganze Haufen an den Wagen gekommen. Knud trat vor das Pferd, klopfte ihm auf den Hals und faßte es am Zaume. Er war ein großer Mensch, mit hellem aber struppigem Haar und stumpfer Nase. Sein Mund war groß, seine wasserblauen Augen blickten verwegen. Mit seiner Schwester hatte er nur geringe Aehnlichkeit; ein Zug um den Mund und die hohe Stirn erinnerten an sie, doch erschienen bei ihm ihre feinen Züge ins Rohe und Derbe gezogen.

Was willst du für den Gaul haben? fragte Knud.

Ich will ihn nicht verkaufen, erwiderte Thorbjörn.

Du denkst wohl, ich kann ihn nicht bezahlen?

Ich weiß nicht was du kannst.

So? Zweifelst du daran? Da solltest du dich doch in Acht nehmen! sagte Knud.

Jener Bursche, der vorhin an die Wand gelehnt gestanden und den Mädchen in das Haar gefaßt hatte, sagte jetzt zu einem neben ihm Stehenden:

Dieses Mal hat der Knud nicht den Muth.

Das hörte Knud.

Ich nicht den Muth? — Wer sagt das? — Ich nicht den Muth! schrie er.

Es kamen mehr und mehr dazu.

Aus dem Wege! Seht ihr das Pferd nicht? rief Thorbjörn und trieb es an. Er wollte fort.

Was! Sagst du zu mir: Aus dem Wege? fragte Knud.

Ich sagte: dem Pferde, laßt mich — sagte Thorbjörn, ohne freilich auszubiegen.

Was, willst du mich überfahren? schrie Knud.

So geh fort! — Das Pferd hob den Kopf in die Höhe, sonst hätte es den Knud vor die Brust gestoßen.

Da faßte Knud es beim Zügel, und weil es sich der Schläge von vorher erinnerte, fing es zu zittern an. Das griff aber dem Thorbjörn, der sich jener Behandlung des Pferdes schämte, in die Seele. Sein Zorn suchte einen andern Gegenstand. Er stand auf, holte mit der Peitsche aus und versetzte Knud einen Schlag über den Kopf.

Du schlägst? schrie Knud und kam heran. Thorbjörn sprang vom Wagen:

Du bist ein schlechter Mensch, sagte er leichenblaß, während er die Leinen dem Burschen aus der Stube, der sich dazu anbot, in die Hand gab.

Aber der Alte, der von der Thüre aufgestanden war, als Aslak seine Geschichte beendigt hatte, ging zu Thorbjörn, faßte ihn am Arme und sagte:

Sämund Granliden ist ein zu braver Mann, als daß sein Sohn sich mit solchen Raufbolden einlassen sollte!

Das machte Thorbjörn ruhiger, aber Knud schrie:

Ich ein Raufbold? Das ist er eben so gut wie ich, und mein Vater ist eben so gut wie seiner. Komm an! — Das ist doch sonderbar, daß die Leute aus der Bygde noch immer nicht wissen, wer von uns Beiden der

Stärkere ist! fügte er hinzu, während er sein Halstuch abnahm.

Wir erproben das wohl noch, erwiderte Thorbjörn.

Da sagte der Mann, welcher erst im Bette gelegen hatte:

Die sind wie zwei Kater, die müssen sich erst Courage anreden.

Thorbjörn hörte es wohl, sagte aber nichts.

Einer und der Andere in dem Haufen lachte; Einer meinte, alle Schlägereien auf dieser Hochzeit hätten ein schlimmes Ende genommen; es sei nicht gut, einen fremden Menschen mit hereinzuziehen, der ruhig seiner Wege gehn wolle.

Thorbjörn sah sich nach dem Pferde um, er wollte fort. Aber jener Bursche hatte den Wagen umgewandt und ihn ein Ende weiter gefahren.

Wonach siehst du dich um? fragte Knud, deine Synnöve ist weit weg von hier.

Was geht sie dich an?

Freilich, solche scheinheilige Weibspersonen kümmern mich nicht, aber vielleicht stiehlt sie dir die Courage weg.

Das war zu viel für ihn, man sah, daß er mit den Augen den Kampfplatz maß.

Wieder schlugen sich einige ältere Männer ins Mittel und meinten, Knud habe auf dieser Hochzeit schon genug Unheil angerichtet.

Mir soll er nichts thun! sagte Thorbjörn, und da Jene es hörten, schwiegen sie.

Andere sagten:

Laßt sie nur, dann werden sie um so bessere Freunde; sie haben sich lange genug scheel angesehen.

Ja, sagte Einer, jeder von ihnen hält sich für den Stärksten in der Bygde, wir wollen doch einmal sehen, wie es damit steht.

Habt ihr wohl etwas gesehen, das dem Thorbjörn Granliden ähnlich ist? sagte Knud. Mir war, als hätte ich ihn eben hier auf dem Hofe gesehen.

Ja, hier ist er, sagte Thorbjörn und versetzte ihm zugleich einen solchen Schlag an das rechte Ohr, daß er taumelte und von den Nahestehenden aufgefangen wurde.

Nun wurde es mäuschenstille.

Knud stand auf und stürzte, ohne ein Wort zu sagen, auf Thorbjörn los. Aber Beide waren im Faustkampf wohl erfahren. Thorbjörn's Schläge fielen oft und schwer.

Da hat Knud seinen Mann gefunden, sagte der beim Wagen, macht Platz!

Die Frauenzimmer zogen sich zurück. Nur Eine hatte sich oben auf die Treppe gestellt, um besser sehen zu können — die Braut. Als Thorbjörn sie erblickte, hielt er einen Augenblick inne. Da nahm er plötzlich in Knud's Hand ein Messer wahr, erinnerte sich ihrer Worte, daß er kein guter Mensch sei, und traf mit einem wohlgezielten Schlage Knud's Unterarm so heftig, daß das Messer ihm aus der Hand fiel und der Arm herabsank.

Au! das traf! schrie Knud.

Meinst du? fragte Thorbjörn und ging von Neuem auf ihn los, faßte ihn, hob ihn hoch in die Höhe und warf ihn zu Boden, so daß es krachte. Ein Anderer hätte sich gewiß ergeben, aber Knud hatte einen guten Rücken. Thorbjörn schleppte ihn ein Ende weiter, die Leute wichen ihnen aus, und so ging das rings um den ganzen Hof, bis zur Treppe, wo er ihn noch einmal hoch aufhob und niedersetzte, so daß die Kniee nachgaben und Knud der Länge nach über die steinerne Stufe fiel. Er blieb unbeweglich liegen, schloß die Augen und stöhnte laut. Als Thorbjörn sich aufrichtete, fielen seine Blicke auf die Braut, die unbeweglich dastand und zusah.

Leg' ihm etwas unter den Kopf, sagte sie, drehte sich um und ging hinein.

Zwei alte Frauen gingen vorüber und die eine sagte zu der andern:

Herr Gott, da liegt schon wieder Einer! — Wer ist das?

Ein Mann antwortete: Er, Knud Nordhaug.

Da sagte die andere Frau: Es scheint, daß es mit den Raufereien hier ganz überhand nimmt; und doch gibt es so vieles Andere, wozu sie ihre Kräfte brauchen könnten.

Da sprachst du ein wahres Wort, Randi, meinte die Erste. Gott helfe ihnen dahin, daß sie sich in Ruhe lassen und lieber den Blick auf Höheres richten.

Diese Worte fielen Thorbjörn schwer aufs Herz.

Er sprach kein Wort, sondern stand wie betäubt und sah die Leute an, die sich mit dem Gefallenen beschäftigten. Einige sprachen zu ihm, er gab aber keine Antwort. Dann wandte er sich langsam um; Synnöve's Bild trat vor seine Seele, und es war ihm als müßte er in die Erde sinken vor Scham. Indem hörte er hinter sich rufen: Nimm dich in Acht, Thorbjörn! Aber bevor er sich umkehren konnte, fühlte er sich an den Schultern gepackt, niedergedrückt und empfand nichts als einen stechenden Schmerz, ohne zu wissen wo. Er vernahm rings um sich Stimmen, Wagengerassel, und es war ihm als ob er selber fahre, doch wußte er es nicht genau.

Das Alles dauerte sehr lange, ihm wurde bald kalt, bald warm, und dann so leicht, so wunderbar leicht zu Muth, als würde er durch die Luft getragen — und jetzt begriff er Alles. Er glitt über die Wipfel der Bäume, von dem einen zum andern, und so kam er zu den Weiden, höher hinauf zu den Säterhütten und zuletzt auf die höchsten Bergesspitzen. Da stand Synnöve und beugte sich weinend über ihn und fragte ihn, warum er nicht gesprochen habe? Sie weinte immer mehr und meinte, er hätte doch selbst gesehen, daß Knud Nordhaug ihm im Wege, immer im Wege gestanden hätte, und so müßte sie ja den Knud nehmen. Und sie strich ihm so sanft mit der Hand über die Seite, daß ihm ganz warm wurde, und sie weinte so heftig, daß ihm an der Stelle das Hemd ganz naß wurde. Aber Aslak hockte auf einem großen spitzen Felsen und zündete die Bäume

ringsum an, so daß es prasselte und die brennenden Zweige um ihn flogen. Dabei verzog sich sein großer Mund zu einem unheimlichen Lachen und er versicherte: Nicht ich, meine Mutter hat das gethan! Der Vater Sämund aber warf Säcke mit Getreide so hoch, daß sie bis an die Wolken flogen und das Getreide sich ausbreitete wie ein Nebel, und das kam ihm gar wunderlich vor. Sämund selbst sah aber so klein aus, so klein, daß er kaum noch zu sehen war, aber er warf die Säcke immer höher und höher und sagte: Mach' mir das nach, du! — — Hoch über den Wolken stand die Kirche und Synnöve's Mutter wehte vom Thurme mit einem rothbunten Tuche in der einen Hand und einem Gesangbuche in der andern und rief: Hieher kommst du nicht eher, als bis du dir das Raufen und Fluchen abgewöhnt hast — und als er genauer hinsah, da war es nicht die Kirche, sondern Solbakken, und die Sonne glänzte so hell von all den hundert Fensterscheiben, daß er die Augen vor Schmerz schließen mußte. —

Vorsichtig, leise, Sämund! hörte er Jemand sagen. Er erwachte wie aus einem leisen Schlafe und fühlte, daß Jemand ihn trug; und da er sich umsah, befand er sich in der Stube in Granliden, ein großes Feuer brannte im Kamin, die Mutter stand bei ihm und weinte; der Vater faßte ihn mit beiden Armen und hob ihn auf, um ihn in die Nebenstube zu tragen, ließ ihn aber wieder los und sagte, indem er sich nach der Mutter wandte, mit zitternder Stimme: Es ist noch Leben in ihm! —

Diese rief aus: O mein Gott, es ist noch Leben in ihm! Thorbjörn, Thorbjörn, liebes Kind, was haben sie mit dir gemacht?

Und sie beugte sich über ihn und streichelte seine Backen, während ihre heißen Thränen auf sein Gesicht fielen.

Sämund wischte sich mit dem Ermel die Augen, schob die Mutter sanft fort und sagte: Laß mich ihn nur gleich nehmen! Und er faßte unter seine Schultern mit der einen Hand und unter seinen Rücken mit der andern — —

Halt du seinen Kopf, Mutter, wenn er nicht die Kraft dazu haben sollte.

Sie that es, Sämund suchte mit ihr gleichen Schritt zu halten, und so trugen sie Thorbjörn auf das Bett in der Nebenstube. Nachdem sie ihn zurechtgelegt und bedeckt hatten, fragte Sämund, ob der Knecht schon fort wäre.

Da ist er noch, antwortete die Mutter und zeigte nach dem Fenster. Sämund öffnete dasselbe und rief hinaus:

Bist du in einer Stunde zurück, so bekommst du deinen Jahreslohn doppelt — es schadet Nichts, wenn auch das Pferd drauf geht!

Er trat wieder an das Bett, Thorbjörn blickte ihn mit großen klaren Augen an. Dem Vater traten die Thränen in die Augen.

Ich wußte es wohl, daß es ein solches Ende nehmen würde, sagte er leise, kehrte sich ab und ging hinaus.

Die Mutter saß auf einem Schemel am Fußende des Bettes und weinte, ohne ein Wort zu sagen. Thorbjörn versuchte zu sprechen, aber er fühlte, daß es ihm schwer wurde, und da schwieg er. Er blickte seine Mutter unverwandt an, und es schien ihr, als wären seine Augen noch niemals so glänzend und so schön gewesen. Aber gerade das hielt sie für ein schlimmes Zeichen.

Der liebe Gott helfe dir, brach sie endlich aus, ach ich weiß nur zu gut, Sämund würde dich nicht lange überleben.

Thorbjörn sah sie mit unbeweglichen Augen an; seine Blicke drangen ihr ins Herz, und sie begann für ihn zu beten, denn sie wähnte, es dauere nicht mehr lange mit ihm. Während sie so dasaß, fiel ihr plötzlich ein, wie er ihnen Allen so lieb gewesen, und daß nun keines von seinen Geschwistern zur Stelle sei. Sie ging hinaus und schickte Jemand hinauf zu den Säterhütten, um Ingrid und einen jüngern Bruder zu holen. Dann kam sie wieder hinein und setzte sich wie früher. Er blickte sie noch immer an, und dieser Blick war ihr wie ein Lied aus dem Gesangbuche, er stimmte sie fromm, sie nahm die Bibel vor und sagte:

Ich will dir laut vorlesen, daß du dich daran erbauest.

Da sie ihre Brille nicht zur Hand hatte, so schlug sie eine Stelle auf, welche sie noch von ihrer Jugend her so ziemlich auswendig konnte, aus dem Evangelium Johannis. Sie wußte nicht, ob er sie verstände, denn

er lag noch immer ohne sich zu rühren und starrte sie an; aber sie las doch weiter, und nicht bloß für ihn, sondern auch für sich. Es dauerte nicht lange, so kam Ingrid, um sie abzulösen; jetzt war Thorbjörn aber eingeschlafen. Ingrid weinte in Einem fort und hatte schon auf den Säterhütten zu weinen angefangen, zumal wenn sie Synnöve's gedachte, die doch nichts wissen sollte. Endlich kam der Arzt und untersuchte den Verwundeten. Er hatte einen Messerstich in der Seite und auch sonstige Verletzungen; aber der Doctor sprach im Uebrigen kein Wort, auch wagte Niemand ihn zu fragen. Sämund folgte ihm in die Krankenstube, ließ kein Auge von ihm, suchte in seinen Mienen zu lesen, begleitete ihn hinaus, half ihm in den Wagen und zog schweigend die Mütze ab, als der Doctor sagte, daß er morgen wieder kommen werde. Dann wandte er sich zu seiner Frau, die ihm gefolgt war:

Wenn er Nichts sagt, dann steht es schlimm. — Seine Lippen zitterten, er schwankte und ging fort; Keiner wußte wohin. Er kam nicht am Abend, nicht in der Nacht zurück, erst am folgenden Morgen, und da sah er so verstört aus, daß Keiner an ihn eine Frage zu richten wagte. Er sagte nur: Nun?

Er hat geschlafen, erwiderte Ingrid, aber er ist so matt, daß er nicht die Hand bewegen kann.

Sämund wollte hineingehen, um ihn zu sehen, kehrte aber an der Thüre um.

Der Arzt kam wieder, auch am nächsten Tage und

dem folgenden. Thorbjörn vermochte jetzt zu sprechen, durfte sich aber unter keinen Umständen bewegen. Ingrid saß fast immer an seinem Bette, auch die Mutter und sein jüngerer Bruder; aber er fragte nichts und auch sie sprachen nichts. Der Vater kam niemals herein. Sie merkten aber, daß der Kranke darauf achte, denn er schien jedesmal, wenn die Thüre aufging, Einen zu erwarten, sie meinten, den Vater. Da fragte Ingrid, ob er nicht auch andere Personen sehen wolle.

Aber sie wollen wohl nicht, antwortete er.

Das erzählten sie Sämund, der Nichts darauf erwiderte und wieder fortging. Es war gerade der Tag, an welchem der Doctor kommen sollte. Als er auf der Landstraße gefahren kam, sah er Sämund, der auf dem Rande des Weges saß und auf ihn zu warten schien. Nachdem er ihn gegrüßt, fragte Sämund, wie es mit Thorbjörn stehe.

Sie haben ihm arg mitgespielt, lautete die kurze Antwort.

Wird er aufkommen? fragte Sämund und machte sich am Bauchriemen des Pferdes zu schaffen.

Danke; der ist noch fest genug, erwiderte der Doctor.

Er war nicht stramm genug, meinte Sämund.

Es entstand eine kleine Pause; der Doctor sah Sämund an, der weiter arbeitete.

Du fragtest, wie es mit ihm stehe; ich denke, es wird werden, sagte der Doctor langsam. Sämund sah rasch auf.

Geht es zum Bessern?

Schon seit ein paar Tagen.

Da traten Sämund die Thränen in die Augen, er versuchte sie wegzuwischen, aber sie kamen wieder.

Es ist doch eine wahre Schande, stieß er aus, daß ich den Jungen so lieb habe; aber weißt du, Doctor, tüchtiger ist doch Keiner im ganzen Kirchspiel.

Das rührte den Doctor.

Weßhalb hast du mich nicht früher gefragt?

Ich hatte nicht den Muth dazu, antwortete Sämund und suchte, doch ohne Erfolg, von Neuem den Thränenstrom zurückzudrängen; und dann die Weiber, setzte er hinzu, die mich immer so anstarrten, da konnte ich es nicht.

Der Doctor ließ ihm Zeit, zu sich zu kommen; dann sah Sämund ihn fest an und fragte plötzlich: Wird er wieder ganz gesund werden?

Unter einer Bedingung; sonst läßt es mit Sicherheit sich nicht vorausbestimmen.

Da wurde Sämund ganz still und nachdenklich.

Unter einer Bedingung? murmelte er und blickte zur Erde. Der Doctor mochte ihn nicht weiter stören, denn es lag Etwas in dem Manne, das ihn zurückhielt. Plötzlich richtete sich Sämund auf, sagte: Danke für die Mittheilung! reichte ihm die Hand und ging fort.

Während deß saß Ingrid bei dem Kranken.

Wenn es dich nicht angreift, will ich dir Etwas vom Vater erzählen, sagte sie.

Erzähle, bat er.

Nun, den ersten Abend, als der Doctor hier war, war der Väter fort. Keiner wußte wohin. Er ist aber dort im Hochzeitshause gewesen und den Leuten ist nicht gut zu Muthe worden, als sie ihn gesehen haben. Er aber hat sich mitten unter sie gesetzt und getrunken, und der Bräutigam hat erzählt, daß es ihm so gewesen, als ob der Vater etwas in's Schwanken gekommen sei.

Dann erst hat er sich nach der Schlägerei erkundigt und sich erzählen lassen, wie es dabei zugegangen ist. Dann ist Knud gekommen und der Vater hat gewollt, er solle ihm Alles erzählen, und sie sind auf den Hof und zu der Stelle gegangen, wo ihr euch gefaßt habt, die Hochzeitsgäste alle mit; und da hat Knud ihm gegesagt, wie du ihn behandelt hast, nachdem du ihm den Arm lahm geschlagen. Aber als er nicht weiter hat erzählen wollen, da hat der Vater sich aufgerichtet und ihn gefragt, ob das so ganz zuletzt geschehen sei, und in demselben Augenblick den Knud bei der Brust gefaßt, ihn aufgehoben und auf die platten Steine gelegt, wo von dir noch Blutflecken zu sehen gewesen sind. Indem er ihn mit der linken Hand zu Boden gedrückt, hat er mit der rechten sein Messer gezogen. Da ist Knud ganz bleich geworden, und die Menschen, die ringsum gestanden und geschwiegen haben, sagen, der Vater habe geweint und den Knud bloß angesehen, der ganz still gelegen. Dann hat er ihn wieder in die Höhe gerissen und noch einmal hingeworfen, ihn angestarrt und gesagt:

Es wird mir schwer, dich loszulassen.

Indeß sind zwei alte Frauen vorbeigegangen und die eine hat gesagt:

Vergiß nicht, daß du Kinder hast, Sämund Granliden!

Da soll der Vater von dem Knud aufgestanden und von Nordhaug fortgegangen sein. Aber Knud hat sich fortgeschlichen und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Kaum war Ingrid mit der Erzählung zu Ende, so öffnete sich die Thüre und der Vater sah hinein. Sie ging hinaus und ließ die Beiden allein. Was sie mit einander gesprochen, brachte Keiner in Erfahrung; nur die Mutter, welche lauschend an der Thüre stand, meinte gehört zu haben, sie hätten darüber gesprochen, wie er wohl wieder seine volle Gesundheit erlangen könne. Als Sämund herauskam, sah er aus, als hätte er geweint, und schien sehr weich.

Wir werden ihn wohl behalten, aber nur der liebe Gott weiß, ob er wieder ganz gesund werden wird.

Ingeborg brach in Thränen aus und folgte ihm. Sie setzten sich neben einander auf die Treppe, die zu dem Speicher führte, und sprachen lange mit einander.

Als Ingrid leise wieder zu Thorbjörn hineinkam, hielt er einen kleinen Zettel in der Hand und sagte mit ruhiger und langsamer Stimme:

Gieb das doch Synnöve, wenn du sie triffst!

Ingrid las den Zettel und brach in Thränen aus. Er lautete:

„An die sehr geehrte Jungfrau Synnöve Solbakken!

„Wenn du diese Zeilen gelesen hast, weißt du, daß es mit uns zu Ende ist. Denn ich bin nicht der Mann, der für dich paßt. Gott sei mit uns Beiden!

Thorbjörn Sämundson Granliden."

Sechstes Kapitel.

Die erste Nachricht hatte Synnöve am folgenden Tage, nachdem Thorbjörn auf der Hochzeit gewesen war, erhalten. Sein jüngerer Bruder hatte sie nach den Säterhütten gebracht; aber erst nachdem er von Ingrid, die ihn in der Hausflur abgefangen, gehörig instruirt worden war, was er zu sagen habe. Synnöve wußte denn auch nichts weiter, als daß Thorbjörn den Wagen zerbrochen und sich nach Nordhaug um Beistand gewandt habe; daß er dort mit Knud in Streit gerathen und verletzt worden sei. Er läge zwar zu Bett, doch sei Nichts zu befürchten. Diese Nachricht war aber von der Art, daß sie Synnöve eher verletzte als ihr Schmerz erregte, und je mehr sie daran dachte, desto muthloser wurde sie. War das das Resultat all ihrer Hoffnungen und seiner Versprechungen? Was würden ihre Eltern dazu sagen? — Aber eine Trennung von dem Geliebten kam ihr nicht in den Sinn.

Es dauerte so lange, bis wieder eine Botschaft zu ihr kam. Die Ungewißheit fing sie zu peinigen an; auch Ingrid kam nicht zurück; sollte doch etwas Schlimmeres sich ereignet haben? — Sie vermochte nicht das Vieh am Abend durch ihren Gesang heim zu rufen, wie sie es doch sonst gethan hatte, und sie schlief unruhig in der Nacht, weil sie Ingrid vermißte. Das hatte wieder die Folge, daß sie sich am Tage müde fühlte und ihr immer schwerer zu Muthe wurde. Sie machte sich an die Arbeit, scheuerte die Milchgefäße und die Geschirre, stellte Milch auf und bereitete Käse, aber Alles ohne rechte Lust und Liebe, so daß Thorbjörn's Bruder und der andere Bursche, welche mit ihr zusammen oben waren und das Vieh hüteten, davon überzeugt waren, es müsse zwischen ihr und Thorbjörn Etwas vorgekommen sein. Natürlich bildete das fortan den Gegenstand aller ihrer Unterhaltungen.

Am achten Tage nach Ingrid's plötzlicher Entfernung, einem Nachmittage, fühlte sie sich ganz besonders schwer und beklommen. Noch immer keine sichere Nachricht! Sie ließ ihre Arbeit liegen und setzte sich hin, um eine Weile über die Bygde zu schauen und das drückende Gefühl der Einsamkeit zu mildern. Wie sie nun so dasaß, fühlte sie sich recht müde, legte den Kopf auf den Arm und schlief ein. Aber die Sonne stach und ihr Schlaf blieb unruhig. Sie war wieder auf Solbakken in ihrer Giebelstube; die Blumen aus dem Garten dufteten zu ihr herauf, aber es war ein anderer Geruch, fast wie von Haide-

kraut. Woher mag das kommen? dachte sie und neigte sich hinaus durch das offene Fenster. Da stand Thorbjörn unten im Garten und pflanzte Haidekraut.

Lieber, warum thust du das? fragte sie.

Ach, die anderen Blumen wollen nicht wachsen, erwiderte er und arbeitete weiter.

Da that es ihr um die Blumen so leid, und sie bat ihn, er möchte sie ihr herauf bringen.

Das will ich gerne thun, sagte er und sammelte sie alle und kam damit nach oben, und zwar unmittelbar vom Garten, nicht über die Treppe.

Wie er aber zu ihr eintreten wollte, da kam die Mutter und rief:

Was! Soll der böse Granlidenbube zu dir hineinkommen?

Sie sprang auf und stellte sich ihm gerade in den Weg. Aber er wollte doch hinein, und sie fingen mit einander zu ringen an.

Mutter, Mutter, er will mir ja nur meine Blumen bringen! bat Synnöve und weinte.

Das hilft ihm nichts, erwiderte die Mutter, und sie hielt ihn fest. Und Synnöve war so voll Angst, wer gewinnen würde; aber verlieren sollte auch Keines.

Nimm meine Blumen in Acht! rief sie, aber der Kampf wurde immer heftiger und die schönen Blumen flogen umher; die Mutter trat darauf und leider auch er. Synnöve weinte bitterlich. Als aber Thorbjörn die Blumen hatte fallen lassen, wurde er so häßlich, so häßlich,

seine Haare hingen ihm über das Gesicht, er blickte so entsetzlich und packte die Mutter mit langen Krallen.

Nimm dich vor ihm in Acht, Mutter! Siehst du nicht, daß es ein Andrer ist? Nimm dich in Acht! schrie sie und wollte hin, um der Mutter zu helfen, aber sie kam nicht von der Stelle. Da rief Einer ihren Namen und noch einmal; sofort war Thorbjörn verschwunden und die Mutter auch. Man rief noch einmal. Ja! antwortete Synnöve und erwachte.

Synnöve! rief es. Ja! antwortete sie und sah sich um.

Wo bist du? wurde gefragt.

Das ist die Mutter, dachte Synnöve, stand auf und ging nach der Hütte, wo sie die Mutter stehen sah, mit einem Kober in der einen Hand und die andere über die Augen haltend, um nach ihr auszuschauen.

Wie, du liegst hier und schläfst auf der bloßen Erde! sagte die Mutter.

Ich wurde so schläfrig, erwiderte Synnöve, und setzte mich nur einen Augenblick, und war eingeschlafen, ich wußte nicht wie.

Davor mußt du dich in Acht nehmen, mein Kind Ich habe dir im Kober was mitgebracht; ich buck gestern Brod, da der Vater auf ein Paar Tage verreis't.

Aber Synnöve fühlte es an ihrem klopfenden Herzen, daß ihre Mutter nicht deßwegen gekommen war, auch meinte sie, sie habe wohl nicht ohne Grund geträumt.

Die Mutter hieß, wie schon früher gesagt worden, Karen, war von kleinem aber schlankem Wuchse, hatte blondes Haar und ein Paar blaue sehr bewegliche Augen. Sie pflegte beim Sprechen zu lächeln, jedoch nur mit Fremden. Im Laufe der Zeit waren ihre Züge etwas starr geworden; sie war hastig in ihren Bewegungen und vermochte nicht stille zu sein.

Synnöve dankte ihr für das Mitgebrachte und hob den Deckel auf, um nachzusehen, was drin wäre.

Thu das lieber nachher, sagte die Mutter; ich sehe, du hast die Milchgefäße noch nicht ausgewaschen; das hättest du doch thun sollen, bevor du dich ausruhtest.

Das ist nur heute so, antwortete Synnöve etwas verlegen.

Komm, ich will dir helfen, da ich doch nun einmal hier bin, und sie schürzte sich auf. Du mußt dich an Ordnung gewöhnen, gleichviel ob ich bei dir bin oder nicht.

Bei diesen Worten ging sie in die Milchkammer und Synnöve folgte ihr langsamen Schrittes. Sie nahmen nun die Milchgefäße und wuschen sie; die Mutter sah ihr öfters auf die Hände und schien zufrieden; auch unterwies sie Synnöve in Diesem und Jenem und half ihr beim Ausfegen. So vergingen ein Paar Stunden. Während der Arbeit erzählte sie, was sie zu Hause alles geschafft, und daß sie jetzt, da der Vater fort wolle, so viel zu thun habe. Sie fragte auch, ob Synnöve Abends vor dem Schlafengehen in der Bibel lese. Das muß

man nicht vergessen, sonst geht es auch mit der Arbeit am folgenden Tage nicht vorwärts.

Als sie fertig waren, gingen sie hinaus, setzten sich hin und warteten auf die Kühe. Wie sie nun so dasaßen, fragte die Mutter nach Ingrid und ob sie nicht bald wieder herauf kommen würde. Synnöve wußte es ebensowenig als die Mutter.

Ja ja, so geht es den Menschen, sagte die Letztere, und Synnöve merkte recht gut, daß sie nicht Ingrid meine. Sie hätte gern das Gespräch auf etwas Anderes gelenkt, hatte aber nicht den Muth dazu.

Wer niemals Gott im Herzen hat, der lernt ihn oft erkennen, wenn er es am wenigsten erwartet, sagte die Mutter; Synnöve sprach kein Wort. Das hab' ich immer gesagt: aus dem Menschen wird sein Lebtag nichts Ordentliches. Sich so zu betragen! Es ist eine Schande!

Sie saßen Beide hockend auf ihren Füßen und blickten in die Weite, ohne einander anzusehen.

Hast du gehört, wie es mit ihm steht? fragte die Mutter, indem sie auf Synnöve einen flüchtigen Blick warf.

Nein, antwortete sie.

Es soll etwas bedenklich sein.

Synnöve preßte es das Herz zusammen.

Ist es so gefährlich? fragte sie fast tonlos.

Nun, ein Messerstich in die Seite und einige Schläge dazu.

Synnöve fühlte, wie ihr das Blut in den Kopf stieg und wandte sich ab, damit die Mutter es nicht sehe.

Es hat wohl nichts weiter auf sich? fragte sie nach einer Weile, so ruhig als es ihr möglich war. Aber die Mutter hatte doch gesehen, wie ihre Brust sich hob; deshalb erwiderte sie: Nein, das eben nicht.

Da begann Synnöve zu ahnen, es möchte etwas Schreckliches geschehen sein, und sie fragte: Liegt er denn zu Bett?

Ja freilich liegt er. — Schade um seine Eltern, solch brave Menschen! — Gut erzogen haben sie ihn immer — da brauchen sie sich Nichts vorzuwerfen.

Synnöve wurde so angst, sie meinte zu vergehen. Da fügte die Mutter hinzu:

Nun zeigt es sich recht, wie gut es ist, daß Keiner sich mit ihm eingelassen hat; der liebe Gott führt doch Alles zum Besten.

Synnöve fühlte einen Schwindel, sie fürchtete den Berg hinabzufallen.

Ich habe immer zum Vater gesagt, ich: Gott bewahre uns, hab' ich gesagt, wir haben nur die Eine Tochter, die müssen wir hüten. Er ist nur etwas schwach, wenn auch sonst brav; aber es ist doch gut, daß er Rath annimmt, wo er ihn findet, und das ist in Gottes Wort.

Wie Synnöve nun ihres guten Vaters gedachte, und wie mild und freundlich er immer gewesen, wurde es ihr noch schwerer, die Thränen zurückzudrängen; es half kein Widerstand länger, sie brachen hervor.

Weinst du? fragte die Mutter und sah nach ihr hin, doch ohne daß sie ihr Gesicht zu sehen bekam.

Ja, ich denke an ihn, den Vater, und so — — sie schluchzte laut.

Aber, liebes Kind, was ist mit dir?

Ach, ich weiß es selber nicht — es kam so über mich — vielleicht stößt ihm auf der Reise Etwas zu.

Wie du so sprechen kannst! Weßhalb sollte ihm Etwas zustoßen — auf dem Wege zur Stadt — auf ebener Landstraße!

Ach, denke nur daran — wie es ihm ging — dem Andern, schluchzte Synnöve.

Ja, Der! — Aber dein Vater fährt nicht wie ein Maulaffe, denk' ich. Der kommt wohl ohne Schaden nach Hause, — das heißt wenn der liebe Gott ihn in seinen gnädigen Schutz nimmt.

Die Mutter fing allmählich doch an, diese Thränen, die gar kein Ende nehmen wollten, auf eine andere Quell zurückzuführen. Sie äußerte, während sie noch immer saß: Ein Trost ist doch bei allem Unglück, daß es noch viel schlimmer hätte kommen können.

Das ist ein schwacher Trost, erwiderte Synnöve und weinte weiter.

Die Mutter hatte nicht den Muth, ihr offen zu sagen, was sie dachte, sondern äußerte bloß:

In so vielen Dingen läßt sich das Walten der Vorsehung erkennen, und so ist es wohl auch hier. — Sie stand bei diesen Worten auf, denn die Kühe auf der Weide oben begannen jetzt zu brüllen, die Glocken klangen, die Hütejungen jauchzten, der ganze Zug kam herab nach den

Ställen. Sie stand auf und forderte Synnöve auf, mit ihr zu kommen, um die Kühe einzulassen. Synnöve stand nun auch auf und folgte ihr, aber langsam genug.

Es war ein freundliches Bild, die Frau zu sehen, wie sie ihr Vieh begrüßte. Es kam eine Kuh nach der andern, sie erkannten ihre Herrin und brüllten vor Freude. Diese klopfte ihnen dafür auf den Hals, sprach freundliche Worte zu ihnen und freute sich über ihr gutes Aussehen.

Ja, ja, der liebe Gott ist bei denen, die ihn suchen, sagte sie.

Sie half Synnöve beim Einlassen des Viehes in die Ställe, da sie bemerkte, wie langsam es mit ihr heute gehe. Sie sprach jedoch nicht weiter darüber und half Synnöve beim Melken, obgleich sie dadurch hier oben länger zurückgehalten wurde, als sie sich vorgenommen hatte. Nachdem sie noch die Milch durchgeseih't und aufgestellt hatten, schickte sich die Mutter an, nach Hause zu gehen. Synnöve wollte sie noch ein Stück weit begleiten.

Nein, nein, sagte die Mutter, du bist müde und mußt dich ausruhen. Dabei nahm sie den leeren Kober, gab ihr die Hand und sagte, indem sie Synnöve fest ansah: Ich komme wohl bald wieder herauf, um zu sehen wie es dir geht. Bleib du nur auf unserer Seite und denk nicht an Andere.

Kaum war die Mutter aus ihren Augen verschwunden, als sie daran dachte, wie sie wohl am schnellsten Nachricht von Granliden bekäme. Sie rief deßhalb Thor=

björn's Bruder, um ihn hinunter zu schicken. Als er aber kam, schien es ihr doch nicht passend, sich ihm anzuvertrauen; sie sagte deshalb bloß, sie wolle nichts. Da fiel es ihr ein, ob es nicht am besten wäre, selbst zu gehen. Gewißheit mußte sie haben; sie begriff Ingrid nicht, daß diese nicht das Mindeste von sich hören ließ. Der Abend war hell wie der Tag und der Granlidenhof für ihre Kräfte nicht weit. Sie setzte sich hin und durchging in ihren Gedanken noch einmal Alles, was sie von ihrer Mutter zu hören bekommen; da flossen ihre Thränen von Neuem. Aber auch ihr Entschluß war bald gefaßt; sie nahm ein Tuch über und schlug einen Umweg ein, damit die Hirten nicht merken möchten, wohin sie ginge.

Je weiter sie kam, um so mehr beeilte sie ihren Schritt, zuletzt sprang sie förmlich den Steig hinab, so daß die kleineren Steine sich unter ihren Füßen lös'ten und, sie erschreckend, hinunterpolterten. Obwohl sie recht gut wußte, daß nur die Steine den Lärm verursachten, so kam es ihr doch so vor, als ob Jemand in ihrer Nähe wäre. Sie stand einen Augenblick still und lauschte. Es war in der That Nichts und sie eilte weiter, muthiger als zuvor. Als sie in kräftigem Sprunge einen größern Stein berührte, welcher mit dem einen Ende in den Weg hineinragte, lös'te sich derselbe los und stürzte mit lautem Gepolter und Krachen den Berg hinab, mitten durch die Büsche und Alles mit sich fortreißend. Ihr Schreck darüber steigerte sich zum Entsetzen, als sie nun in der That Jemand wahrzunehmen glaubte, der weiter unten aufstand

und hinabschritt. Anfangs meinte sie, es möchte ein wildes Thier sein. Sie stand still und hielt den Athem an. Aber auch das Wesen unten stand still.

Hä — ho! rief es. Es war die Mutter.

Synnöve sprang augenblicks zur Seite und verbarg sich. Sie saß eine Weile ganz stille, um abzuwarten, ob die Mutter sie vielleicht erkannt hätte und zu ihr zurückkommen möchte. Das war aber nicht der Fall. So saß sie denn und wartete so lange, bis die Mutter einen guten Vorsprung erlangt hatte, erhob sich, ging langsam weiter und näherte sich bald dem Gehöft.

Als sie die Häuser erblickte, wurde ihr etwas beklommen zu Muthe und dieses Gefühl steigerte sich, je näher sie kam. Alles war so still daselbst, die Wirthschaftsgeräthschaften lehnten unbenutzt an der Wand, das Holz lag klein gemacht und aufgeschichtet da, die Axt steckte im Hauklotz. An der Hausthüre stand sie wiederum still, sah sich um und lauschte. Kein Laut ließ sich hören. Wie sie nun so dastand, unentschlossen, ob sie auf den Boden zu Ingrid gehen solle, da kam ihr so der Gedanke, daß es wohl einst gerade eine solche Nacht gewesen sei, als Thorbjörn in ihrem Garten war und die Blumen einpflanzte. Da zog sie hastig ihre Schuhe aus und tappte die Treppe hinauf.

Ingrid fuhr zusammen, als sie erwachte und Synnöve an ihrem Bette erblickte.

Wie steht es mit ihm? flüsterte Synnöve.

Die ganze Reihe der Ereignisse stand plötzlich vor

Ingrid da; um nicht sofort antworten zu müssen, wollte sie aufstehen und sich erst ankleiden. Aber Synnöve bat sie liegen zu bleiben, setzte sich zu ihr aufs Bett und wiederholte ihre Frage.

Nun geht es besser, erwiderte Ingrid leise, ich komme auch bald wieder zu dir hinauf.

Liebe Ingrid, verbirg mir Nichts, du kannst mir nichts noch so Schlimmes sagen, was ich mir nicht schon viel schlimmer gedacht habe.

Ingrid wollte noch immer schonen und zurückhalten, aber Synnöve in ihrer Angst ließ ihr keine Zeit zu Ausflüchten. Flüsternd wurden die Fragen gestellt und ebenso die Antworten gegeben; die tiefe Stille, welche sie umgab, verlieh sowohl den Fragen als auch den Antworten einen noch ernsteren Ausdruck, so daß einer jener feierlichen Augenblicke entstand, in welchem man der schrecklichsten Wahrheit kühn ins Auge zu schauen den Muth hat. So viel schien ihnen Beiden klar, daß Thorbjörn's Verschulden dieses Mal nur ein geringes sei und daß ihrer Theilnahme für ihn keine schlimme Handlung von seiner Seite entgegenstehe. Sie ließen ihren Thränen freien Lauf, am meisten Synnöve, welche ganz zusammengesunken auf der Bettkante saß. Ingrid bemühte sich, sie zu trösten, indem sie der Freuden gedachte, welche sie alle Drei mit einander gehabt hätten. Aber da geschah es, wie so oft im Leben, daß eine Erinnerung aus den Tagen voll Sonnenschein der Schmerz in Thränen auflös't.

Hat er auch nach mir gefragt? flüsterte Synnöve.

Er hat ja fast noch gar nicht gesprochen. Bei diesen Worten fiel aber Ingrid der Zettel, welchen sie von Thorbjörn erhalten hatte, schwer aufs Herz.

Greift ihn das Sprechen noch an?

Ich weiß nicht, wie es damit steht, — aber er denkt wohl um so mehr.

Darf er schon lesen?

Die Mutter hat ihm vorgelesen, nun wünscht er es jeden Tag.

Wovon spricht er denn?

Er spricht beinahe gar nichts, weißt du — er liegt bloß immer da und hat die Augen offen.

Liegt er in der gemalten Stube?

Ja.

Und wendet er auch zuweilen sein Gesicht nach dem Fenster?

Ja.

Jetzt entstand eine kleine Pause, bis Ingrid sagte:

Das kleine Johannsspiel, das du ihm einmal geschenkt hast, hängt am Fenster und dreht sich.

Plötzlich sagte Synnöve mit starker Stimme:

Mag es nun kommen wie es will, Nichts auf dieser Welt wird mich dazu bringen, von ihm zu lassen.

Ingrid vermochte nicht freier zu athmen und flüsterte nur:

Der Doctor weiß noch nicht, ob er auch ganz gesund werden wird.

Da richtete sich Synnöve auf, drängte ihre Thränen

zurück, blickte, ohne ein Wort zu reden, Ingrid an und versank dann wieder in tiefe Gedanken. Noch flossen die letzten Thränen ihre Wangen herab; sie faltete die Hände und blieb unbeweglich. Es war, als brüte sie über einem letzten Entschlusse. Sie stand dann plötzlich mit einem Lächeln auf, beugte sich über Ingrid und gab ihr einen langen, warmen Kuß.

Bekommt er seine Gesundheit nicht, so bin ich da, um ihn zu pflegen. Jetzt spreche ich mit meinen Eltern!

Das griff Ingrid in die Seele; allein ehe sie noch ein Wort sagen konnte, fühlte sie ihre Hand gefaßt und gedrückt.

Lebwohl, Ingrid, ich will jetzt allein hinauf gehen. Und sie wandte sich hastig fort.

Ich habe noch einen Zettel für dich, rief Ingrid ihr leise nach.

Einen Zettel? fragte Synnöve.

Ingrid war schon aufgestanden, suchte den Zettel, ging zu ihr, steckte den Zettel mit der linken Hand in Synnöve's Busen, schlang den rechten Arm um ihren Hals und küßte sie. Synnöve fühlte, wie große heiße Thränen aus Ingrid's Augen auf ihr Gesicht fielen. Darauf schob Ingrid sie leise zur Thüre hinaus und schloß dieselbe. Sie fühlte, daß ihr der Muth entsank.

Synnöve ging auf Strümpfen leise die Treppe hinab; aber verwirrt von den vielen Eindrücken, wie sie war, verursachte sie ein großes Geräusch, sprang erschrocken durch die Hausflur, ergriff ihre Schuhe und lief über das

Gehöft und das Feld bis zum Gatter. Hier erst stand sie einen Augenblick still, zog die Schuhe an und eilte erregt den Bergpfad hinan. Bald leise mit sich sprechend, bald vor sich hinsingend, beeilte sie sich immer mehr, bis sie endlich sich ermüdet fühlte und sich niedersetzte.

Da fiel ihr der Zettel ein. — —

Als der Hirtenhund am folgenden Morgen zu bellen anfing, die Jungen aufwachten und die Kühe gemolken und herausgelassen werden sollten, war Synnöve noch nicht nach Hause gekommen. Wie die Jungen nun dastanden und sich wunderten, wo wohl Synnöve die Nacht über gewesen sei — denn auch ihre Lagerstatt war unberührt — kam Synnöve. Sie war sehr bleich und still. Ohne ein Wort zu sagen, schickte sie sich an, den Hirten ihr Frühstück zu bereiten, theilte ihnen die Kost für den Tag zu und half nachher beim Melken.

Der Nebel ruhte noch auf den niedrigeren Höhen, der Thau glänzte auf dem braunrothen Haidekraut, die Luft war ziemlich kalt, und wenn der Hund bellte, antwortete es rings von den Felswänden. Das herausgelassene Vieh brüllte dem frischen Morgen entgegen, und eine Kuh nach der andern zog über den Abhang. Aber am Ende desselben saß schon der Hund und hielt sie auf, bis alle zusammen waren, dann ließ er sie hinaus. Die Kuhglocken zitterten über die Weiden, der Hund bellte und die Hirten versuchten jauchzend und jodelnd die Kraft ihrer Stimmen.

Synnöve wandte sich von all diesem Lärm ab und

ging zu jener Stelle, wo sie und Ingrid so oft gesessen hatten. Sie weinte nicht, sie saß ganz stille, starrte in die Weite und achtete nur dann und wann auf die verworrenen Stimmen, welche sich mehr und mehr entfernten und zuletzt in eine Harmonie verschmolzen. Dabei fing sie leise zu summen, dann lauter und lauter mit ihrer klaren und lauten Stimme zu singen an:

Hab Dank für Alles! Wie war es so schön,
Zu spielen im Feld und am Hage!
Ich hatte gewähnt, es sollte bestehn
Bis in die alternden Tage.

Ich wähnte, es müsse ein Grüßen gehn
Von den lichten Birken im Walde
Bis dort, wo unsere Häuser stehn
Und das Gotteshaus an der Halde.

Wie oft hab' ich Abends nicht ausgeschaut
Nach dir auf dem Tannenhügel!
Und es kam die Nacht und der Strom ward laut,
Doch du kamst nicht zum Sonnenhügel.

Und es braunte das Licht, und ich dachte oft:
Wenn es Tag ist, dann wird er kommen!
Es verlöscht — und ich habe vergebens gehofft,
Auch der lichte Tag ist verglommen.

Dies arme Auge ist so verwöhnt,
Es kann hinüber nur schauen,
Hinüber, wohin das Herz sich sehnt, —
Heiß brennt es unter den Brauen.

Sie schicken mich in die Kirche hin
Auf der grünen blumigen Breite,

Doch ach, er kommt mir nicht aus dem Sinn,
Er sitzt auf der Bank mir zur Seite.

Nun gut, so weiß ich doch, wer es war,
Der die Häuser gebaut gegenüber
Und den Weg durch den Wald gehauen hat,
Zu wandern hieher und hinüber.

Nun gut, so weiß ich doch, wer es war,
Der die Stühle gestellt mit den Bänken,
Daß sie paarweis' gehen zum heil'gen Altar
Und den Blick zur Erde senken.

Siebentes Kapitel.

Geraume Zeit nach diesen Ereignissen saßen Guttorm Solbakken und Karen zusammen in der großen hellen Stube auf Solbakken und lasen in den neuen Büchern, welche sie aus der Stadt bekommen hatten. Vormittags waren sie in der Kirche gewesen — denn es war Sonntag — und sodann zusammen ein wenig in die Felder hinausgegangen, um nachzusehen, wie das Getreide stände, und zu besprechen, welche Aecker von Neuem bestellt werden oder bis zum nächsten Jahre brach liegen sollten. Sie waren von der einen Koppel und dem einen Felde zum andern gewandert und es wollte ihnen scheinen, daß ihr Grundstück während ihrer Besitzzeit sich doch recht sehr verbessert habe.

Gott weiß, wie es damit werden wird, wenn wir erst todt sind, hatte Karen gesagt. Guttorm aber hatte

sie aufgefordert, wieder mit ihm hineinzugehen und die neuen Bücher anzusehen. Denn man thue doch am besten, wenn man sich solcherlei Gedanken aus dem Sinn schlage.

Aber nun hatten sie die Bücher angesehen, und Karen meinte, die alten wären doch besser: sie schreiben ja doch bloß die alten wieder ab.

Das mag wohl sein; auch Sämund sagte mir heute noch in der Kirche, daß die Kinder doch auch nichts Anderes sind als die Ebenbilder der Eltern.

Ihr Beide, du und Sämund, habt heute wohl über Mancherlei gesprochen?

Sämund ist ein verständiger Mann.

Aber er hält sich, fürcht' ich, wenig an unsern Herrn und Erlöser.

Guttorm antwortete darauf Nichts.

Wo ist Synnöve geblieben? fragte die Mutter.

Sie ist oben auf dem Boden, erwiderte Guttorm.

Du warst ja erst selbst bei ihr, wie denkt sie denn jetzt?

Ei — —

Du hättest sie nicht sollen so allein lassen.

Es kam Jemand.

Die Frau schwieg eine Weile, dann fragte sie:

Wer kam?

Ingrid Granliden.

Ich dachte, die wäre noch oben auf der Säterweide.

Sie war heute nach Hause gekommen, damit ihre Mutter in die Kirche gehen könnte.

Freilich, die sahen wir ja heute auch einmal!

Sie hat viel zu schaffen.

Das haben Andere auch, man kommt aber doch dorthin, wohin es einen zieht.

Guttorm schwieg. Nach einer Weile fuhr Karen fort:

Heute war die ganze Familie von Granliden da, nur Ingrid nicht.

Es war wohl, um Thorbjörn auf seinem ersten Kirchgange zu begleiten.

Er sah noch so angegriffen aus.

Es war nichts Anderes zu erwarten; ich wunderte mich, daß er noch so gut aussah.

Ja, er hat für seine Thorheit büßen müssen.

Guttorm sah eine Weile vor sich hin und meinte:

Er ist noch so jung.

Es fehlt ihm an der rechten Grundlage, man kann sich nicht auf ihn verlassen.

Guttorm, der die Arme auf den Tisch gestützt hatte und ein Buch in den Händen herum drehte, öffnete nun dasselbe und ließ, indem er so that, als ob er mit leiser Stimme lese, die Worte fallen:

Es soll ja nun feststehen, daß er wieder ganz gesund wird.

Die Mutter nahm auch ein Buch und sagte:

Das wäre einem so hübschen Menschen wohl zu gönnen; Gott gebe nur, daß er von seinen Kräften einen bessern Gebrauch mache.

Darauf lasen sie Beide weiter, bis Guttorm, indem er ein Blatt umschlug, sagte:

Er sah in der ganzen Zeit auch nicht ein einziges Mal zu ihr herüber.

Ja, das ist wahr; er blieb auch im Stuhle sitzen, bis sie fort war.

Nach einer Weile sagte Guttorm:

Meinst du, daß er sie vergißt?

Das wäre jedenfalls das Beste.

Guttorm las nun wirklich, die Frau blätterte weiter und sagte:

Mir will es nicht gefallen, daß Ingrid hier bleibt. Synnöve hat ja kaum eine Andere, mit der sie ein Wort reden könnte.

Sie hat uns.

Nun sah der Vater zu ihr hinüber und sagte:

Wir dürfen nicht zu strenge sein.

Die Frau schwieg, nach einer Weile sagte sie:

Ich habe es ihr auch noch nicht verboten.

Der Vater machte das Buch zu, stand auf und sah zum Fenster hinaus.

Da geht Ingrid, sagte er.

Kaum hatte die Mutter dieses gehört, so verließ sie die Stube.

Der Vater stand noch lange am Fenster, trat dann zurück und ging auf und ab.

Als die Frau wieder hereinkam, stand er still.

Es ist wie ich dachte, sagte sie, Synnöve sitzt oben

und weint; wenn ich aber komme, macht sie sich an ihrer Lade zu schaffen. Dann fügte sie kopfschüttelnd hinzu: Es ist nicht gut, daß Ingrid herkommt; und sie schickte sich an, das Abendbrod zu bereiten, indem sie oft ab und zu ging.

Das eine Mal, als sie gerade draußen war, kam Synnöve mit rothgeweinten Augen leise in die Stube, ging dicht an dem Vater vorbei, sah ihn an, setzte sich an den Tisch und nahm eines der Bücher in die Hand. Nach einer Weile schloß sie dasselbe wieder, ging zur Mutter und fragte sie, ob sie ihr nicht behülflich sein könne.

Ja, thu das nur, erwiderte diese, Arbeit ist gut für Alles.

Sie deckte nun den Tisch, der in der Nähe des Fensters stand. Der Vater, der bis dahin auf und ab gegangen war, trat an das Fenster und blickte hinaus.

Die Gerste, die der Regen so niedergeschlagen hatte, scheint sich wieder zu erholen, äußerte er. Synnöve trat an ihn heran und sah ebenfalls hinaus. Er schien noch mehr sagen zu wollen, da er sich aber umwandte und die Frau bemerkte, die gerade wieder hereingekommen war, strich er nur mit der Hand über Synnöve's Haar und ging von Neuem auf und ab.

Sie setzten sich an den Tisch, blieben aber sehr stille. Die Mutter sprach heute vor und nach Tische das Gebet und wollte, man solle noch in der Bibel lesen und ein Lied singen. Das thaten sie denn auch.

Das Wort Gottes giebt uns Frieden, es ist doch der beste Segen im Hause, sagte sie, während sie Synnöve ansah, welche die Augen niederschlug.

Nun will ich noch eine Geschichte erzählen, an der jedes Wort wahr ist, und wer darüber nachdenkt, kann viel daraus lernen.

Und nun erzählte sie:

Wie ich noch jung war, war in Haug ein Mädchen, die Tochter von der Tochter eines alten buchgelehrten Amtmanns. Er hatte sie schon frühe zu sich genommen, damit er auf seine alten Tage Freude an ihr habe, und unterrichtete sie natürlich in Gottes Wort und allen guten Sitten. Sie faßte leicht und hatte Lust am Lernen, so daß sie in nicht langer Zeit uns Alle überholt hatte; sie schrieb und rechnete, wußte ihre Schulbücher und fünfundzwanzig Kapitel in der Bibel auswendig, als sie fünfzehn Jahre alt war; ich erinnere mich dessen, als wäre es gestern gewesen. Sie zog das Lernen dem Tanzen vor, so daß man sie selten in lustiger Gesellschaft antraf, aber um so öfter auf der Giebelstube ihres Großvaters, wo dessen viele Bücher standen. Es ging so weit, daß, wenn wir mit ihr zusammen kamen, sie dastand, als ob sie anderswo wäre, weßhalb wir oft zu einander sagten: Wären wir doch so klug und gelehrt wie Karen Haugen. Sie sollte den Alten beerben und viele brave Männer boten sich an, mit ihr zu theilen; abgewiesen wurden sie alle. Da geschah es, daß der Sohn des Pastors heim aus der Pastorlehre kam; aber es war nicht gerade mit

ihm gegangen wie es sollte, da er mehr Sinn für Saus und Braus und für das Böse gehabt hatte, als für das Gute. Auch trank er.

Hüte dich vor dem! sagte der alte Amtmann, ich bin viel mit den Vornehmen zusammen gewesen und nach meiner Erfahrung verdienen sie unser Zutrauen weniger als die Leute aus dem Volke. Karen hörte auf seine Stimme mehr als auf die anderer Leute; als sie daher später mit dem Pastorssohn zusammentraf, ging sie ihm aus dem Wege, denn er hatte es auf sie abgesehen. Später konnte sie sich nirgends sehen lassen, ohne daß sie ihm begegnete.

Geh fort, sagte sie, es nützt dir doch nichts.

Aber er folgte ihr trotzdem, und so kam es, daß sie zuletzt doch stillstehen und ihn anhören mußte. Es war ein hübscher Mensch; aber als er sagte, daß er ohne sie nicht leben könne, lief sie davon. Er ging nun und trieb sich um das Haus herum, sie aber kam nicht heraus; er stand Nachts unter ihrem Fenster, aber sie ließ sich nicht sehen. Er meinte auch, er müsse sich das Leben nehmen, aber Karen wußte, was sie wußte. Da fing er wieder zu trinken an.

Nimm dich in Acht, das ist Alles des Teufels List, sagte der alte Amtmann.

Da war der Mensch eines Tages mitten in ihrer Stube; Niemand wußte, wie er dorthin gekommen.

Jetzt will ich dich ermorden, sagte er.

Ja, probir es, erwiderte sie.

Aber da weinte er wieder und sagte, es stände in ihrer Macht, einen ordentlichen Menschen aus ihm zu machen.

Könntest du dich bloß ein halbes Jahr des Trinkens enthalten, sagte sie.

Da hielt er sich ein halbes Jahr von allem Trinken fern.

Glaubst du mir jetzt? fragte er.

Nicht eher als bis du ein halbes Jahr dich von allen lustigen Zusammenkünften fern gehalten hast.

Das that er auch.

Glaubst du mir jetzt? fragte er.

Nicht eher als bis du wieder zurückgehst und die Pastorslehre hinter dir hast.

Auch das that er, und nach einem Jahre kam er als ein ausgelernter Pfarrer zurück.

Glaubst du mir jetzt? fragte er und stand vor ihr in Talar und Kragen da.

Nun will ich dich erst ein paar Male hören, wie du Gottes Wort verkündest.

Und das that er lauter und rein, wie es sich für einen Predigersmann geziemt. Er sprach von seiner eigenen Thorheit und wie leicht es wäre zu siegen, wenn einer nur erst den Anfang gemacht hätte, und welch ein Segen Gottes Wort sei, wenn einer nur erst zu ihm gelangt wäre. Ging darauf wieder zu Karen.

Ja, nun glaub' ich, daß du nach deiner Ueberzeugung lebst, sagte Karen, und nun will ich dir auch sagen, daß

ich seit drei Jahren verlobt bin mit Anders Haugen, meinem Vetter. Du kannst uns den nächsten Sonntag aufbieten.

Hier schloß die Mutter. Synnöve hatte von Anfang keine Aufmerksamkeit gezeigt, im weitern Verlaufe der Erzählung aber eine um so größere; zuletzt verschlang sie jedes Wort.

Kommt nichts weiter? fragte sie mit zitternder Stimme.

Nein, antwortete die Mutter. Darauf sah der Vater die Mutter an; ihre Blicke schweiften unsicher zur Seite und sie fuhr nach einer kurzen Pause fort, während sie mit dem Finger über die Tischplatte strich:

Es könnte wohl auch noch etwas kommen — aber das bleibt sich gleich.

Kommt's noch weiter? fragte Synnöve und wandte sich zum Vater, der es zu wissen schien.

Oh — ja, aber es ist wie die Mutter sagt, — es bleibt sich gleich.

Was wurde aus ihm? fragte Synnöve.

Ja, das war es eben, sagte der Vater und warf einen langen Blick auf die Mutter.

Diese hatte sich mit dem Rücken an die Wand gelehnt und sah die Beiden an.

Wurde er unglücklich? fragte Synnöve ganz leise.

Wir enden, da es zu Ende ist, sagte die Mutter und stand auf. Auch der Vater stand auf; später erst Synnöve.

Achtes Kapitel.

Einige Wochen später rüsteten sich an einem Sonntagsmorgen die sämmtlichen Bewohner von Solbakken zum Kirchenbesuch. Es war heute der Tag der Confirmation, welche in diesem Jahre etwas früher als sonst stattfand, und da Alle fort wollten, so wurde das ganze Haus verschlossen. Weil das Wetter klar, wenn gleich in der Frühe etwas kalt und windig war, so mochte man nicht fahren. Der Tag versprach schön zu werden. Der Weg machte eine Biegung um das Thal, an Granliden vorüber und zog sich dann weiter rechts eine gute Viertelmeile zur Kirche. Das Getreide war auf den meisten Feldern schon geschnitten und zum Trocknen auf Stäbe gehängt; die Kühe, meist schon von den Säterweiden geholt, weideten an Stricke gebunden; die Felder grünten entweder zum zweiten Male oder erschienen, bei magerem Boden, graulich weiß. Ringsumher stand der vielfarbige Wald, die Birke schon kränkelnd, die Espe blaßgelb, die Eberesche mit trockenen Blättern aber rothen Beeren. Es hatte einige Tage stark geregnet. Das niedrige Gestrüpp, das am Wege stand und vom Staube ganz bedeckt gewesen war, erschien wieder rein und frisch. Die Felswände, je nachdem der verheerende Herbst sie entkleidete und ihnen ein ernsteres Ansehen verlieh, schienen sich drohender über das Thal zu neigen, während die Gebirgsbäche, welche im Sommer nur dann und wann ein Lebenszeichen von sich gegeben hatten, nun angeschwollen

und rauschend in die Tiefe stürzten. Der Granlidbach hatte einen schwereren und mächtigeren Gang, besonders da er in den Granlidurd kam, wo das Gebirge, plötzlich abbrechend, sich zurückzog. Er nahm sich zusammen und wagte den Sprung in die Tiefe, daß der Berg erzitterte. Dafür wurde diesem aber tüchtig der Kopf gewaschen, denn der Wasserfall schleuderte ihm einen neckenden Strahl gerade ins Gesicht. Einiges neugierige Gestrüpp, das dem Abgrund zu nahe stand, wäre beinahe in den Strudel mit hineingezogen worden; nun stand es da und schüttelte sich im Wasserbade; denn an Wasser fehlte es dem Falle keineswegs.

Thorbjörn, seine Eltern und Geschwister, sowie die übrigen Leute von Granliden zogen jetzt vorbei und blickten auf das Schauspiel. Er war nun wieder ganz hergestellt und hatte bereits, wie in früheren Zeiten, den Vater mit seinem kräftigen Arm bei der Arbeit unterstützt. Sie gingen fast immer mit einander und so auch heute.

Ich glaube beinah, es sind die Solbakkenleute, welche wir hinter uns haben, sagte der Vater.

Thorbjörn sah sich nicht um, aber die Mutter sagte:

Ja, das sind sie — aber ich sehe nicht — ja doch, da ganz hinten.

Kam es nun daher, daß die von Granliden schneller gingen oder die von Solbakken ihre Schritte mäßigten, die Entfernung zwischen ihnen wurde größer und größer, so daß sie zuletzt einander kaum noch sehen konnten. Es schien, daß die Kirche heute sehr voll werden würde; der

lange Thalweg war ganz schwarz von all den Fußgängern, Reitern und Fahrenden. Die Pferde waren jetzt in der Herbstzeit wählig und mochten wenig daran gewöhnt sein, mit anderen Pferden zusammen zu kommen; sie wieherten und schnoben auf dem ganzen Wege und machten mit ihrer Unruhe die Fahrt zwar sehr lebhaft, aber auch bedenklich.

Je mehr man sich der Kirche näherte, desto lauter wurde der Lärm von all den Pferden. Die kommenden wieherten denen entgegen, die schon angebunden standen; diese rissen dafür in die Zügel, stellten sich auf die Hinterbeine und antworteten gleichfalls mit Wiehern. Alle Hunde aus dem ganzen Thale, welche die Woche über zu Hause gesessen und von den verschiedenen Höfen aus einander angebellt und herausgefordert hatten, trafen heute an der Kirche zusammen, fielen über einander her und setzten theils einzeln, theils in ganzen Knäueln den Kampf bis in die Felder hinein fort. Die Leute standen an der Kirchhofsmauer und den Häusern, sprachen nur flüsternd mit einander und sahen sich schüchtern von der Seite an. Der Weg zwischen der Mauer und den Häusern war nicht breit; die Frauenzimmer standen gewöhnlich in einer Reihe an jener, die Männer an den Häusern. Es dauerte immer erst eine Weile, bis sie es wagten, zu einander hinüber zu gehen, so daß selbst Bekannte, wenn sie einander aus der Ferne erblickten, so thaten, als ob sie sich nicht kannten, bis endlich die Zeit kam hinüber zu gehen. Standen sie sich aber zufällig gegenüber, so daß das

Grüßen sich schwer vermeiden ließ, so geschah es doch immer nur mit halb abgewandtem Gesicht und wenig Worten, worauf in der Regel ein Jeder sich wieder auf seinen Platz zurückzog.

Als die Granlidleute ankamen, wurde es fast noch stiller als zuvor. Sämund hatte nicht Viele zu begrüßen, so daß er auch recht bald die Reihen entlang war; die Frauen dagegen häkelten sich sofort fest und blieben schon bei den Ersten stehen. So kam es, daß Sämund und Thorbjörn wieder zu ihnen zurück mußten, um sie abzuholen. In diesem Augenblicke kamen drei Fuhrwerke angefahren und zwar mit viel größerer Schnelligkeit als alle früheren; ja sie mäßigten dieselbe nicht einmal, als sie mitten unter die Leute bogen. Sämund und Thorbjörn, welche beinahe übergefahren wurden, sahen zu gleicher Zeit auf. In dem ersten Wagen saßen Knud Nordhaug und ein älterer Mann, in dem zweiten seine Schwester und deren Mann, im dritten die Altentheilsleute. Vater und Sohn blickten einander an; Sämund verzog keine Miene, Thorbjörn war sehr bleich geworden. Darauf ließen sie ihre Blicke geradeaus schweifen und nahmen die Leute von Solbakken wahr, welche ihnen gerade gegenüber standen, um Ingeborg und Ingrid zu begrüßen. Die Wagen hatten sie gestört und das Gespräch stockte; die Augen folgten noch den Fortfahrenden und es dauerte eine Weile, bis sie ihren Gleichmuth wiederfanden. Indem sie ihre Blicke umherschweifen ließen, trafen sie auf Sämund und Thorbjörn, welche sie ihrerseits starr an-

sahen. Guttorm Solbakken wandte sich sofort ab, seine Frau aber sah Thorbjörn fest an, während Synnöve auf Ingrid zutrat und, wie zum Gruße, ihre Hand ergriff, obwohl sie das schon einmal gethan hatte. Auf Allen lastete der Gedanke, daß ihre Dienstleute und Bekannten, so ziemlich ohne Ausnahme, sie beobachteten. Nun ging Sämund geradeswegs hinüber und reichte mit halb abgewandtem Gesicht Guttorm die Hand mit dem üblichen Gruße:

Hab Dank fürs letzte Mal!

Hab selbst Dank!

Sämund begrüßte die Frau in derselben Weise, aber auch sie sah nicht auf.

Thorbjörn folgte dem Beispiele seines Vaters und ging hinüber. Als er nun der Reihe nach zu Synnöve kam, sah er sie an. Auch sie schaute ihn an und vergaß dabei den Gruß zu erwidern. Thorbjörn trat an sie heran, sie sprachen Beide kein Wort, sondern reichten einander die Hand, ohne Druck, weder er noch sie schlugen die Augen auf, Keines von ihnen bewegte einen Fuß.

Heute wird das Wetter gewiß schön bleiben, sagte Karen, während ihre Blicke rasch von Einem zum Andern schweiften. Sämund allein antwortete:

Freilich, der Wind verjagt die Wolken.

Gut für das Getreide, das noch draußen steht, es braucht Wärme, sagte Ingeborg, während sie mit der Hand den Rücken von Sämund's Jacke abbürstete; denn es war ihr so, als wäre sie bestäubt.

Der liebe Gott hat uns ein gutes Jahr gegeben, aber es ist noch die Frage, ob Alles unter Dach kommen wird, äußerte Karen und warf einen Blick nach den Beiden, die noch immer bei einander standen.

Es kommt darauf an, wie viel Hände einem zu Gebote stehen, sagte Sämund und stellte sich zufällig so, daß sie nicht zu Jenen hinüber sehen konnte; ich hab' mir schon oft gedacht, daß ein Paar Besitzer ihre Kräfte vereinigen müßten, da würde es gewiß besser von Statten gehn.

Es kann aber auch vorkommen, daß sie das trockene Wetter zu gleicher Zeit nutzen wollen, erwiderte Karen und trat einen Schritt seitwärts.

Ja freilich, sagte Ingeborg, indem sie sich dicht an ihren Mann stellte, so daß Karen auch jetzt nicht zu sehen bekam, was sie doch so gern sehen wollte; aber an einigen Stellen reift es früher als an den anderen; in Solbakken sind sie uns oft um vierzehn Tage voraus.

Ja, da könnten wir uns gut gegenseitig helfen, sagte Guttorm langsam und trat einen Schritt näher.

Karen warf ihm einen hastigen Blick zu.

Aber freilich, es gibt auch allerlei Dinge, die sich einem in den Weg stellen können, setzte er hinzu.

Allerdings, sagte Karen, indem sie einen Schritt bald nach der einen, bald nach der andern Seite machte.

Allerdings, sagte Sämund, es ist einem oft dies und das im Wege — wobei sich seine Lippen zu einem Lächeln verzogen.

Ja, so ist es, meinte Guttorm, die Frau aber fiel ein:

Des Menschen Macht reicht nicht weit, Gottes Macht ist die größte und auf Ihn allein kommt es an.

Er möchte wohl nicht viel dagegen haben, wenn wir in Granliden und Solbakken einander bei der Ernte Hülfe leisten wollten, meinte Sämund, worauf Guttorm hinzufügte: Da könnte er wohl nichts dagegen haben — und die Frau mit ernster Miene anblickte.

Diese gab dem Gespräche eine andere Wendung, indem sie sagte: Heute sind recht viele Leute in die Kirche gekommen; es thut einem wohl, wenn man sieht, daß die Leute zum Hause Gottes wandern.

Niemand schien darauf Etwas erwidern zu wollen, bis Guttorm sagte:

Ich denke, die Gottesfurcht ist im Zunehmen; es sind heutzutage mehr Leute in der Kirche als damals wie ich noch ein kleiner Junge war.

Ja, ja, es kommen immer mehr, sagte Sämund.

Es sind wohl Viele darunter, vielleicht gar die Meisten, die bloß aus Gewohnheit herkommen, äußerte Karen.

Vielleicht die Jüngeren, meinte Ingeborg.

Die wollen sich doch auch einmal treffen, sagte Sämund.

Habt ihr schon gehört, daß der Pfarrer sich von hier fortgemeldet hat? fragte Karen, um dem Gespräche wiederum eine neue Wendung zu geben.

Das wäre nicht gut, sagte Ingeborg, er hat alle meine Kinder getauft und eingesegnet.

Du möchtest wohl, daß er sie auch noch trauen solle, sagte Sämund und kaute an einem Stückchen Holz, das er zufällig gefunden hatte.

Ich denke, die Kirche wird bald beginnen, sagte Karen, indem sie nach der Thüre blickte.

Ja, heute ist es hier draußen auch sehr heiß, sagte Sämund.

Komm nun, Synnöve, wir wollen hineingehen.

Synnöve fuhr zusammen und wandte sich von Thorbjörn, mit dem sie bis dahin gesprochen hatte, ab.

Möchtest du nicht lieber warten bis die Glocken läuten? fragte Ingrid, indem sie zu Synnöve trat.

Wir gehen dann Alle mit einander, fügte Ingeborg hinzu.

Synnöve wußte nicht gleich, was sie zur Antwort geben solle. Sämund sah sie von der Seite an und sagte:

Wenn du wartest, so läutet es wohl bald — für dich.

Synnöve wurde über und über roth, die Mutter sah ihn scharf an, er aber lächelte und sagte:

Das wird wohl so geschehen wie es Gott will; nicht wahr, so sagtest du ja neulich. Mit diesen Worten ging er voran, und die Andern folgten ihm.

An der Thüre der Kirche entstand ein Gedränge, weil dieselbe noch nicht aufgeschlossen war. Gerade da sie näher traten, um nach dem Grunde zu fragen, wurde

sie geöffnet, und die Leute gingen hinein. Dadurch aber, daß Einige auch zurückgingen, wurden die Kommenden von einander getrennt. An der Wand standen Zwei im Gespräche begriffen, der Eine hoch gewachsen und von starkem Körperbau, mit hellem, aber struppigem Haar und stumpfer Nase. Es war Knud Nordhaug. Sobald er die Granlidleute kommen sah, hörte er zu sprechen auf, ihm wurde seltsam zu Muthe, doch blieb er stehen. Als Sämund an ihm vorüberging, blickte er Knud fest an, der ihn gleichfalls, wenn auch etwas unsicher, ansah. Jetzt kam Synnöve, und als ihr Knud so ganz unerwartet vor die Augen trat, wurde sie leichenblaß. Da schlug Knud die Augen nieder und schickte sich an fortzugehen. Kaum hatte er ein Paar Schritte gemacht, so sah er vier Gesichter auf sich gerichtet, Guttorm's, Ingeborgs, Ingrid's und Thorbjörn's. In seiner Verwirrung ging er gerade auf sie zu und stand plötzlich, ohne zu wissen wie, Thorbjörn gegenüber. Es schien, als wollte er sofort zur Seite ausweichen; da aber immer mehr Leute dazukamen, so ließ es sich nicht leicht ausführen. Dieses begab sich gerade auf der Steinplatte, welche vor der Kirche liegt. Auf der Schwelle der Vorhalle war Synnöve stehen geblieben, Sämund befand sich etwas weiter zurück, und da sie etwas höher standen als die Anderen, so konnten sie Alles übersehen und auch selber von Allen gesehen werden. Synnöve hatte Alles um sich her vergessen und starrte nur Thorbjörn an; dasselbe thaten Sämund und seine Frau, Guttorm und seine Frau

und Ingrid. Thorbjörn fühlte das und stand wie festgenagelt. Aber Knud dachte, hier müsse irgend Etwas geschehen, und so streckte er seine Hand ein wenig vor, sagte indessen kein Wort. Auch Thorbjörn streckte seine Hand etwas aus, aber nicht so weit, daß ihre Hände sich hätten berühren können.

Dank fürs — fing Knud an, besann sich aber sofort, daß dieses kein passender Willkomm sei, und trat einen Schritt zurück.

Thorbjörn sah auf, und sein Auge traf Synnöve, die bleich wie der Tod dastand.

Mit einem großen Schritt vorwärts und mit einem kräftigen Griffe nach Knud's Hand sagte er nun, so daß die zunächst Stehenden es hören konnten:

Dank fürs letzte Mal, Knud — wir haben wohl Beide viel daraus gelernt.

Knud gab einen Laut von sich, der in einem Gurgeln erstarb; er schien zwei oder drei Mal sprechen zu wollen, es gelang ihm aber nicht. Thorbjörn hatte nichts weiter zu sagen; er wartete, ohne aufzusehen, auf ein Wort von Knud. Wie er nun so dastand und das Gesangbuch in den Händen drehte, fiel dasselbe zufällig zur Erde. Knud bückte sich sofort, hob es auf und reichte es ihm.

Danke, sagte Thorbjörn, der sich ebenfalls gebückt hatte, und sah auf, aber da Knud wiederum die Augen zur Erde schlug, dachte Thorbjörn, daß es am besten wäre, wenn er ginge, und so ging er.

Auch die Anderen gingen, und da Thorbjörn sich hingesetzt hatte und nach einer Weile zu dem Frauenstuhl gegenüber blickte, begegnete er nicht bloß seiner Mutter Augen, die ihn selig anlächelte, sondern auch Karen's, welche offenbar darauf gewartet hatte, daß er herübersehen möchte. Sie nickte ihm sofort drei Mal zu, und da er stutzte, noch drei Male und noch viel freundlicher.

Sein Vater Sämund flüsterte ihm zu: Das dacht' ich mir. — Als das Eingangsgebet verlesen und ein Lied gesungen war, auch die Confirmanden sich bereits am Altare aufgestellt hatten, flüsterte er wieder:

Aber dem Knud fällt's schwer, gut zu sein; laß es immer recht weit sein von Granliden nach Nordhaug.

Die Confirmation nahm jetzt ihren Anfang, indem der Pfarrer auf den Altar trat und die Kinder das Confirmationslied anstimmten. Sie alle so auf einmal und zwar ganz allein singen zu hören, so glaubensvoll und reinen Herzens, pflegt die andächtige Gemeinde immer tief zu rühren, am stärksten aber Diejenigen, welche noch jung sind und sich ihrer eigenen Einsegnung lebhaft erinnern. Wenn dann tiefe Stille eintritt und der Pfarrer, der nun seit länger als zwanzig Jahren, in guten und schweren Stunden, mit Jedem von ihnen herzliche Worte gesprochen, die Hände über der Brust faltet, als wollte er sie Alle ans Herz drücken, -- da geht immer eine tiefe Bewegung durch die Versammlung. Die Kinder aber pflegen laut zu weinen, wenn der Pfarrer ihrer Eltern gedenkt und sie auffordert, für dieselben zu beten.

Thorbjörn, der nun neulich von schwerer Krankheit erstanden und noch später des Glaubens gewesen war, es werde ihm ein dauerndes Siechthum beschieden sein, weinte in tiefster Erregung, zumal als die Kinder das Gelübde ablegten. Er sah nicht einmal zu dem Frauenstuhl hinüber. Erst nachdem der Gottesdienst beendigt war, ging er zu Ingrid und flüsterte ihr Etwas zu. Dgrauf drängte er sich eiligst durch die Leute, die bemerkt haben wollten, daß er nicht die Landstraße, sondern bergauf den Weg in den Wald eingeschlagen habe; doch waren sie dessen nicht ganz sicher. Sämund suchte ihn eine Weile, gab es aber auf, da er sah, daß auch Ingrid verschwunden sei. Er traf die Solbakkenleute, die ihrerseits überall nach Synnöve fragten. Niemand hatte sie gesehen. So begaben sie sich denn beiderseits, ohne die Kinder, auf den Heimweg.

Synnöve und Ingrid waren ihnen Allen schon weit voraus.

Es thut mir doch beinahe leid, daß ich mitgekommen bin, sagte die Erstere.

Das hat jetzt nichts mehr zu sagen, da der Vater darum weiß.

Aber er ist doch nicht *mein* Vater, erwiderte Synnöve.

Nun, wer weiß? — Sie sprachen aber nicht weiter von der Sache.

Das ist wohl hier, wo wir warten sollten — meinte Ingrid. Der Weg machte an dieser Stelle einen großen Bogen, und sie befanden sich mitten in dem dichten Walde.

Er muß einen langen Umweg machen, sagte Synnöve.

Er ist schon da, fiel Thorbjörn ein, indem er sich hinter einem großen Steine erhob.

Er hatte sich Alles gehörig zurechtgelegt, was er sagen wollte, und das war nicht wenig. Und heute sollte es ihm nicht mißlingen, denn sein Vater wußte darum und war damit einverstanden, das schien ihm nach Allem, was sich vor der Kirche ereignet hatte, nicht zweifelhaft zu sein. Hatte er sich doch den ganzen Sommer hindurch in Sehnsucht verzehrt, da müßte er jetzt wohl viel besser im Stande sein mit ihr zu reden als zuvor.

Ich denke, wir gehen am besten den Waldweg, sagte er, da ists am nächsten.

Die Mädchen antworteten nichts, aber folgten ihm. Thorbjörn gedachte nun Synnöve anzureden, aber anfangs wollte er doch warten, bis sie die Höhe erreicht hätten, dann bis sie den Sumpf passirt hätten; als sie aber auch über diesen waren, schien es ihm das Beste, erst dann anzufangen, wenn sie tiefer in den Wald gekommen sein würden. Ingrid, welche recht gut merkte, daß es mit ihnen nicht recht vorwärts wollte, begann nun ihre Schritte zu mäßigen und blieb mehr und mehr zurück, bis sie zuletzt kaum noch sichtbar war. Synnöve ihrerseits that, als ob sie es nicht bemerke, und pflückte von Zeit zu Zeit eine Beere, welche am Rande des Weges wuchs.

Es wäre doch gar sonderbar, wenn ich nicht zum Sprechen kommen sollte, dachte Thorbjörn und fing sofort an:

Es ist heute doch recht schönes Wetter geworden.

Ja, das ist es, antwortete Synnöve. Und damit ging es wieder ein Ende weiter; sie pflückte Beeren, und er ging neben ihr.

Es war doch hübsch von dir, daß du mitgingst, sagte er; sie gab hierauf aber keine Antwort.

Der Sommer ist dieses Jahr recht lang gewesen, sagte er wieder; aber auch hierauf gab sie keine Antwort.

Nein, dachte Thorbjörn, so lange wir so neben einander gehen, kommen wir zu keinem ordentlichen Gespräche.

Ich denke, wir warten ein bischen auf Ingrid, sagte er.

Ja, das wollen wir, erwiderte Synnöve und stand still. An dieser Stelle waren aber keine Beeren, nach denen sie sich hätte bücken können, das hatte Thorbjörn schon berechnet; dafür pflückte Synnöve einen Halm ab und begann die Beeren daran aufzureihen.

Heute habe ich immer so recht an die Zeit denken müssen, wo wir zusammen zum Religionsunterricht gingen, sagte er.

Ich mußte auch immer daran denken, erwiderte sie.

Seitdem hat sich so Manches zugetragen. Da sie aber schwieg, so fuhr er fort: Aber das Meiste ist doch anders gekommen, als wir erwartet hatten.

Synnöve reihte ihre Beeren sehr emsig auf den Halm und hielt ihren Kopf während dessen gesenkt. Er trat ein wenig zur Seite, um ihr ins Gesicht zu sehen,

aber als ob sie das merkte, wußte sie es so einzurichten, daß sie sich wiederum nach der andern Seite wenden mußte. Da wurde er so bang, daß er von ihr gar nichts herausbringen möchte, und er sagte:

Synnöve, du hast doch gewiß auch Etwas auf dem Herzen; hast du?

Da blickte sie auf und lachte.

Was soll ich sagen? antwortete sie.

Da bekam er all seinen Muth wieder, und er wollte sie umarmen; aber gerade als er es thun wollte, wagte er es doch nicht, sondern fragte nur ganz kleinlaut:

Ingrid hat wohl mit dir gesprochen?

Ja, antwortete sie.

Dann mußt du mir auch Etwas sagen, meinte er. Sie aber schwieg.

Dann mußt du mir auch Etwas sagen, wiederholte er und trat ihr einen Schritt näher.

Du hast wohl auch Etwas zu sagen, erwiderte sie, aber ins Gesicht konnte er ihr nicht sehen.

Ja, sagte er und wollte ihre Hand ergreifen, aber sie war fleißiger bei der Arbeit als je.

Es ist recht schlimm von dir, daß du mir all meinen Muth raubst.

Er konnte nicht erkennen, ob sie dazu ein freundliches Gesicht mache oder nicht, und so wußte er nicht, was er noch hinzufügen solle.

Nun denn, kurz und gut, platzte er mit Einem Male laut heraus, obwohl die Stimme nicht ganz sicher klang:

Was hast du mit dem Zettel gemacht?

Sie antwortete nicht und wandte sich ab. Er folgte ihr, legte die Hand auf ihre Schulter und beugte sich über sie.

Antworte mir — flüsterte er.

Ich habe ihn verbrannt.

Er umfaßte sie rasch und kehrte sie zu sich; als er aber wahrnahm, daß ihr die Thränen in die Augen traten, ließ er sie wieder los.

Es ist doch aber recht sonderbar, dachte er, wie leicht sie weint.

Wie sie nun so dastanden, fragte sie leise:

Warum schriebst du den Zettel?

Das hat dir wohl Ingrid erklärt.

Allerdings, aber — es war doch recht hart von dir.

Der Vater wollte es so haben.

Ja — aber —

Er meinte, ich würde zeitlebens ein Krüppel bleiben, und sagte, später werde er für mich sorgen.

Ingrid zeigte sich nun an dem Fuße der Anhöhe, sie machten sich daher wieder auf den Weg.

Als ich nicht mehr daran dachte, ich würde dich jemals bekommen, da standest du mir immer vor den Augen, sagte er.

Ja, wenn man allein ist, prüft man sich am besten.

Ja, da zeigt sich's, wer die größte Macht in uns hat, erwiderte Thorbjörn mit klarer Stimme und schritt ernsthaft neben ihr weiter.

Sie pflückte nun keine Beeren mehr.

Willst du die haben? fragte sie, indem sie ihm den Halm hinreichte.

Danke, sagte er und hielt ihre Hand, mit der sie ihm die Beeren reichte, fest:

Da ist es wohl am besten, wenn Alles beim Alten bleibt, fügte er leise hinzu.

Ja, lispelte sie kaum hörbar und wandte sich ab.

Sie schritten nun immer weiter, aber so lange sie schwieg, wagte er nicht sie zu berühren oder sie anzureden. Es war ihm, als habe sein Körper alle Schwere verloren, und es fehlte nicht viel, so wäre er zu Boden gefallen. Es flimmerte ihm vor den Augen, und da sie gerade auf eine Anhöhe kamen, von welcher man Solbakken erblicken konnte, war es ihm, als ob er dort sein ganzes Leben lang gewohnt hätte und die Sehnsucht ihn mächtig dorthin zöge.

Ich begleite sie gleich bis nach Hause, dachte er, und der Anblick kräftigte seinen Vorsatz mit jedem Schritte, den sie weiter machten.

Der Vater steht mir bei, dachte er weiter, ich halte das nicht länger aus, ich muß hinüber, hinüber; und er ging immer schneller.

Schimmernd lag die ganze Landschaft, das Gehöft vor ihm.

Noch heute, keine Stunde länger will ich warten, und er fühlte sich so stark, so gehoben, er wußte nicht was er beginnen solle.

Aber du gehst ja ganz von mir fort, vernahm er jetzt eine sanfte Stimme hinter sich. Es war Synnöve, die nicht länger mitzuhalten vermochte.

Er blieb beschämt stehen, kehrte sich um und streckte den Arm nach ihr, indem er dachte:

Ich möchte sie hoch heben, bis über meinen Kopf, wie beim Springtanz.

Als er ihr aber nahe kam, that er es doch nicht.

Ich geh' so rasch, sagte er.

Ja freilich, antwortete sie.

Sie befanden sich nun dicht an der Landstraße. Ingrid, welche die ganze Zeit über nicht zu sehen gewesen war, ging auf einmal dicht hinter ihnen.

Nun müßt ihr nicht länger mit einander gehen, sagte sie.

Thorbjörn schrak bei diesen Worten auf, ihm war es noch viel zu früh; auch Synnöve wurde es gar sonderbar zu Muthe.

Ich habe dir noch so viel zu sagen, flüsterte Thorbjörn.

Sie erwiderte nichts, lächelte aber ein wenig.

Ja ja, sagte er, ein ander Mal, und er faßte ihre Hand.

Sie sah auf und blickte ihn mit ihren klaren und leuchtenden Augen an, ihm wurde ganz warm davon und der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, er wolle sie doch bis nach Hause begleiten. Da zog sie ihre Hand leise aus der seinigen, wandte sich ruhig zu Ingrid, sagte

Lebewohl und schritt langsam den Abhang hinab auf die Landstraße. Er blieb stehen und schaute ihr nach.

Die beiden Geschwister gingen heim durch den Wald.

Habt ihr euch nun ausgesprochen? fragte Ingrid.

Nein, dazu ist es nicht gekommen, der Weg war zu kurz, antwortete er und ging ein Ende von ihr fort, als wolle er nichts weiter hören.

Nun? sagte Sämund, der gerade beim Essen saß, und sah die beiden Geschwister, als sie in die Stube traten, fragend an. Thorbjörn antwortete nichts, sondern ging zu der Bank auf der andern Seite, wie es schien um seine Jacke abzulegen. Ingrid kam hinter ihm und mußte lachen. Sämund fing wieder zu essen an und sah von Zeit zu Zeit nach Thorbjörn hinüber, der gar nicht fertig wurde, schmunzelte und aß weiter.

Komm nun und iß, sagte er, das Essen wird kalt.

Ich danke, ich mag nichts, erwiderte Thorbjörn, indem er sich hinsetzte.

So? — sagte Sämund und aß weiter. Eine Weile darauf sagte er:

Ihr hattet es ja heute so eilig, nach der Kirche.

Es war da Jemand, mit dem wir sprechen wollten, sagte Thorbjörn, indem er sich auf den Tisch stützte.

Nun, hast du mit dem Jemand gesprochen?

Ich weiß es nicht recht, erwiederte Thorbjörn.

Ei der Henker, das wäre! sagte Sämund und aß weiter.

Es dauerte nicht lange, so war er fertig und stand

auf. Er trat ans Fenster, blickte eine Weile hinaus, wandte sich dann um und sagte:

Komm, wir wollen einmal hinausgehen und nach den Feldern sehen.

Thorbjörn stand nun auch auf.

Nein, ziehe dir erst deine Jacke an.

Thorbjörn, der in Hemdsärmeln dagesessen hatte, nahm eine alte Jacke, die über ihm hing, und wollte sie anziehen.

Du siehst, ich habe die neue an, sagte Sämund.

Thorbjörn zog gleichfalls seine neue an und folgte Sämund vor die Thüre.

Sie gingen nach der Landstraße zu.

Wollen wir nicht nach der Gerste sehen? fragte Thorbjörn.

Nein, wir wollen erst zum Weizen, erwiderte Sämund.

Gerade als sie die Landstraße erreichten, kam ein Wagen langsam gefahren.

Das ist ein Fuhrwerk von Nordhaug, sagte Sämund.

Ja, die jungen Leute von Nordhaug, setzte Thorbjörn hinzu, die neulich Hochzeit hatten.

Als der Wagen ihnen ganz nahe kam, wurde er angehalten.

Das ist doch ein rechtes stolzes Frauenzimmer, die Marit Nordhaug, flüsterte Sämund und sah sie unverwandt an. Sie saß ein wenig zurückgelehnt im Wagen, in ein Tuch gehüllt und ein kleineres leicht um den Kopf

gebunden, und blickte die beiden Männer von Granliden starr an. Ihre festen, fast harten Züge verriethen auch nicht die leiseste Erregung. Der Mann sah bleich und hager aus, aber noch gelassener als sonst, wie wenn er einen verborgenen Schmerz niederzukämpfen hätte.

Seid ihr hinaus, um nach dem Getreide zu sehen? fragte er.

Sollt's meinen, erwiderte Sämund.

Es ist dieses Jahr gut gerathen.

Ei — ja, es könnte auch weniger gut sein.

Ihr kommt spät aus der Kirche, sagte Thorbjörn.

Es waren da so viele Bekannte, von denen wir Abschied nehmen wollten.

Wollt ihr denn weg? fragte Sämund.

Ja, wir reisen.

Geht die Reise weit hinaus?

Ja.

Wohin, wenn's erlaubt ist?

Nach Amerika.

Nach Amerika! riefen Beide zu gleicher Zeit aus.

Eben erst verheirathet! setzte Sämund hinzu.

„Es scheint, ich muß hier wegen des Fußes bleiben,“ sagte der Fuchs, als er im Fangeisen festsaß.

Marit sah erst ihn, dann die Andern an und eine leichte Röthe überflog ihr Gesicht, das im Uebrigen starr und unbeweglich blieb.

Kommt die Frau mit? fragte Sämund.

Nein, sie bleibt hier.

Es soll in Amerika nicht schwer fallen, zu was zu gelangen, sagte Thorbjörn, bloß um das Gespräch nicht ins Stocken gerathen zu lassen.

Kann wohl sein, erwiderte der Mann.

Aber Nordhaug ist ein schöner Hof, meinte Sämund.

Es sind zu Viele dort, erwiderte er.

Die Frau warf ihm wiederum einen Blick zu.

Das heißt, Einer ist dort dem Andern im Wege.

Nun denn, viel Glück auf die Reise! sagte Sämund und reichte ihm die Hand, Gott lasse dich finden, was du suchst.

Thorbjörn sah seinen Schulkameraden fest an und sagte:

Ich habe noch mit dir zu reden.

Ja es ist gut, wennn man sich aussprechen kann, sagte der Mann und scharrte mit dem Peitschenstock auf dem Boden des Wagens.

Komm doch zu uns hinüber, sagte Marit. Sowohl Thorbjörn als auch Sämund sahen verwundert auf, sie konnten sich immer nicht darein finden, daß sie eine so sanfte Stimme hatte.

Sie fuhren weiter — es ging langsam, der Staub wirbelte auf und umgab sie, die Abendsonne schien gerade auf sie, auf ihr helles seidenes Kopftuch, das sich von seinem dunklen Tuchrock abhob, — eine Ecke — und sie waren verschwunden.

Lange Zeit gingen Vater und Sohn neben einander, ohne ein Wort zu reden; endlich äußerte Thorbjörn: Ich denke, er kommt sobald nicht wieder.

Das ist wohl auch das Beste, meinte Sämund, wenn man in der Heimath nicht das Glück findet.

Und sie gingen wieder schweigend weiter.

Du gehst ja an dem Weizen vorbei, sagte Thorbjörn.

Wir können auf dem Rückwege nach ihm sehen, und sie gingen immer weiter.

Thorbjörn mochte nicht fragen, wo es hinginge, denn schon waren sie über die Grenze von Granliden hinaus.

Neuntes Kapitel.

Guttorm und Karen hatten schon gegessen, als Synnöve endlich ganz erhitzt und halb athemlos in die Stube trat.

Aber, liebes Kind, wo bist du so lange gewesen? fragte die Mutter.

Ich war mit Ingrid zurückgeblieben, erwiderte Synnöve, während sie ein paar Tücher ablegte. Der Vater suchte im Schranke nach einem Buche.

Was hattet ihre Beide denn zu besprechen, das so lange Zeit brauchte?

O es war gar nichts.

Da wär' es wohl besser gewesen, du hättest uns von der Kirche gleich nach Hause begleitet, mein Kind.

Sie stand nun auf und brachte Synnöve's Essen. Als diese sich hingesetzt hatte, nahm Karen ihr gegenüber Platz und fragte:

Hast du vielleicht noch mit Andern als Ingrid gesprochen?

Ja, mit Vielen, erwiderte Synnöve.

Das Kind wird doch mit den Leuten reden dürfen! sagte Guttorm.

Gewiß darf sie das, sagte die Mutter in etwas freundlicherem Tone, aber sie hätte doch mit ihren Eltern gehen sollen.

Hierauf erfolgte keine Antwort.

Das war ein herrlicher Kirchtag, sagte die Mutter; es freut einen, die Kinder vor dem Altar zu sehen.

Man denkt an seine eigenen Kinder, äußerte Guttorm.

Ja, du hast Recht, sagte die Mutter und mußte seufzen.

Weiß doch Keiner, wie es ihnen einmal ergeht, sagte Guttorm und saß dann wieder längere Zeit schweigend da. Wir haben doch Gott zu danken, daß er uns das Eine ließ.

Die Mutter fuhr mit der Hand über den Tisch und sagte leise und ohne aufzublicken:

Sie ist doch unsere beste Freude. Sie ist auch brav und gut, fügte sie noch leiser hinzu.

Wiederum langes Stillschweigen.

Ja, sie hat uns viel Freude gemacht, sagte Guttorm, und dann mit noch weicherer Stimme: Der liebe Gott mache sie glücklich.

Die Mutter strich wieder über den Tisch und wischte zugleich eine Thräne ab, die darauf gefallen war.

Weßhalb ißt du nichts? fragte der Vater, als er sie nach einer Weile wieder ansah.

Danke, ich bin satt, erwiderte Synnöve.

Aber du hast ja gar nichts gegessen, sagte nun auch die Mutter, du bist so weit gegangen.

Mir ist nicht ganz gut, erwiderte Synnöve und zog einen Tuchzipfel aus ihrem Busen.

Iß, mein Kind, sagte der Vater.

Ich kann nicht, sagte Synnöve, indem sie in Thränen ausbrach.

Aber, liebes Kind, warum weinst du?

Ich weiß es nicht, und sie schluchzte laut.

Sie weint immer so leicht, sagte die Mutter.

Der Vater stand auf und trat ans Fenster.

Seht, da kommen zwei Männer herauf, sagte er.

Wie, um diese Zeit? fragte die Mutter, indem sie ebenfalls hinaussah; Lieber, wer kann das sein? — Aber es klang nicht recht wie eine Frage.

Ich weiß es nicht, antwortete Guttorm, und sie blickten weiter hinaus.

Ich kann das doch nicht recht verstehen, sagte sie.

Ich auch nicht, sagte Guttorm.

Die beiden Männer kamen jetzt näher.

Sie sind's doch, sagte sie endlich.

Ja, es ist wohl so, sagte er.

Die Männer kamen immer näher; der ältere stand jetzt still und sah sich um, der jüngere auch; dann gingen sie weiter.

Hast du eine Ahnung, was sie nur wollen? fragte Karen ungefähr in demselben Tone wie vorhin.

Nein, erwiderte Guttorm.

Die Mutter wandte sich um, ging an den Tisch, setzte Einiges fort und räumte die Stube ein wenig auf.

Du mußt dir etwas umnehmen, mein Kind, sagte sie zu Synnöve, wir bekommen Besuch.

Kaum hatte sie dieses gesagt, so öffnete Sämund die Thüre und trat ein, Thorbjörn folgte ihm.

Grüß' Gott, sagte Sämund, indem er einen Augenblick an der Thüre stehen blieb, dann trat er näher, um die Leute zu begrüßen. Thorbjörn that dasselbe. Zuletzt kamen sie zu Synnöve, die in einer Ecke, mit ihrem Tuche in der Hand, unbeweglich dastand und nicht wußte, ob sie es umnehmen solle oder nicht, ja sie hatte vielleicht kaum das Bewußtsein davon, daß sie es in der Hand hielt.

Ihr müßt schon sehen, wo ihr einen Platz findet hier, sagte Karen.

Danke, es ist nicht gerade weit bis hieher, erwiderte Sämund, nahm aber doch Platz.

Thorbjörn setzte sich neben ihn.

Ihr wart heute nach der Kirche mit einem Mal ganz verschwunden, sagte Karen.

Ich suchte euch auch, erwiderte Sämund.

Es waren recht viele Leute dort, sagte Guttorm.

Sehr viele, wiederholte Sämund; es war auch ein schöner Kirchtag.

Wir sprachen auch soeben davon, sagte Karen.

Für einen, der selbst Kinder hat, ist es gar sonderbar, einer Einsegnung beizuwohnen, bemerkte Guttorm. Die Frau rückte ein Endchen auf der Bank weiter.

Ja, so ist es, sagte Sämund, man muß da doch recht ernstlich an sie denken, und das ist auch der Grund, weßhalb ich heut Abend hieher gekommen bin, setzte er hinzu, indem er sich mit sicherem Blicke umsah, ein neues Stück Kautabak nahm und das alte mit einer gewissen Behutsamkeit in die Messingdose placirte. Guttorm, Karen und Thorbjörn wichen seinem Blicke absichtlich aus.

Ich dachte doch, ich müßte den Thorbjörn hieher begleiten, fuhr Sämund langsam fort, denn er allein wäre wohl so bald nicht gekommen; auch fürcht' ich, er weiß sich nicht recht auszudrücken, wobei er auf Synnöve zielte, die das auch ganz gut verstand.

Die Sache ist nun die, daß er seine Augen auf

eure Synnöve geworfen hat, von der Zeit an, da einem solche Gedanken wohl kommen, und es ist wohl nicht zu leugnen, daß sie ihm auch nicht abhold ist. Und da denke ich, es ist das Beste, sie kommen zusammen. Ich wollte nicht eben viel davon wissen, solange ich sah, daß er sich kaum selber regieren könne, geschweige denn Andere. Aber nun glaub' ich, ich kann für ihn einstehn; und vermag ich es nicht, so wird sie es wohl können, denn ihre Macht ist doch wohl nunmehr die größte. — Was meint ihr denn nun, wenn wir zusehen, wie wir sie zusammen bringen? Es hat allerdings keine Eile, aber ich sehe auch nicht, weßhalb wir damit warten sollen. Du, Guttorm, sitzest im Vollen, ich hab' weniger und hab' unter Mehrere zu vertheilen, aber gleichwohl mein' ich, es läßt sich wohl machen. Ihr mögt nun sagen, was ihr von der Sache denkt; sie frage ich zuletzt, denn was sie will, meine ich schon zu wissen.

So sprach Sämund. Guttorm saß während seiner Rede gebückt da, legte abwechselnd die eine Hand auf die andere, machte wiederholt Miene aufzustehn, indem er jedes Mal tiefer Athem holte, kam aber vor dem vierten oder fünften Male nicht dazu. Endlich bekam er den Rücken gerade, strich sich mit den Händen über die Kniee und sah seine Frau an, doch so, daß seine Blicke dann und wann Synnöve streiften. Diese rührte sich nicht, Keiner konnte ihr Gesicht sehen. Karen saß am Tische und strich mit ihren Fingern darüber.

Gewiß, sagte sie, das ist ein gutes Anerbieten.

Ja, mir scheint, wir können es mit Dank annehmen, sagte Guttorm mit lauter Stimme und beträchtlich erleichtert, und sah von ihr nach Sämund hinüber, der mit verschränkten Armen und an die Wand gelehnt dasaß.

Wir haben ja bloß die Eine Tochter, sagte sie, wir müssen uns das doch erst überlegen.

Da ließe sich wohl Rath schaffen, erwiderte Sämund; „aber ich sehe nicht, was einer sofortigen Antwort im Wege steht“, sagte der Bär, als er den Bauer fragte, ob er seine Kuh bekommen könne.

Freilich können wir sofort antworten, sagte Guttorm und sah seine Frau an.

Es wäre nur Eines, sagte sie, doch ohne aufzusehen, daß Thorbjörn wieder zu wild und trotzig sein möchte.

Ich hoffe, das hat sich gegeben, meinte Guttorm, du weißt doch was du heute selbst gesagt hast.

Die Eheleute sahen sich hierauf eine lange Weile, wohl eine Minute, Eins das Andere an.

Könnten wir uns nur darauf verlassen, sagte sie.

Ja, nahm nun Sämund wieder das Wort, was das betrifft, so kann ich wiederholen, was ich schon gesagt habe, das Fuhrwerk wird gut fahren, wenn sie die Zügel stramm hält. Sie hat eine große Macht über ihn, das merkte ich schon damals, als er schwer darniederlag und Keiner wußte, wohin es führen würde.

Du mußt nicht so gar hartnäckig sein, sagte Guttorm,

du weißt doch, was sie selber will, und für sie leben wir ja doch bloß.

Bei diesen Worten schaute Synnöve zum ersten Male auf und blickte den Vater an.

Ei nun, sagte Karen nach kurzem Schweigen und strich etwas fester über den Tisch als vorhin, bin ich am längsten dagegen gewesen, so ist es doch nur geschehen, weil ich eine gute Absicht dabei hatte. — Ich war vielleicht nicht so hart als die Worte schienen — — Dabei blickte sie auf und wollte lächeln, aber die Thränen liefen ihr über die Backen.

Da stand Guttorm auf und schritt quer durch die Stube zu Synnöve:

So ist denn mit Gottes Hülfe geschehn, was ich immer am meisten auf dieser Welt gewünscht habe.

Ich bin nie bange gewesen deßwegen, sagte Sämund, indem er gleichfalls aufstand: was zusammen soll, kommt zusammen.

Nun, was sagst du dazu, mein Kind? fragte die Mutter, die nun auch zu Synnöve hinüberging.

Diese saß noch immer; sie standen alle um sie herum, nur Thorbjörn nicht, der noch auf seinem Platze dasaß.

Du mußt aufstehn, mein Kind, flüsterte die Mutter ihr zu.

Sie stand auf, lächelte, wandte ihr Gesicht ab und weinte.

Der liebe Gott sei mit dir, nun und alle Zeit,

sagte die Mutter. Sie umschloß sie mit beiden Armen und weinte mit ihr.

Die beiden Männer gingen wieder zurück, jeder nach seinem Platze.

Du mußt zu ihm hingehn, sagte die Mutter, noch immer weinend, indem sie Synnöve losließ und sanft vorschob. Sie that einen Schritt, stand dann aber still, da sie nicht weiter zu gehn vermochte. Da sprang Thorbjörn auf, ging auf sie zu, ergriff ihre Hand und hielt sie in der seinigen. Er wußte aber nicht, was er weiter thun sollte, und blieb so stehen, bis sie ihre Hand leise zurückzog. So standen sie schweigend Eines an der Seite des Andern.

Die Thüre ging lautlos auf. Jemand steckte den Kopf herein.

Ist Synnöve hier? wurde etwas schüchtern gefragt. Es war Ingrid.

Ja, sie ist hier, komm näher, sagte ihr Vater. Als Ingrid zögerte, setzte er hinzu:

Komm nur, es ist Alles in Ordnung.

Nun sahen Alle zusammen nach ihr hin. Sie schien etwas verlegen und sagte:

Hier draußen sind noch mehr.

Wer? fragte Guttorm.

Die Mutter, erwiderte sie leise.

Laß sie hereinkommen, sagten alle Viere zugleich. Karen aber ging zur Thüre, während die Andern sich froh anblickten.

Komm nur herein, Mutter, hörten sie Ingrid sagen.

Und so kam denn auch Ingeborg herein in ihrer weißen Bindmütze.

Ich konnte es mir wohl denken, sagte sie, obwohl Sämund einem nichts erzählt, und so blieb uns nichts Anderes übrig, als zu euch herüber zu gehn.

Ja hier steht Alles so wie du es wünschtest, sagte Sämund und trat ein wenig zurück, damit sie zu den Andern hinkommen könnte.

O, Gott segne dich dafür, daß du ihn zu dir hinüberzogst, sagte sie, indem sie Synnöve umarmte und ihr die Backen streichelte; du hast am längsten an ihm festgehalten, liebes Kind, und so ist es doch so gekommen, wie du es wolltest. Und sie streichelte ihr Wangen und Haar, ihre Thränen floßen ihr über das Gesicht. Sie achtete derselben aber nicht, sondern trocknete nur Synnöve's Wangen.

Ja du bekommst einen braven Menschen, fügte sie hinzu, und nun bin ich seinetwegen ganz ruhig; und sie schloß Synnöve noch einmal an ihre Brust.

Ei, sagte Sämund, die Mutter in ihrer Küche weiß mehr als wir Andern, die wir mitten drin sein wollen.

Das Weinen und die Erregung legten sich allmählich. Die Hausfrau begann ans Abendbrod zu denken und bat Ingrid ihr dabei zu helfen; „denn Synnöve ist heute Abend zu nichts zu brauchen.“ Und so machten die Beiden sich denn ans Werk und kochten Rahmgrütze.

Die Männer kamen ins Gespräch über die Ernte und andere Dinge. Thorbjörn hatte sich weiter ans Fenster gesetzt und blickte hinaus. Synnöve trat leise zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Wonach siehst du? flüsterte sie.

Er wandte das Haupt, sah sie lange und innig an und dann wieder hinaus.

Ich seh' hinüber nach Granliden, sagte er, es schaut sich so wunderlich an von hier aus.

Marie.

Eine Erinnerung von Jütlands Westküste.

Von

Steen Steensen Blicher.

(geb. 1782, gest. 1848.)

Aus dem Dänischen

von

L. von Liliencron.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Jener schmale Landstrich, der sich an der Spitze der dänischen Halbinsel in die Nordsee erstreckt, ist fast ganz mit Flugsand bedeckt, von der Nordsee aufgeworfen und von ihrem Bundesgenossen, dem Sturm, weiter geführt; recht als wollte jenes furchtbare Element durch diese dürre Gabe die Erde über den Verlust verhöhnen, den es ihr zufügt, indem es ihren Boden unterwühlt und ihr die fruchtbaren Theile raubt.

Allein der Feind hat es bis jetzt nicht vermocht, die standhaften Bewohner von der Landzunge zu vertreiben. Von ihm selbst nehmen sie den Ersatz für den erlittenen Schaden, und die Macht des Sandes bekämpfen sie mit Hülfe einer Grasart, die sich nie ersticken läßt, sondern immer obenauf bleibt. Dadurch bilden sich längs der ganzen Westküste Höhen und Thäler in abwechselnder Mannichfaltigkeit. Von Weitem gesehen, wenn die Sonne sie von rückwärts bescheint, täuschen sie den Wanderer durch trügerische Bilder von waldbedeckten Hügeln. Weiter hineinwärts aber giebt es noch nackte, weit ausgedehnte Sandberge, die in einiger Entfernung schneebedeckten Felsen gleichen, und die sich Jahr für Jahr ganzer Strecken der bebauten Ebene bemächtigen, denen Fleiß und Mühe

eine spärliche Ernte abzwangen. Von hier ab trägt längs der ganzen Küste das Land dies selbe Gepräge.

In einer dieser öden Gegenden bestieg der Erzähler in seiner Jugend einen mit Dünengras bewachsenen Sandhügel, um zum ersten Mal das große Weltmeer zu beschauen.

Die Sonne war im Untergehen. Das Meer schien flüssiges Feuer, die Sandberge glühende Essen; die Winde schlummerten, nur das gedämpfte Brausen der „todten See", die gegen das Ufer anschlug, erinnerte an ihren letzten Kampf mit den Wellen. Als traurigere Mahnung an die Macht der vereinten Kräfte von Sturm und Meer stand ein Wrack auf der nächsten Sandbank und streckte die schwarzen Planken aus dem Sande heraus.

Die Sonne wäre über meiner stummen Verzückung untergegangen, und erst die Dunkelheit würde mich geweckt haben, wenn nicht eine Schaar von Seeleuten, ihre Ruder und Fischergeräthe tragend, in der Nähe der Stelle, wo ich stand, angekommen wären. Noch ehe ich sie sah, hörte ich das Knirschen ihrer Fußtritte im Sande, während sie sich stumm durch die engen Thäler wanden.

Als die Geräthschaften ins Boot gelegt waren, das in einer Höhlung in dem Klint lag, vertheilten sie sich an beiden Seiten desselben, stemmten den Rücken dagegen und schoben es ins Wasser hinaus nach dem Takt des hohlen Gesanges eines riesenhaften Fischers; der Refrain klang ganz lustig: „Ich hale*) und du halest" —

*) Schifferausdruck für ziehen, halten fassen.

hurrah, hurrah, hurrah! fiel der Chor ein — „Ich trinke, du bezahlest“ — hurrah, hurrah, hurrah!

Die lustigen Worte standen in einem wunderbaren Gegensatz zu dem tiefen Ton und dem finstern Ernst, mit welchem sie gesungen wurden, — mit welchem die Leute alle auf Einmal Kehrt machten, die Hüte abnahmen, niederknieeten und die Stirn gegen den Rand des Bootes lehnten. Einige Augenblicke verweilten sie in dieser Stellung, doch kam kein Laut über ihre Lippen — sie beteten still zu dem Herrn der Winde und der Wellen. Still erhoben sie sich, schoben das Boot ganz ins Wasser, sprangen hinein und ergriffen die Ruder. Unter gleichmäßigen Ruderschlägen glitt das kleine Fahrzeug über die Meeresfläche. Ich folgte ihm mit den Augen, bis es in der dunkeln Ferne verschwand.

Ein Mann war zurückgeblieben. Es war ein Greis; doch hatte das Alter die rothbraunen Locken, die sein gefurchtes Antlitz beschatteten, noch nicht gebleicht, wenngleich es seinen breiten Rücken etwas gekrümmt hatte. Nachdem er lange, unbeweglich, die Hände in den Seitentaschen, den Fortrudernden nachgesehen hatte, drehte er sich um, ging langsam auf mich zu und bot mir ein aufrichtiges Grüß' Gott!

Ich benutzte die Gelegenheit, um etwas Genaueres über die mühevolle Hantierung dieser Leute zu erfahren, besonders aber über die an dieser gefährlichen Küste so oft vorkommenden Schiffbrüche.

Seine Schilderungen waren sehr anziehend, und

namentlich beschrieb er mir den letzten Schiffbruch — dessen Ueberreste hier dicht bei uns standen — so klar und lebendig, daß ich in jugendlichem Leichtsinn wünschte, Zeuge eines so furchtbaren Trauerspiels zu werden.

Ich begleitete ihn nach Hause — ein hübsches und im Innern gut ausgestattetes Haus, ein wenig tiefer ins Land hinein belegen und nicht sehr entfernt von einem der größten Sandmeiler.*) Kurz bevor wir es erreichten, blieb er stehen, schaute zurück, betrachtete den Himmel nach allen Richtungen und sagte, indem wir den letzten Hügel hinabstiegen, mit bedächtiger Miene: Es ist ein Lurk**) im Wetter.

Was heißt das? fragte ich.

Nichts weiter, lautete die Antwort, als daß es sich bald ändert.

Hierauf lud er mich zu Abendessen und Nachtherberge ein. Ich nahm das wohlwollende Anerbieten an und ward in der That von ihm und seiner gleichalterigen Frau mit einer Gastfreundschaft bewirthet, wie sie sich unter des Beduinen Zelt nicht herzlicher findet. Mit dem süßen Gefühl der Ruhe und Sicherheit im Gegensatz zu dem mühe- und gefahrvollen nächtlichen Treiben

*) So nennt man dort die eben beschriebenen großen und nackten Flugsandberge.

**) Wenn das Wetter still und klar ist, sich aber dennoch Anzeichen von baldiger Veränderung zeigen. Das englische ‚to lurk‘, heimlich lauern.

der fortgeruderten Fischer auf dem treulosen Meer, schlief ich auf den weichen Polstern der Strandbewohner ein.

Noch vor Tagesanbruch wurde ich durch Lärm und Unruhe in der Wohnstube neben meiner Schlafkammer geweckt. Das Gerede grober und feiner Stimmen, das Klappern von Holzschuhen, das Klirren und Knarren von auf- und zugehenden Thüren mischten sich in einander. Ich richtete mich auf und horchte. In stilleren Zwischenräumen war mir, als ob ich draußen ein hohles Sausen vernähme, oder ein tiefes, einförmiges Gestöhne. Ich sprang aus dem Bett, zog mich eilig an und ging hinein.

Die ganze Familie war auf den Beinen und in größter Thätigkeit. Der Hausvater wickelte ein Tau auf, die Hausmutter war am Herd beschäftigt, scharrte das Kohlenfeuer zusammen und setzte einen Topf bei, zwei junge Frauenzimmer — die eine die Tochter, die andere die Schwiegertochter — waren ganz angekleidet und banden sich eben große Tücher um den Kopf, als gälte es eine längere Reise.

Mein Morgengruß ward kurz erwidert, und auf meine Frage: was das für ein Getöse sei, das ich gehört? erhielt ich vom Alten die ebenso hastige wie kurze Antwort: Das Meer.

Wo wollt Ihr hin, lieber Freund? fragte ich weiter.

Hinaus, um nach unsern Leuten zu sehen, antwortete er; wir kriegen hartes Wetter.

Diese Worte hatten auf mich eine elektrische Wirkung,

und ich beschloß augenblicklich, ihn zu dem schrecklichen Nachbar zu begleiten. Nach wenig Minuten waren wir reisefertig und verließen das Haus.

Die Sonne war im Aufgehen. Ihre glührothe Scheibe brannte dunkel hinter streifigen Wolken. Kein Wind war zu spüren, aber lauter klang das unausgesetzte Donnern des Meeres. Schweigsam gingen wir vorwärts; ich in unruhiger, gespannter Erwartung.

Ich bestieg die äußerste Klint. Zu meiner größten Verwunderung zeigte das Meer keine merkliche Bewegung; nur dicht am Strande ging die Untersee tiefer, sie brach sich gegen die Küste und rollte schäumend an derselben entlang. Noch war die Luft ruhig; indeß mein alter Wetterprophet versicherte: es werde nicht lange dauern, bis ich den Westwind spüre.

Er hatte Recht. Dieser grimmige Beherrscher der Nordsee kam bald herangezogen, in finstre Nebel gehüllt. Weit hinaus fing jetzt das Meer an sich zu bewegen; schon zeigten sich kleine weiße Flecke, die immer mehr und mehr, immer größer und größer wurden und sich, wie es schien, mit Windesschnelligkeit näherten. Doch der Wind fuhr ihnen vorbei.

Plötzlich kam er mit Unheil verkündenden Seufzern und jenem pfeifenden Gewimmer in den struppigen Büscheln des Strandrohrs. Noch war kein Boot sichtbar. Doch weithin auf den Dünenhügeln zeigte sich ein Küstenbewohner nach dem andern, meist Frauen und halbwüchsige Jungen. Sie kamen wie wir, um nach den

ausbleibenden Fischern zu sehen, verschwanden und kamen wieder zum Vorschein, oder auch waren es Andere, die an ihre Stelle traten.

Die Heftigkeit des Windes nahm zu; das Rollen der Wellen ebenfalls; die ganze Küste war eitel Schaum. Ich zitterte für die Armen da draußen und gab sie schon verloren in meinen eignen traurigen Gedanken.

Da rief der Greis, die Hand über den Augen haltend: Da sind sie! und derselbe Ruf wiederholte sich das ganze Ufer entlang.

Allein ich sah noch nichts, und meine Furcht wuchs. Zuletzt leitete der Fingerzeig der Andern meine Blicke auf einen dunklern Punkt in der Ferne, welcher oft verschwand, aber immer wiederkam, und jedesmal größer und näher.

Der Aufruhr des Meeres nahm zu. Die weißen Flecke vermehrten und erweiterten sich. Die drei Sandriffe, die sich in engen Abständen parallel mit dem Lande hinziehen, wurden schon durch ebensoviel zusammenhängende Schaumstreifen bezeichnet, die sich südwärts und nordwärts so weit ausdehnten, als nur das Auge reichte — diese Riffe, welche das Verderben der Seefahrenden sind, aber ein dreifacher Schutz für die Küste, indem sie die ungeheuern Wogen brechen, die, oft höher als der Klint selbst, ohne einen solchen Widerstand die schwachen Wälle bald herunterreißen und das niedere Westland überschwemmen würden.

Das Boot hatte Eile. Schon sah man die Köpfe

der Leute, wenn es auf dem Rücken der Wellen ritt. Wenn es dann aber, wie von einem Hügel hinunter, abwärts schoß und im Wellenthal verschwand, dann dachte ich in zitternder Erregung: Ob sie wohl wiederkehren? Ein Angstruf entfuhr mir; doch der alte Mann, der mit verschränkten Armen neben mir stand, sagte kurz: Was ist? Noch hat es keine Noth.

Sie hatten die äußerste Düne erreicht. Hier hielten sie inne, ja ruderten sogar aus allen Kräften rückwärts hinaus und durchschnitten glücklich mehrere ungeheure Wogen. Als diese in der Brandung gebrochen und aufgelös't waren, und sich eine kleine Strecke weit glattes Wasser zeigte, benutzten sie diesen Zwischenraum und steuerten mit der Schnelligkeit eines Vogels hineinwärts. In gleicher Weise überwanden sie das mittlere Riff. Allein jetzt kam die eigentliche Lebensgefahr.

Alle Zuschauer sprangen hinab an den Saum des Meeres, und wie auf gegebenen Befehl fielen Alle auf die Kniee und streckten die festgefalteten Hände gen Himmel. Darauf sprangen Alle ebenso schnell wieder in die Höhe und faßten einander an den Händen. Ich begriff nicht gleich, was diese Kette zu bedeuten habe, bald sollte ich es erfahren.

Das Boot war bei dem innersten Riff keinen Steinwurf vom Lande entfernt. Es fuhr in die Brandung hinein, von einer Sturzwelle verfolgt, die ihren weißen Kamm hoch über ihm krümmte — es wurde eingeholt — drehte die Seite entgegen — wurde überwältigt —

schlug um. Ein Schrei, durchdringend, herzzerreißend, wurde von Weibern und Kindern ausgestoßen. Es galt Leben oder Tod.

Doch die Welle spülte die Schiffbrüchigen ans Land; Einige kamen ganz hinauf und faßten gleich Fuß; Andere jedoch kamen nicht so hoch — da ward die Kette an mehreren Stellen unterbrochen — der Nächste erfaßte mit der einen Hand den gegen die Brandung Kämpfenden — der Rest der Kette zog aus allen Kräften, um dem Meer seine Beute zu entreißen; denn dieselbe Welle, welche sie hinaufschleuderte, würde sie in ihrem Rücklauf wieder hinausgerissen haben, und dann wäre keine Rettung mehr möglich gewesen.

Grauenvolle Augenblicke! Allein sie glitten so schnell vorüber, daß ich beinahe nicht sah, wie es zuging, bis Alle gerettet waren. — Ebenso schnell ward das Boot in Sicherheit gebracht — der starke Träger über dem Abgrund, der treue Retter in so mancher Noth. Erst als es mit der ganzen reichen Nachtbeute in voller Sicherheit aufs Land gezogen war, erst dann wurde der Gruß gesprochen und mit derbem Handschlag erwidert. Der Eine und Andere der wassertriefenden Seeleute wurde von liebreichen Armen umschlungen.

Und jetzt kamen auch die bisher zu Hause gebliebenen Mütter, Frauen und Töchter herbeigeeilt, mit Krügen voll erwärmender Getränke. Jeder der Heimgekehrten ergriff den seinigen mit beiden Händen und setzte ihn nicht ab, bis der Boden gegen den Himmel gekehrt

war.*) Danach wurde die Ausbeute getheilt. Jeder ging nach seinem Hause, ich mit meinem Wirth und seiner Familie.

Eine wohlschmeckende Mahlzeit von den Gaben des Meeres ward schnell bereitet, aber ehe sie noch beendigt war, steckte ein Mann den Kopf durch die halboffne Thür und rief herein: Ein Schiffbruch.

Alle sprangen in die Höhe und frugen: Wo? — Hier, antwortete kurz der Mann und zog den Kopf zurück, um diese wichtige Botschaft weiter zu tragen. —

Mein Wirth, dessen Sohn und zwei andere junge Burschen, welche auch bei dem nächtlichen Fang mitgewesen waren, stürzten hinaus — ich hinterher.

Der Wind hatte sich zum Sturm gesteigert. Das Meer brüllte in grausamstem Zorn. Der Sand der Dünenberge peitschte uns ins Gesicht, und der Schaum flog wie Schneeflocken um unsre Köpfe. Mit weit aufgerissenen Augen lief ich hinaus auf die Felswand, welche unter meinen Füßen zu erzittern schien. Die dunkeln Gewässer waren in weißen Gischt verwandelt, und ein Staubregen von Schaum verfinsterte die Aussicht, das Donnern der Wellen betäubte meine Ohren.

Wo? rief ich dem Zunächststehenden zu.

---

*) Diese harten Menschen haben nämlich die Sitte, nie Lebensmittel, weder naß noch trocken, mit sich aufs Meer zu nehmen, weßhalb sie stets bei der Landung mit einer Herzstärkung von Warmbier empfangen werden.

Er streckte den Arm aus; jetzt sah ich das unglückliche Schiff, kaum einen Büchsenschuß entfernt.

Kann er sich nicht noch bergen? fragte ich.

Und wenn er der erste Segler auf dem Meere wäre, kann er es nicht, lautete die Antwort; er kann nicht mehr vom Lande loskommen, er muß stranden.

Schwankend, taumelnd kam das Schiff näher.

Jetzt, schrieen Alle zugleich, jetzt ist er bei dem ersten Riff.

Er läuft auf! rief Einer.

Nein, rief ein Anderer, da kommt eine Welle, die wird ihm helfen.

Sie kam — das Schiff ward von der gewaltigen Woge gehoben — sank hinab. —

Er ist hinüber! klang es; mir fiel ein Stein vom Herzen, allein ich kannte die jütische Küste nicht. —

Nach wenigen Secunden hieß es: Da steht er! Es war auf dem mittleren Riff. Mir schien, als segelte er noch; aber es war nur das Schlingern des Schiffes und das Aufstoßen auf den Grund.

Nur einen Büchsenschuß vom Lande stand es; ich hoffte deßhalb, daß die Mannschaft gerettet würde. Sie ließen auch ein Boot hinab; zwei Mann sprangen hinein. Da kam eine Sturzwelle und riß es mit sich. In Stücken und Stumpfen ward es ans Ufer geschleudert; doch die Leute kamen nicht mehr zum Vorschein. Der Schrei der Mannschaft, als es verschwand, drang durch

das Geheul des Sturmes und durch das Getose der Brandung.

Nun kamen von außen her eine Reihe von Wellen hereingewälzt, höher, mächtiger als irgend eine zuvor — neun, sagen die Küstenbewohner, folgen nach einander, und die letzte ist die größte von allen. Als die erste das Schiff traf, machte dieses einen Ruck seitwärts — ein Schrei, gellender noch und wilder als der erste, ertönte von der geängsteten Mannschaft. Die nächste Welle drehte das Schiff noch mehr und überspülte die vordere Hälfte des Verdecks. Die Matrosen kletterten in die Wanten hinauf und banden sich mit Stricken daran fest. Bei jeder nun folgenden Sturzwelle machte das Schiff mehr und mehr Kehrt, bis es zuletzt die ganze Seite gegen das Land drehte. Das Tauwerk ward losgerissen und hin und her geschleudert; die Masten hingen lose.

Diesem heftigen Stoß folgte ein Stillstand, in welchem das Meer zu einem neuen, gewaltigeren Angriff Kräfte zu sammeln schien. Die geängsteten Seeleute streckten die Hände aus, bald gegen den finstern Himmel, bald gegen das Land — das Land, das ihnen so nahe war, und das sie lebend doch nie erreichen sollten.

Ihr Geschrei war wie Messerstiche in meine junge Brust. Allein es gab keine Möglichkeit ihnen zu Hülfe zu kommen, und umsonst riefen die Küstenbewohner, daß sie Taue an Fässern oder Tonnen befestigen sollten und sie über Bord werfen. Sie hörten es entweder nicht, oder sie verstanden es nicht.

Da zeigte sich ein neuer und rührender Anblick. Ein Mann sprang aus dem Roof, ein Weib hinter ihm her. Er warf seine Blicke aufs Meer, aufs Land, und darauf umarmten sie sich. Sicherlich waren es der Capitän und seine Frau. Plötzlich rissen sie sich von einander los, liefen zurück in den Roof und kamen gleich wieder mit einem großen Bündel zurück. An einem Strick ließen sie das ins Wasser hinab. Dann knieeten Beide nieder und streckten die Arme flehend gegen uns aus.

Das Bündel hielt sich gut auf der Oberfläche, obwohl von der Brandung stark hin- und hergeworfen. Bald ward es ganz aufs Land geschleudert; ein Mann erfaßte es, trug es weiter hinauf und lös'te den Strick. Nun erst sprangen jene Beiden auf und stießen einen Schrei aus, der wie Freude klang. Schnell band der Mann die Frau mit dem von ihm festgehaltenen Ende des Strickes fest an ein Brett — zu spät! Eine neue Wellenreihe erreichte das Wrack. Die erste wälzte sich brüllend und schaumspritzend ganz darüber hinweg. Der eine Mast ging über Bord mit Allen, die in seinem Tauwerk festgeklammert hingen; der Capitän und seine Frau waren verschwunden. Am Land „halte" man aus allen Kräften an dem Tau — es gelang die Frau heraufzuziehen, aber mit zerschmettertem Haupt. —

Die folgenden Wellen stürzten auch den andern Mast um; der Rumpf wälzte sich auf die Seite, die letzte Welle stieg wie ein Felsen aus dem Abgrund. Der Alte, der bei mir stand, rief: Verträgt er die, verträgt er mehr.

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so schoß die Welle mit ihrem breiten Rücken noch mehr in die Höhe, krümmte ihn und stürzte sich wie eine Lawine auf das Wrack hinab mit einem Krachen, das Sturm und Brandung übertäubte — es war zermalmt! Die zersplitterten Trümmer tanzten und wirbelten im kochenden Gischt herum.

Des Capitäns Leiche ward nie gefunden. Ebensowenig hat man je ermitteln können, was des Schiffes Name und Heimath gewesen war.

Während Alle damit beschäftigt waren, das hereintreibende Gut zu bergen, ging ich, um jenes zuerst ans Land geholte Bündel zu untersuchen.

Es bestand aus dicht zusammengeschnürten Kojenbetten, welche an einer Kajütenthür befestigt waren. Ich bückte mich, um es aufzumachen, ahnend, ich wußte selbst nicht was.

Da hörte ich mit freudiger Ueberraschung ein leises Wimmern — ich zerschnitt die Stricke — riß die Kissen auseinander — ein lebendes Kind lag vor meinen Blicken. Schnell wickelte ich es wieder ein und eilte, so rasch ich vermochte, mit diesem kostbaren Strandgut zu meiner Herberge.

Es war Niemand zu Hause, als mein altes Hausmütterchen und ihr Enkel, ein dreijähriger Knabe. —

Ich legte meine Beute auf den Tisch. Das Kind — ein Mädchen von kaum einem halben Jahr — war sehr durchnäßt vom Seewasser, schien jedoch nicht das

Geringste von diesem herben Todestrank geschluckt zu haben. Es fing an zu weinen, sicherlich aus Bedürfniß nach Nahrung.

Als die Frau es hörte, verließ sie ihren Kaffeekessel auf dem Herd, und, das Kleine gewahr werdend, schlug sie die flachen Hände gegen die Schenkel und rief: Herr Jesulein! wo hat Er das hergekriegt?

Vom lieben Gott, antwortete ich und bat um trockne Kleidungsstücke und etwas von der warmen Milch, die auf dem Herde stand. Dies trank die Kleine mit großer Gier und ließ sich darauf, ohne zu weinen, aus den nassen Windeln in trockne Linnen legen. —

Ich nahm sie auf meinen Arm, während eine Wiege zurechtgemacht wurde. Bald sank das Köpfchen auf meine Schulter, und sie schlief schon fest, ehe sie in die Wiege gelegt werden konnte.

Gerührt betrachtete ich das süß schlummernde kleine Wesen: vor einer kurzen Stunde noch bei Vater und Mutter; und jetzt im fremden Land, von denen fortgerissen, die ihm das Leben gaben. — Wenn du wieder deine unschuldigen Augen aufschlägst, werden sie sie suchen und sie nicht finden. Niemals sollst du diese Namen aussprechen — die ersten, die wir lernen — und die theuersten! — Arme junge Blume! aus einem weit entfernten Lande, aus dem milden Süden vielleicht; und jetzt hieher verbannt, verpflanzt in den öden Sand des Nordens! Früh sollst du verwelken, und Niemand soll dich vermissen; keine Abschiedsthräne soll deine verblassenden Wangen benetzen. Du sollst sein, wie eine

Fremde und Landflüchtige, ungeliebt im Leben, vergessen im Tode —

Warum weint Er? fragte die Frau; ist es um die, die das Meer genommen hat? Sind wir nicht Alle dem lieben Gott 'nen Tod schuldig? Mein erster Mann blieb auf dem Meer, und mein Vater blieb auf dem Meer, und mein Bruder blieb auf dem Meer, Alle zugleich: damals weinte ich, indeß —

Ich traure nicht um die Todten, unterbrach ich sie, sondern um die Lebenden; scheint es Ihr nicht, daß die Kleine dort des Mitleids werth ist?

Ja — ja! antwortete sie und setzte ihre Arbeit fort, der alte Gott lebt noch. —

Es lag in diesen Worten etwas, das meine Augen trocknete und meine Brust erweiterte. —

Ich verließ das Haus, um nach der Bergung zu sehen. Unterwegs begegneten mir Einige der Helfenden, mit Beute beladen. Da sie mir sagten, daß am Strande nichts weiter zu thun sei, ging ich zurück mit den Hausbewohnern. Diese, die von meinem Strandgut nichts wußten, machten große Augen bei dem Anblick des Kindes in der Wiege. Der Enkel meines Wirths — ein dreijähriges Bürschchen — stand daneben und guckte neugierig und fröhlich hinein. —

Ich erklärte den Zusammenhang.

Das ist Alles recht gut, sagte der Hausherr, aber wohin damit?

Sie kann ja der Gemeinde übergeben werden, meinte der Sohn.

Es ist das Beste, sie gleich zum Pastor zu bringen, sagte der Schwiegersohn; er mag dann mit ihr machen, was ihm gut dünkt. —

Während sie sich so über das Schicksal der kleinen Waise beriethen, war die junge Frau ans Fußende der Wiege getreten und betrachtete das schlafende Kindchen mit starren Blicken, beide Hände in die Hüften gestemmt.

Mutter! sagte der kleine Junge, ist das meine Schwester?

In diesem Augenblick schlug das Kind die Augen auf, ließ sie zu allen Umstehenden herumgehen und zuletzt auf dem Knaben ruhen. Er reichte ihr die Hand hin — sie griff danach — er kreischte vor Freude.

Lieber Gott! rief die junge Frau, und Thränen traten ihr in die Augen — sieht sie unserer kleinen Marie nicht ähnlich?

Wo? fragte ich und sah mich ringsum, wo ist sie?

Im Himmelreich, antwortete sie seufzend, es ist jetzt ein Vierteljahr, seit sie starb.

Darauf blickte sie ihren Mann an und sagte: Wollen wir nicht diese statt ihrer behalten?

Hm! antwortete er gedehnt, darüber haben wir nicht zu bestimmen.

Jetzt sah sie flehend zu den Schwiegereltern hin und sagte: Was sagt unser Vater und unsre Mutter? — Das kleine Lämmchen guckt uns so freundlich an.

Hm! antwortete der Greis. Wo Zehn satt wer-

den, kann sich der Eilfte auch sättigen — nimm das Kind!

Die Kleine lächelte, als verstünde sie es, und streckte die Aermchen nach ihrer neuen Mutter. Diese hob schnell das Deckbett ab, nahm das Kind auf die Arme und küßte es mit mütterlicher Zärtlichkeit.

Der kleine Bursche hüpfte in der Stube herum, klatschte in die Händchen und rief: Gott sei Dank, der uns die Marie wiedergeschenkt hat!

Ja, wie heißt sie? wie wollen wir sie nennen? fragte der Alte.

Marie, Marie! jubelte die junge Frau; das sagt ja klein Hannes.

Alle stimmten bei.

Doch die Hausmutter faltete die Hände im Schooß und sagte mit einer Empfindung, die ich ihr nicht zugetraut hatte: In Jesu Namen, das ist ein Gotteslehen vom Meere!

Dreißig Jahre waren verflossen seit meinem ersten Besuch auf der wilden Westküste Jütlands, als ich mich im vergangenen Sommer zum zweiten Male dort befand. Viel Wasser war in dieser Zwischenzeit den Berg hinunter gelaufen und — manch Auge auf dem Meere geschlossen worden — dachte ich, als sie sich wieder vor meinen Augen ausbreitete. Die Begebnisse eines Menschenalters mit seinen Stürmen hatten meine Erinnerung an die oben erzählten Ereignisse mit allen ihren furcht-

baren Eindrücken geschwächt, gleich wie der Sturm selbst die Fußstapfen des Wanderers im Sande der Dünen verwischt. Allein der Anblick des Meeres, der Küsten, die Jahrtausende hindurch seiner Gewalt trotzen, weckten von Neuem die schlummernde Erinnerung. —

Vom Ufer des Meeres, an dem entlang ich wanderte, ging ich hinauf zwischen die Dünen, bestieg einen der höchsten Sandhügel und sah mich um nach meiner ehemaligen Herberge. — Ich war nicht im Stande, sie irgendwo zu entdecken, und wähnte deßhalb die Richtung verfehlt oder — wie es leicht geschieht — mich in dieser einförmigen Landstrecke, die so oft ihre Gestalt ändert, verirrt zu haben; denn hier ebnet der Sturm einen Berg, dort fegt er einen andern zusammen; und selbst die ungeheuern Meiler verschieben sich, wechseln Oberfläche und Lage, wie Schneehaufen, unter den wechselnden Stürmen des Winters.

Die Sonne stand hoch am Himmel, die Luft war mild, und ein sanfter Ostwind blies vom Lande her und wehete leise durch die blaßgrünen Halme des Sandgrases; Strandlerchen sangen. —

Ich setzte mich mit dem Gesicht gegen das Meer; es war ruhig und trug die hellblaue Farbe des wolkenlosen Himmels — wie anders als bei jenem furchtbaren Aufruhr, in dem ich es zuletzt gesehen! — Ist es denn auch dasselbe Meer? — fragte ich mich selbst. — Weßhalb nicht? Ich kenne weit traurigere Umwandlungen: des Kindes Antlitz ist auch einmal der klare Spiegel der

Freude und der Unschuld; doch es kommt die Zeit, wo es verfinstert wird von des Kummers Wolken und den Nebeln der Trübsal, wo es erregt und durchfurcht wird von den wilden Orkanen der Leidenschaft.

Ich stand just im Begriff meinen einsamen Rastplatz zu verlassen, als ein unerwarteter Anblick mich zurück hielt.

Ein weißlockiger, gekrümmter Greis kam langsam, auf einen Stab gestützt, auf mich zugegangen. Mit dem Stab in der Rechten tastete er beständig vor sich her, an seiner Linken ward er von einem kleinen fünf bis sechsjährigen Knaben geführt. Im Sandthale, dicht nördlich vor mir, hielten sie an.

Sind wir jetzt da, Terkil? fragte der Mann.

Ja, Urahn! antwortete der Kleine. Mit seiner Hülfe setzte sich der Alte, das Gesicht gegen mich und die Sonne gekehrt, faßte seinen Stab mit beiden Händen und setzte ihn wie eine Stütze unter sein bärtiges Kinn. Der Knabe fing an, kleine Steine zu sammeln und sie in geordnete Vierecke aufzuhäufen. —

Nach einigen Augenblicken der Stille fragte der Greis: Bist du hier? Was thust du?

Ich baue Häuser, Urahn! antwortete der Knabe.

Baue, mein Kind! — dachte ich — wir Alten bauen auch auf Sand. —

Nach einer Weile sagte der Blinde: Wo ist deine Mutter?

Sie kommt jetzt, antwortete der Junge.

Ich sah nach der Richtung, von welcher sie gekommen waren. Eine wohlgekleidete Bauersfrau, mit einem schönen, aber blassen Gesicht, eilte mit leichten und schnellen Schritten auf die Andern zu. Auf der Achsel trug sie ein Grabscheit.

Sobald sie mich gewahr wurde, stand sie still, steckte den Spaten in die Erde und stemmte beide Hände in die Hüften. Ein eigenthümliches Lächeln spielte um ihren Mund; sie blinzelte mit den Augen, nickte mir vertraulich zu, als wären wir alte Bekannte, und begann darauf in lustigem Ton und mit einer schrillen Stimme zu singen:

Die jungen Bursche, sie sind so falsch, ja falsch aus des Herzens Grund,
Sie schwören uns Liebe mit Hand und mit Mund,
Doch beim Teufel! es kommt nit aus Herzens Grund.
Heiamdik, heiamdik, komm faldera! *)

Beim Refrain machte sie einen Satz und schlug mit den Armen aus.

Der Blinde seufzte und sagte ärgerlich: Lieber Gott! die häßliche Weise singst du immer. Hannes hat dich ja nicht betrogen, das weißt du sehr wohl.

Bei diesen Worten ging die schauerliche Lustigkeit des jungen Weibes in die tiefste Wehmuth über; ihre Hände glitten kraftlos am Körper herab; sie neigte das schöne, bleiche Antlitz auf die Seite, und ein tiefer Seufzer hob den Busen und die Schultern.

---

*) Jütische Bauernweise.

Ja wohl! du hast Recht, Urahn! jammerte sie; ich will denn nachsehen, ob er hier ist.

Hierauf ergriff sie den Spaten und fing an, in dem Sande eifrig zu graben.

Doch bald hielt sie wieder inne, ließ die Hände auf dem Griff ausruhen, schüttelte den Kopf und sagte: Er ist nicht hier — nein, nein! Die Mahanster*) hat ihm schon was vorgeschwatzt und ihn mit sich gelockt — ja, wir kennen sie schon!

Hierbei richtete sie sich schnell wieder auf und sang in ihrem früheren Ton und mit derselben schelmischen Miene:

Die jungen Bursche die lieben wir sehr, ja tief aus des Herzens Grund;
Was hilft es uns aber, daß sie uns so lieb?
Sie schleichen von dannen so sacht wie ein Dieb —
Heiamdik, heiamdik, komm faldera!

Der kleine Knabe, welcher kaum wußte, was Wahnsinn bedeutet, sang den Refrain mit, indem er in kindlicher Ausgelassenheit seine Steinbauten mit den Füßen umwarf. Der Greis aber verbarg das Gesicht in den Händen, und unter ihnen fielen seine Thränen in den Sand. Ich saß, wie an den Ort festgebannt. Ich hatte nicht das Herz zu fragen. Nichtsdestoweniger erhielt ich bald eine Aufklärung, die ich beinahe bereute gesucht zu haben.

Die Wahnsinnige warf den Spaten wieder über die Schulter und ging fort, weiter singend:

---

*) Verkürzung für Maren Hanstochter.

Um den Liebsten wird Mancher die Wange so bleich,
Doch pfui über Die, der nur Schande gebührt,
Die einer Andern den Liebsten entführt!
Heiamdik, heiamdik, komm faldera!

Als sie fort war, faltete der Alte die Hände über die zitternden Kniee und wendete das Gesicht gegen den Himmel, den er nicht mehr sah, aber von wo auch der Blinde Licht für seine Seele und Hoffnung für sein bekümmertes Herz holt.

Nachdem er sein stummes Gebet vollendet hatte, sagte er: Komm, Terkil! komm und küsse den Urahn!

Der Knabe legte seine kleinen Hände auf die des Alten und küßte ihn. Der Alte erhob sich, von dem Kinde unterstützt, und Beide wanderten sie langsam, wie sie gekommen waren, davon.

Ich wandte mich in tiefer Bewegung wieder gegen das Meer. Eine ältliche Frau ging unten am Strande mit ihrem Weidenkorb auf dem Rücken.*)

Ich rief sie, sie kam und begrüßte mich mit einem: Grüß' Gott und guten Tag!

Ich sagte ihr, was ich gesehen hatte. Sie setzte den Korb auf die Erde, sich daneben, und erzählte:

Der blinde Mann, das ist der alte Terkil — er weiß selbst nicht, wie alt er ist, aber er ist sicherlich über hundert. Gott sei uns Allen gnädig! Er war einst ein guter Mann und hatte Geld auf Zinsen liegen.

*) In diesem sammeln Alte und Arme Bernstein, Holzstücke und was sonst das gefräßige Meer wieder von sich giebt.

Er wohnte da — dort am Ende jenes großen Meilers lag sein Haus. Der Flugsand verschüttete aber sein Feld, und er mußte dann weiter hineinwärts ziehen und auf nacktem Boden wieder von vorne anfangen. Ja, guter Herr! — wo Ihr auch her sein mögt — ihr Ostländer wißt wenig davon, was wir ausstehen müssen: wir werden vom Sand wie vom Wasser gedrängt — seht dort hinaus, wo jetzt die Schiffe gehen, da stand meine Wiege. —

(Ich wußte jetzt, daß ich mich in der Lage meiner früheren Herberge nicht getäuscht hatte, und daß mein ehemaliger gastfreier Wirth noch als blinder Greis lebte.)

Aber das wahnsinnige Mädchen — oder was sie ist — fragte ich weiter — ist sie seine Tochter? oder —

Was das anbelangt, so gehört sie ihm gar nicht an, — lautete die Anwort; vor vielen Jahren strandete hier ein Schiff, alle Leute darauf ertranken, bis auf ein Wickelkind, das in seiner Wiege ans Land segelte. Seht, das ist just die tolle Marie, die Ihr hier eben traft. Terkils nahmen sie wie ihr Eigenes auf, und sie gedieh gut und ward ein schönes Mädel. Terkils hatten zwei Kinder, müßt Ihr wissen, eine Tochter, die war verheirathet, aber sie ist schon seit vielen Jahren todt, ohne Erben zu hinterlassen, und einen Sohn, der auch todt ist; aber damals lebte er, und war verheirathet und hatte einen einzigen Knaben und keine Kinder mehr. Dieser Knabe und Marie, als sie groß wurden, da verlobten sie sich. Den Eltern gefiel es

nicht, denn sie besaß nichts, als die Betten, worin sie angesegelt gekommen war. Doch wie es nun geschah, oder nicht geschah, die jungen Leute kamen einander zu nahe, und sie hatte ein Kind von ihm — das ist der kleine Bursche, den Ihr hier saht. Nun wollten die Eltern sie mit ihrem Rangen nicht länger im Hause haben, was ja auch nicht so verwunderlich war. Der alte Terkil hätte sie dennoch behalten, doch hatte er nichts mehr im Hause zu sagen; er hatte es dem Sohn übergeben, und die alte Frau war damals schon gestorben. — Aber, was ich sagen wollte: so überredeten Terkil und Hannes — so hieß der Liebhaber — unsern Mann, sowohl die Mutter wie das Kind ins Haus zu nehmen. Indeß, das habe ich oft bereut, denn weder bei Tag noch bei Nacht hatten wir Ruhe. — Nie froh zu sein, ist Höllenpein, sagt ein altes Sprichwort und die arme Marie! sie seufzte und stöhnte und flennte früh und spät; und der Wurm schrie mit, denn dafür bin ich Euch gut: Marie's Augen gaben mehr Wasser, als ihre Brüste Milch gaben. Ja, sie hat manches Mal vor der Wiege auf den Knieen gelegen und hat sie geschaukelt und zugleich gesungen und geweint. Wenn dann das Kind zur Ruhe gebracht war, warf sie sich in den Kleidern quer über ihr Bett und betete dann für gewöhnlich zu unserm himmlischen Vater, daß er sie Beide erlösen möge. Hannes kam freilich, so oft es ihm möglich war, und besuchte sie und gab ihr Geld und tröstete sie. Das half Alles nichts. Hannes! sagte sie oftmals zu ihm

— Hannes, du darfst nicht öfter hieher kommen! Weßhalb soll ich Unfriede zwischen dich und deine Eltern bringen? Aber Hannes kam dennoch; er wollte sie auf keine Weise verlassen. — Mitunter sagte sie zu mir: Kersten! sagte sie, wollte Gott, ich wäre mit meinen Eltern ertrunken! Ich bin eine Fremde und eine Heimathlose in dieser sündhaften Welt. Ach — wäre es nicht für ihn, der dort schläft — mehr sagte sie nicht, doch wußte ich wohl, was sie dachte. — Zur selben Zeit legte sich Stig drüben krank ins Bett, und er stand nicht wieder auf, und er hatte Geld, und die Wittwe war jung und schön, und sie warb um Hannes. Er sagte Nein. Und war es vorher schlimm gewesen, so wurde es jetzt arg. Die Eltern drangen fest in ihn, doch er wollte um keinen Preis. Das erfuhr Marie; und sie sagte ihm nicht Einmal, aber vielemal: Hannes! nimm Mahanster! es ist für uns Alle am besten so. — Nein — er wollte es nicht. Da sagte sie zuletzt zu ihm: falls du sie nicht nimmst, gehe ich dahin, wo ich hergekommen bin — sie meinte das Meer. Da fing er an zu weinen und lief davon wie besessen. Als er fort war, reuete es sie wieder, und sie weinte und rang die Hände, daß ich dachte, sie würde die Finger noch ausrenken.

Hannes kam nicht wieder, und es vergingen zwei Tage, und am dritten kam er auch nicht. Jetzt hieß es, daß er die Mahanster haben wollte. Marie schwieg dazu, aber sie sah so aus, daß man sich allerhand denken

konnte. Und unser Mann und ich, wir hatten ein waches Auge auf sie, denn wir hatten Angst. Aber, da kommt er eines Abends zu uns herübergesprungen, und reißt die Thüre weit auf, und wirft sich an Mariens Hals, und zieht das Kind aus der Wiege, und küßt es und tanzt damit herum — die Meinung war, daß er nun endlich die Einwilligung der Eltern hatte, sie zu heirathen. Da hättet Ihr die arme Marie sehen sollen! Sie konnte kein Wort hervorbringen. Ja, ja! das war auch die letzte Freude, die sie in dieser Welt hatten — und die war kurz. — Es ward Mitternacht, ehe er fortfinden konnte; er ging, und wir dachten an nichts Böses.

Des Morgens kommen die von Terkils und fragen nach ihm. Ja, fort war er. — Wir suchten und wir suchten; endlich fand Marie seinen Hut — gerade auf dem Fleck hier unter uns, wo Ihr sie vorhin mit den Andern saht. Um es kurz zu erzählen: Drunter lag er selbst und war im Quellsand erstickt. Es hatte nämlich den Tag über stark geweht, und das Wasser war landeinwärts geströmt. Und da muß er nun fehlgegangen und in den weichen Qualster hinausgekommen sein, und da giebt's keine Rettung; sie sinken und sie sinken, bis sie so tief unten sind, daß sich die Erde wie ein Deckel über ihnen schließt.

Marie verlor sogleich den Verstand und hat ihn nie wiederbekommen, kriegt ihn wohl auch nie wieder. — So, nun geht die Geschichte nicht weiter; und Ihr wißt nun, wonach sie hier gräbt, und weßhalb sie hier immer

herumgeht, und weßhalb der alte Terkil, wenn das Wetter gut ist, hier sitzt und sich in der Sonne badet und seufzt und mit den blinden Augen weint. Ach ja! Gott tröste die da mühselig und beladen sind!

Mit diesen Worten stand sie auf, nahm den Korb auf den Rücken und gab mir ein: behüt' Euch Gott und lebt wohl!

Sie stieg wieder zum Meere hinab und sagte im Fortgehen, wie mit sich selbst redend: Ach nein! wir finden keine Ruhe in dieser Welt, ehe sie nicht Grabscheit und Schaufel kreuzweise über uns legen.

Theobald.

Von

Henriette-Etienne-Fanny Arnaud,

Mad. Charles Reybaud.

(Geb. 1802.)

Aus dem Französischen

von

Max Kalbeck.

I.

Was ich erzählen will, hat sich erst vor Kurzem zugetragen.

Von allen Personen, die in diesem Familiendrama auftreten, ist noch keine gestorben, und Eine wird beim Durchblättern dieser Seiten, wenn sie alle diese unter fremden Namen eingeführten Persönlichkeiten eine nach der anderen wiedererkennt, ausrufen: Das bin ich! — Mag es drum sein! Ich nehme ihren Zorn auf mich; sie ist nur ein Weib, und ich bin ein armer, alter Mann, dem sie die letzten Tage seines Lebens verbittert hat. —

Es war eine jener unangenehmen Witterungen zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, wo der Regen, von heftigen Windstößen gepeitscht, niederströmt. Kein Mensch, kein Lärm in den einsamen Straßen, nur ein Leierkasten spielte falsch und wehmüthig im Schutze eines Thorwegs. Es schlug acht Uhr, als ich in den Salon meiner Schwester, der Marquise de Pons, eintrat.

Meine Schwester war eine Frau, die ihre Zeit hinter sich hatte; die schönen Tage ihres Lebens waren

ihr am Hofe von Marie-Antoinette hingegangen; sehr schlimme Zeiten folgten auf so viel Glanz und Glück, dann hatte das Schicksal ihr noch einmal wohlgewollt, und vierzig Jahre später lebte sie glücklich mit dem, was ihr von den Trümmern aus diesem großen Schiffbruch geblieben war. Sie flößte auf den ersten Blick Ehrfurcht ein und war durchaus liebenswürdig im näheren Verkehr; unter ihren Runzeln sah man noch ihre einstige Schönheit, und ihre hohe, anmuth- und würdevolle Gestalt verrieth ihre achtzig Jahre durchaus nicht. Aus der vornehmen Welt, in der sie gelebt, war ihr ein gewisser Schein von zurückhaltender Kälte geblieben; aber schon nach den ersten allgemeinen Phrasen wurde sie heiter, gesprächig und — Gott verzeih's ihr! — leichtsinnig wie ein glückliches junges Mädchen von fünfzehn Jahren. Alle ihre Zärtlichkeit, sowie auch die meine, hatte nur Einen Gegenstand: die Tochter ihres einzigen, bereits verstorbenen Sohnes, einen wahren Engel, Valerie de Pons.

Jenen Abend also waren wir im Familienkreise. Madame de Pons stickte; Valerie, die ihr zu Füßen auf einem Taburet saß, wickelte Seide ab. Auf ihren Knieen lag ein großer Strauß Herbstblumen, die zwar schon vom Froste gebleicht waren, aber ihren zarten Duft in die warme Atmosphäre des Salons um so angenehmer aushauchten. Auf der anderen Seite des Tisches zeichnete Theobald in ein Album: sein aufmerksamer Blick ging fortwährend von der vor ihm befindlichen Gruppe zu seiner Zeichnung, die er lächelnd mit der Freude eines

Künstlers betrachtete. In einem Monat sollte Theobald de Montmaur unsere Valerie heirathen.

Ich stand vor dem Kamin mit dem Grafen Anatole de Saint-Servien. Seine Verwandtschaft mit Theobald gab ihm gerechten Anspruch, sich zu unseren Vertrautesten zu rechnen; er war ein guter Junge, aber in jeder Hinsicht unbedeutend, einer von den Menschen, die man achtet und liebt ohne ihre Gegenwart oder Abwesenheit zu bemerken.

Angesichts dieses friedlichen Familienbildes hatte ich die heitersten Vorahnungen für die Zukunft. Theobald war ganz der Mann, wie ich ihn Valerien gewünscht hatte: ein geachteter Name, zwar wenig Vermögen, aber eine Stellung, die sich verbessern mußte, nicht zu viel Ehrgeiz, ein biederer und hochherziger Charakter und ein tadelloses Leben. Auch Valerie schien des Glückes, das wir ihr bereitet hatten, froh zu sein; ihr schüchterner Blick heftete sich mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Vertrauen und Zärtlichkeit auf Theobald, dann kehrte er dankbar zu mir zurück.

Kommen Sie hieher, Onkel, sagte sie zu mir und wies auf einen Platz am Tische; Theobald muß auch Sie in mein Album zeichnen.

Eitles Kind! rief ich aus, du willst, daß mein altes Gesicht deinen siebzehn Jahren zur Folie diene! Das kleine Familienbild hat schon, wie ich meine, an den achtzig Jahren der Frau Marquise völlig genug.

O daran habe ich nicht gedacht, versetzte Va-

lerie treuherzig; von solchen Eitelkeiten weiß man nichts, wenn man nicht schön ist!

Gleichwohl war sie reizend, wie sie so sprach; wieviel Sanftmuth und Heiterkeit lag in diesen blauen Augen, wie viel Anmuth in ihrem Lächeln und in ihrem ganzen Benehmen!

Ich trat hinter Theobald; seine Zeichnung war sehr hübsch; nur der Kopf Valeriens war durch häufiges Ueberarbeiten etwas verwaschen, wie der Kunstausdruck lautet; man bemerkte, daß der Zeichner das Bild hatte verschönern wollen und damit nicht zu Stande gekommen war.

Liebes Fräulein, sagte er und wischte eifrig eine Linie wieder weg, die ihm nicht glücken wollte, könnten Sie wohl den Kopf ein wenig senken?

Sie neigte sich gegen ihre Großmutter hin, und ihre schönen blonden Haare fielen in langen Wellen über ihre Wange.

So ist es vortrefflich! rief Theobald befriedigt.

Mein Gott! dachte ich, er bemerkt viel zu sehr, daß sie nicht schön ist! . . .

In demselben Augenblick schlug der Regen heftig gegen die Fenster, und der Donner rollte.

Was für ein abscheuliches Wetter! rief Graf Anatole, der seit einer halben Stunde, ohne ein Wort zu sprechen, nach dem Regen hingehorcht hatte.

Mir ist es um so unwillkommener, sagte meine

Schwester, als ich heute Abend Besuch erwartete: Madame de Las Vermejas.

Madame de Las Vermejas! wiederholte der Graf, indem er aufstand, Madame de Las Vermejas! Eine Spanierin, deren Gemahl in Navarra getödtet wurde, und die als Gefangene der Carlisten ihnen wie durch ein Wunder entkam?

Dieselbe, Herr Graf.

O, diese Frau ist eine Heldin! Spricht sie französisch?

So gut wie Sie. Obwohl Spanierin, wurde sie in Paris erzogen.

Um so besser! Es wäre mir sehr leid gewesen, sie nicht zu verstehen. Und ohne diesen traurigen Regen wäre sie heute Abend hier? Finden Sie das nicht recht ärgerlich, Theobald?

Durchaus nicht, antwortete dieser und lächelte Valerien freundlich an; der Besuch würde die Traulichkeit unseres Abends gestört haben. Man fühlt sich in der Familie am warmen Herde so wohl, wenn draußen das Wetter tobt und langweilige und ungelegene Besuche fernhält! — Und dann, sehen Sie, liebe ich die Heldinnen nicht. Ich fühle mich mehr zu einem sanften, anmuthigen, schüchternen Wesen hingezogen, als zu diesen Mannweibern, die wie ein Cuirassier zu Pferde steigen und ohne zu blinzeln das Gewehr losknallen. Eine Heldin! das ist ein Unding!

Nun, nun, mein Lieber, unterbrach ihn der

Graf, mit einem Blick auf Valerie, ich finde es begreiflich, daß Sie nur für ein ganz zartes, ganz junges, ganz anmuthiges weibliches Wesen schwärmen, ich aber darf mir wohl erlauben, die starken Frauen zu lieben. Ich denke mir Madame de Las Bermejas groß und brünett, mit stolzem Blick und edlem Gange; vielleicht häßlich, aber von jener Häßlichkeit, die uns ein anziehender Ausdruck vergessen läßt! Nicht wahr, Madame, ich habe sie mir richtig vorgestellt?

Ja, beinahe, sagte meine Schwester lachend; in diesen Tagen will ich Sie bei ihr einführen, und Sie werden selbst sehen.

Wie fatal ist dieser abscheuliche Regen! rief Graf Anatole von Neuem aus, indem er zum Fenster hinging wo das Wasser wie ein Gießbach herniederrauschte.

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein Wagen vor der Thür hielt. Einen Augenblick trat allgemeines Stillschweigen ein.

Da haben wir zweifelsohne Madame de Las Bermejas, sagte Valerie und lächelte zu Theobald hinüber, wie um ihn über diesen Besuch zu trösten.

Ich glaube, mir klopft das Herz, sprach Graf Anatole halblaut, fuhr sich durch die Haare und stellte sich an die Ecke des Kamins.

Keine Minute verging, so meldete man Madame de Las Bermejas. Sie trat mit leichtem Schritt ein, schlug ihren schwarzen Schleier zurück, grüßte Jeden und setzte sich neben Madame de Pons.

Ich kann nicht beschreiben, in welche Ueberraschung, welches Staunen der erste Anblick von Madame Ines de Las Bermejas mich versetzte; man muß diese wunderbare Schönheit gesehen haben, um den Eindruck, welchen sie machte, begreifen zu können. Man denke sich einen Kopf, wie ihn eine Malerphantasie in einem glücklichen Moment sich träumen läßt, und den ganz so schön und lieblich auf der Leinwand festhalten zu können der Künstler verzweifeln muß. Eine majestätische Figur, ein schlanker, von einer Fülle schwarzer Spitzen halb verhüllter Nacken und allerliebste weiße Hände, kokett über einem schwarzen Trauerkleide gekreuzt.

Ich weiß nicht, was diese Frau zuerst sprach, so sehr war ich in stummes Anschauen ihrer Schönheit versunken; doch fiel mir der Ton ihrer Stimme auf; er war angenehm, silberhell und hatte einen leichten ausländischen Accent, obwohl sie sehr rein französisch sprach. Auch Theobald betrachtete die Heroine mit Ueberraschung, doch glaubte ich zu bemerken, daß sein ungünstiges Vorurtheil nicht ganz gerechtfertigt worden war; er nahm bald seine Zeichnung wieder zur Hand und arbeitete daran fort, ohne ein Wort zu reden. Nun betrachtete ihn auch Madame de Las Bermejas und sah darauf Anatole an. Eine Aehnlichkeit zwischen den beiden jungen Männern zu finden, war unmöglich. Theobald hat eine jener Physiognomieen, welche die Phantasie der Frauen anregen, einen gedankenvollen Blick, ein unbeschreibliches Lächeln. Graf Anatole, mit einem dunkelrothen, ausdruckslosen

Gesicht und etwas kurzsichtig, sieht aus wie alle Welt; er machte sich möglichst bemerklich, um die Aufmerksamkeit von Madame de Las Bermejas auf sich zu lenken, die mit der Marquise plauderte, ohne sich um seine kleinen Koketterieen zu bekümmern und ohne überhaupt auf ihn, der sie allzuviel, noch auf Theobald, der sie gar nicht ansah, zu achten.

Meine Schwester triumphirte; sie hatte eine Leidenschaft für Ueberraschungen, und diese war ihr vollständig gelungen. Indessen vergaß Anatole nicht, daß Madame de Las Bermejas eine Geschichte zu erzählen hatte, eine Geschichte, deren Heldin sie war, und die, in den Zeitungen veröffentlicht, ganz Paris einen Tag lang beschäftigt hatte. Mit Hülfe der Marquise brachte er es dahin, daß Madame de Las Bermejas genöthigt wurde, davon zu sprechen. Sie mochte es wohl nicht allzusehr bedauern, diese Erzählung zu wiederholen, in der sie selbst eine so große Rolle spielte, und nach der man sie ohne Zweifel so und so oft schon gefragt hatte. Gleichwohl erwiederte sie auf eine directe Frage Anatole's einfach: Es ist wahr, ich bin wie ein Soldat zur Execution verurtheilt gewesen, — gewiß ein weniger schimpfliches Ende, als Galgen oder Schaffot; aber offen gestanden ist das in einem solchen Augenblick ein schwacher Trost.

Zum Tode verurtheilt! — wiederholte die Marquise; auch mich hat man im Jahre 93 zum Tode verurtheilt, aber ich war in einem sichern Versteck . . . und

diese Ungeheuer haben Mitleid mit Ihnen gehabt? Sie haben nicht gewagt, Sie zu tödten?

Madame de Las Vermejas schüttelte den Kopf. — Sie hätten es gewagt, sagte sie, aber ein Wunder hat mich gerettet.

Sie schwieg, wie von dieser furchtbaren Erinnerung erschüttert; dann fuhr sie fort, indem sie einen Blick auf Theobald warf, der indessen eifrig fortzeichnete:

Mein Gemahl war eben vor den Mauern von Viktoria gefallen; ich blieb allein in einem aufrührerischen Lande zurück, zwischen zwei Parteien, die sich gegenseitig abschlachteten. Ich hätte ins Gebirge fliehen, mich in irgend einem Dorfe verbergen müssen; doch was hätte ich auch dort für Sicherheit gefunden? Welcher Geleitsbrief hätte mich vor den Räubern beschützt, denen der Bürgerkrieg bei allen ihren Freveln Straflosigkeit zusichert? Ich entschloß mich, in Frankreich Zuflucht zu suchen.

Ein einziger Diener begleitete mich; ich verschaffte mir weder einen Reisepaß, noch einen Schutzbrief, die mein Unternehmen verrathen hätten.

Wir verließen Vittoria in einem meiner Wagen, wie um aufs Land zu gehen. Nur wenige Kleider nahm ich mit; mein Geld und meine Kleinodien hatte ich in die Wagenkissen eingenäht. Was für eine Reise! Wir fuhren durch ein ausgehungertes Land, das durch den blutigen Krieg zu Grunde gerichtet war . . . . verdorbene Wege, brach liegende Felder, Dörfer, deren deci-

mirte Einwohnerschaft beim Anblick einer Uniform Reißaus nahm und sich vor jeder Fahne fürchtete, — wurden sie doch von Christinos und Carlisten gleich schwer heimgesucht.

Anfangs ging Alles nach Wunsch; wir wichen den von den Guerillas besetzten Orten auf weiten Umwegen aus, und ich brachte zwei Nächte in verlassenen Häusern zu. Am Abend des dritten Tages gelangte ich zu einer armseligen Venta in der Nähe von Estella, meine Maulthiere waren müde und konnten nicht weiter. Wissen Sie, was eine Venta ist? Eine Spelunke, ein Loch, wo Mönche, Kaufleute, Soldaten, Bettler und Maulthiertreiber bunt durcheinander essen und schlafen. Gleichwohl mußte man dort Halt machen. Nach dem Nachtessen legte sich Perico, mein Diener, unter freiem Himmel auf ein wenig Stroh. Ich bestieg meinen Wagen wieder und versuchte zu schlafen. Es war eine der schönen, milden und durchsichtigen Nächte Spaniens. Der Wagen stand unter einem großen Maulbeerbaum vor der Thür der Venta; von diesem erhöhten Orte aus hatte man eine weite Fernsicht. Gegen Mitternacht ging der Mond klar und glänzend auf; man hätte glauben können, es sei schon Tag. Vor mir breitete sich eine unabsehbare Ebene aus, mit Baumgruppen übersät; am Horizont tauchten die Wälle und die Kirchthürme einer von dunkeln Hügeln umgebenen kleinen Stadt auf. Alles schlief in diesen einsamen Feldern, nur die Grille sang unter den Gräsern am Wege. Wie schön glänzte der Him-

mel! Wie ruhig war die Natur in diesem Augenblick! Wie gut ließ es sich auf dieser herrlichen Erde leben, die im Duft der ersten Frühlingsblumen dalag! Es schien unmöglich, daß Plünderung, Mord und Brand so nahe waren.

Mit diesem Gedanken schlummerte ich ein; nur manchmal öffneten sich meine müden Augen wieder und blickten mechanisch in die Dämmerung hinaus. Bald glaubte ich, den Schein von Feuern zu sehen, die in bestimmten Entfernungen erschienen und vor den Strahlen des Mondes verblaßten; endlich ertönte in der Ferne ein eigenthümlicher Schrei und wiederholte sich in meiner Nähe. Ich ermunterte mich eilig. Perico kam herzugelaufen.

Señora, sagte er mit einer gewissen Bestürzung, obwohl er sonst unerschrocken war, die Carlisten kommen von Estella her; was sollen wir thun?

Wir müssen fort, fort auf der Stelle! erwiederte ich. — Hierin hatte ich Unrecht; ich hätte bleiben sollen.

Nach Verlauf von zehn Minuten waren wir unterwegs; der Wirth mußte, obgleich ich ihn sehr gut bezahlt hatte, auf der Stelle den Carlisten entgegengelaufen sein, um uns anzuzeigen. Die ganze Nacht hindurch reis'ten wir auf schauderhaften Wegen, die zwischen Wäldern und Abgründen hinführten; mit Tagesanbruch befand ich mich am Eingange eines Thales, in welchem die ausgetretenen Gewässer eines kleinen Bergstromes hin-

flossen; Eichen beschatteten die von ungeheuren Lachen durchschnittene Straße; darüber ragten große Felsmassen senkrecht empor, auf deren Gipfeln Raben flatterten. O nie, niemals wird der düstere Anblick dieser Gegend mir aus der Erinnerung schwinden! Ich sehe jeden Baum, jeden umgestürzten Stumpf, jeden Stein vor mir, auch das hölzerne Kreuz, das am Wegesrande aufgepflanzt ist, um die Stelle zu bezeichnen, wo irgend ein unglücklicher Wanderer seinen Tod fand.

Wir schienen in tiefster Einsamkeit durch eine Wüste zu fahren, am Ende der Welt. Plötzlich rief eine Stimme hinter den Bäumen: Halt! . . .

Perico trieb die Maulthiere zum Galopp; Flintenschüsse fielen von beiden Seiten des Weges. Perico stürzte, die Maulthiere standen still, und ich stieg ohne einen bestimmten Gedanken aus meiner Kalesche . . .

Und dann, Madame, unterbrach sie Graf Anatole, der mit athemloser Spannung zugehört hatte, dann gaben Sie muthig Feuer auf die Räuber?

Ach nein, erwiederte Madame de Las Bermejas mit reizender Naivetät, ich hatte die größte Furcht und fing an zu weinen. Soldaten umringten meine Kalesche; an ihrer zerlumpten Uniform sah ich, daß es Carlisten waren. Der befehlshabende Offizier kam auf mich zu und fragte mich aus.

Ich hatte mich an den Rand der Straße gesetzt und wandte den Kopf zur Seite, um den Körper des armen Perico nicht zu sehen, der in seinem Blute da-

lag. Auf die Fragen, mit denen man mir zusetzte, entgegnete ich, daß ich Französin sei und in meine Heimath reise. Während dessen erbrach man meinen Koffer, durchsuchte ihn, streute Alles, was er enthielt, umher, schrie und lärmte um mich herum. O wie fürchtete ich mich! Ich glaubte sterben zu müssen bei dem Gedanken, hülflos und allein in der Gewalt dieser Menschen zu sein.

Madame de Las Bermejas schwieg und fuhr sich mit der Hand über die Stirne, wie um eine Bewegung des Schauders zu verbergen. Theobald hatte seinen Bleistift fallen lassen; er betrachtete sie, und in seinem Blick lag eine Art von Frage, von quälendem Zweifel.

Diese Leute waren echte Spanier, fuhr Madame de Las Bermejas fort, als ob sie auf Theobald's Gedanken geantwortet hätte; sie waren fanatisch, grausam, im Stande ein Weib zu ermorden, aber nicht es zu beschimpfen. Der Offizier führte mich etwas auf die Seite; zwei Soldaten bewachten mich in einiger Entfernung, und man hielt inmitten des Weges Rath. Dort befanden sich fünf oder sechs Offiziere, ein Mönch und zwei oder drei Leute, die keine Uniform trugen. In dieser Gruppe ging es lebhaft zu. Eine Abtheilung von hundert Soldaten, die weiter weg stand, beobachtete tiefes Stillschweigen. Mir kam es nicht in den Sinn, daß mein Leben auf dem Spiele stehe, und doch schauderte ich zusammen, indem ich zu Gott von ganzem Herzen für mich und den armen Perico betete, dessen Tod ich verursacht hatte. Meine Augen wandten sich entsetzt von

dem Leichnam ab, mit dem ich in dieser Einsamkeit allein gelassen zu werden fürchtete. Die Gegenwart der Carlisten war mir im Augenblick eine Beruhigung, anstatt mich zu ängstigen. Ich fürchtete mich vor Allem, allein zu bleiben.

Soldaten kamen an und marschirten gleich wieder ab. Von Zeit zu Zeit hörte ich Flintenschüsse in der Ferne; man kämpfte in der Umgegend. Das Alles dauerte eine Stunde. Endlich führten mich die beiden Soldaten, die mich bewachten, an den Rand der Straße zurück; die Gruppe umringte mich; alle Gesichter waren finster und unbeweglich; alle Blicke wandten sich auf mich.

Doña Ines de Las Bermejas, treten Sie näher, sagte ein Offizier, der die Tressen des Oberstlieutenants trug.

Ich zitterte, als ich meinen Namen hörte.

Doña Ines de Las Bermejas, fuhr der Oberst fort, Sie sind der Spionage und der Empörung gegen die Regierung seiner katholischen Majestät, des Königs Don Carlos, angeklagt und überführt. Befehlen Sie Ihre Seele Gott: das hier gegenwärtige Kriegsgericht verurtheilt Sie zum Tode.

Ein jäher Schrecken, eine unaussprechliche Angst befiel mich. Sterben! Sterben mit zwanzig Jahren! Ich warf mich auf die Kniee, ich betheuerte meine Unschuld, ich bat weinend um mein Leben.

Durch eine solche Feigherzigkeit müßte sich ein Mann

entehrt fühlen, aber eine arme Frau darf ohne Schande ihre Henker um das Leben bitten. Ich wollte leben. Elend, Verbannung, ja die härteste Bedingung, — Alles hätte ich angenommen.

Theobald blickte Madame de Las Bermejas mit derselben unruhigen Neugierde an, wie vorhin. Sie fuhr fort:

Ja, Alles mit Ausnahme der Entehrung! . . . Aber diese Menschen hatten kein Mitleid mit mir; sie entfernten sich. Der Mönch blieb da, um meine Beichte zu hören. Ich versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte mir; ich blieb bewegungslos auf den Knieen im Staube, die Augen auf ein Dutzend Gewehre gerichtet, die zu einer Pyramide vereinigt am Rande des Weges standen. Weder der Blick noch die Gedanken konnten sich von diesen Waffen losmachen. Ich weinte nicht mehr, ich bat nicht mehr um Gnade, ich sah nichts als die schwarzen, blitzenden Gewehre mir zu Häupten und den schönen Mond am Himmel! Der Mönch ermahnte mich, ich hörte es nicht, ich vernahm nur, wie er mir sagte:

Meine Tochter, bitten Sie Gott um seine Gnade, auf Erden ist für Sie keine Rettung . . . . Da kommen sie schon.

Da wandte ich mich zu ihm hin. Es war ein Greis, die Thränen standen ihm in den Augen.

— Mein Vater, rief ich und faßte sein Gewand, ich bin unschuldig! Rettet mich! Ich verlasse Euch niemals! Sie werden es nicht wagen, mich neben Euch zu tödten! Habt Mitleid mit einem armen Weibe! . . .

Seht, ich bin jung, voll Lebenslust, und man will, daß ich so früh schon sterbe! . . . Noch so viele Tage habe ich vor mir! . . . Diejenigen, die sie mir rauben, werden Gott Rechenschaft darüber ablegen müssen! . . .

Der Mönch versuchte mich zurückzustoßen; aber ich klammerte mich fest an ihn an, ich umfaßte seine Kniee. Da hörte ich hinter mir die Gewehre laden. Der schauerlich harte Ton wiederhallte in meinem dumpfen Kopf, meine Hände ließen das Gewand des Mönches fahren; ich merkte, daß er sich entfernte.

Ein ziemlich langes Stillschweigen trat ein, — dann das Knattern von Gewehren, und das Leben verließ mich.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich am Rande des Weges auf den Kissen meiner Kalesche liegen, der Mönch saß neben mir und rauchte seine Cigarre. Wir waren allein. Ich wußte mich an Alles zu erinnern, als ich die Augen aufschlug; ich fühlte, daß ich keineswegs todt sei, aber ich glaubte mich wenigstens schwerverwundet. Der Mönch versuchte mich aufzurichten und gab mir etwas Wein zu trinken, der mich sofort wieder belebte.

Meine Tochter, sprach er mit Rührung, Sie sind mit dem Schrecken davongekommen. Seien Sie getrost und danken Sie Gott!

Ich wollte ihm danken, denn ich begriff, daß er mir das Leben gerettet hatte; aber ich konnte nur weinend die Hände falten.

Nun, nun! sagte er, beruhigen Sie sich, Sie sind

nicht getroffen; die Kugeln gingen zu hoch, und Sie lagen auf den Knieen . . . Was gedenken Sie jetzt zu thun?

Ich will die Grenze zu erreichen suchen, antwortete ich ihm; sagt mir nur, mein guter Vater, in welcher Richtung ich zu gehen habe.

Der Mönch schüttelte den Kopf.

Sie gehen nach Frankreich! rief er aus; ein böses Land! . . . Alles Unglück Spaniens kommt von dort. Ein echter Spanier kann dort nicht leben.

Ach! sagte ich, am ganzen Leibe zitternd und in Furcht, ihn aufzubringen, ich weiß wohl, daß es ein böses Land ist, wo man kaum christlich lebt; doch kann ich in Spanien nicht in Sicherheit leben, mein Vater.

Er erhob den Kopf mit einer Geberde der Zustimmung, stand auf und sagte:

Wohlan, meine Tochter, ich will Ihnen zum Führer dienen; was ich angefangen habe, will ich auch durchführen.

Ich küßte seine Hände.

Meine Tochter, fuhr er fort und deutete nach Norden hin, wenn Sie dort unten sein werden, hinter jenen Bergen, vergessen Sie unser Spanien nicht, und beten Sie zu Gott für den Bruder Antonio de Leon.

Die Kalesche stand noch in der Mitte der Straße, aber die Maulthiere waren fort. Ich suchte den Körper Perico's mit den Augen; der Mönch wies auf ein frisch aufgeworfenes Grab am Fuße des hölzernen Kreuzes.

Armer Perico! Er war jung; auch er mußte das Leben geliebt haben!

Ich nahm mein Gold und meine Kleinodien aus dem Wagen; ich wollte sie mit dem Mönche theilen; er lehnte es ab. Wir verließen den Ort zu Fuß. Am folgenden Tage war ich in Frankreich. —

Madame de Las Bermejas schwieg. Valerie und meine Schwester drückten ihr die Hände; alle Beide weinten. Auch mein altes Hagestolzenherz war von der Erzählung erschüttert; Graf Anatole erging sich in lebhaften Ausrufungen; nur Theobald sagte nichts.

II.

Bald gehörte Madame des Las Bermejas zu unserem vertrauten Umgange. Wenige Frauen haben so sehr die Gabe, zu gefallen. Sie besitzt eine so eigenthümliche nachlässige Anmuth, eine natürliche und doch pikante Art, sich auszudrücken, welche eben so bezaubern, wie ihre seltene Schönheit. Ihre gesellschaftliche Stellung war eine ungewöhnliche, obwohl sehr natürliche: Wittwe ohne Familie, und von mäßigem Vermögen, stand sie mit zwanzig Jahren völlig unabhängig da, ohne daß irgend Jemand etwas dagegen hätte sagen können. Ich glaubte, sie würde den Grafen Anatole heirathen, aber er war ihr, wie ich merkte, nicht reich genug. Sie behandelte ihn kalt, viel kälter als Theobald, gegen den sie bald nach den ersten Tagen einen besonders vertraulichen und unbefangenen Ton annahm. Es schien, als

ob sein Bräutigamstitel ihn zu einem ihr ungefährlichen und für ihre verführerischen Reize unempfänglichen Manne gemacht hätte. Ich sah das mit anderen Augen an, und schon vom ersten Tage an hatte ich Besorgnisse, die ich indeß für mich behielt; ich verließ mich auf Theobald's verständigen Charakter und auf die Zeit, die den Tag seiner Vermählung heranrückte.

Einer der Kunstgriffe von Madame de Las Vermejas war, in ihm den leidenschaftlichen Liebhaber Valeriens zu sehen; sie hatte zu viel Scharfblick, um da Liebe zu sehen, wo nur eine schwache Zuneigung bestand, und ich konnte ihr diese Falschheit nicht hingehen lassen, deren Zweck ich nicht ahnte.

Eines Abends — wir waren noch ganz unter uns bei meiner Schwester — hatte die Unterhaltung eine ernsthafte Wendung genommen; man erörterte schwierige Fragen; es handelte sich um das Heirathen. Graf Anatole schilderte die Ehe als ein Paradies, wo der Eine, immer liebevoll und ergeben, zu den Füßen einer Andern lebt, die immer schön und glücklich bleibt. — Obwohl ich durch mein Beispiel den Cölibat predige, sagte ich, daß mir Heirathen das Beste scheine, was ein vernünftiger Mensch thun könne, wenn er die Hälfte seiner Jugend hinter sich habe.

Madame de Las Vermejas hörte beinahe zerstreut zu und spielte mit ihrem Fächer, jenem leichten Scepter, das in den Händen einer Spanierin so reizend ist. Als ich geendet hatte, bog sie sich ein wenig aus dem Lehn-

sessel vor, in welchem sie geruht hatte, und sah mich kopfschüttelnd an.

Eine Vernunftheirath! rief sie, was für eine traurige Thorheit! Ich begreife, daß man seine Freiheit einer ausschließlichen tiefen Leidenschaft opfert, an der man zu Grunde gehen müßte, da man ihr nicht entsagen könnte; ich begreife, daß man sich mit Freuden unter ein unauflösliches Joch beugt, wenn man außerdem nichts als Verlassenheit und Verzweiflung vor Augen hat: das ist eben eine Heirath aus Liebe. Ich begreife auch noch, daß man sich Fesseln anlegt, um seine Stellung zu verbessern, oder sein Glück zu machen: das ist dann eine Heirath aus Ehrgeiz. Aber ohne Ehrgeiz, ohne Liebe im Herzen seine Unabhängigkeit einer Frau zu Füßen zu legen, seine Zukunft zu binden und angesichts dieser unwiderruflichen und entsetzlichen Verpflichtung gleichgültig zu sagen: Ich liebe keineswegs, ich mache weder Carriere, noch mein Glück, aber ich schließe eine Convenienzehe, — nein, diesen Wahnsinn begreife ich nicht!

Ich ebensowenig, sagte Valerie unschuldig. — Das arme Kind liebte seinen Bräutigam so zärtlich.

Ich auch nicht! wiederholte Graf Anatole mit Feuer.

Theobald sagte nichts und sah Madame de Las Vermejas mit einem traurigen, tiefen Blick an, einem Blick, den Valerie nicht bemerkte.

Zu meiner Zeit, versuchte Madame de Pons

geltend zu machen, schloß man nur Convenienzheirathen, und es gab sehr glückliche Ehen. Als ich dem Marquis de Pons vermählt wurde, hatte ich ihn erst zwei Mal gesehen. Konnte ich einen Mann lieben, den ich nicht kannte? Und doch liebte ich ihn, und auch er liebte mich nach unserer Vermählung leidenschaftlich.

Man hat ihm eben nicht Zeit gelassen, Sie vorher zu lieben, Frau Marquise, erwiderte die Spanierin.

Ich fühlte mich in Valerien verletzt und gegen Madame de Las Vermejas aufgebracht. Doch was hätte ich ihr vorwerfen könne? Sie gab sich durchaus den Anschein, als glaube sie, Theobald bete seine Braut an.

Graf Anatole verließ uns früh, um auf einen Hochzeitsball zu gehen. Unser kleiner Kreis zog sich noch enger um den Kamin zusammen; Theobald blieb auf den Tisch gelehnt; seine Hand führte zerstreut den Bleistift über die erste Seite von Valeriens Album. Ich warf einen Blick darauf und erkannte das feine, reizende Profil von Madame de Las Vermejas. Plötzlich schien Theobald aus einer Geistesabwesenheit zu erwachen, er fing an, schnell und mit Aufmerksamkeit zu zeichnen; ich sah beständig auf das Blatt; das Profilbild wurde geschickt in die Zweige einer Weide hineingezeichnet; man sah nichts als einen Baum, und nur der Zufall oder eine ganz genaue Betrachtung waren im Stande, die vollendete Aehnlichkeit zu entdecken.

Um elf Uhr erhob sich Madame de Las Vermejas.

Für gewöhnlich brachte sie ein Fiaker nach Hause, in die Tournonstraße. Ich schellte, um ihren Diener rufen zu lassen.

Was für herrlicher Mondschein! welch heitere Nacht! sagte sie und trat zum Fenster hin, dessen Vorhänge sie halb aufzog; wie schön wäre ein Spaziergang in der frischen Kälte! Ich werde zu Fuß nach Hause gehen.

Sie müssen Theobald's Arm nehmen, sagte die gute Valerie; er wird Sie nach Hause bringen. Und als Madame de Las Vermejas zu zaudern und den Vorschlag ablehnen zu wollen schien, fügte sie ganz leise hinzu: Niemand wird das unpassend finden; ein junger Mann, der so gut wie verheirathet ist . . !

Theobald war zurückgetreten. Seine erste Bewegung erschien meiner Schwester und Valerien so wunderlich, daß Beide zu lachen anfingen. Alle Beide sahen darin sein Bedauern, sie so früh verlassen zu müssen; Madame de Las Vermejas und ich, wir verstanden ihn besser.

Also, Herr Theobald? sagte die Spanierin gelassen und schob ihren Spitzenschleier, unter welchem sie so reizend aussah, vor das Gesicht.

Theobald nahm seine Handschuhe. Er sprach kein Wort, denn der Ton seiner Stimme würde seine Bewegung verrathen haben. Madame de Las Vermejas legte ihre kleine Hand auf den Arm, den er ihr anbot;

da wurde er blaß und zitterte; sie lächelte. So gingen sie miteinander fort.

Ich kehrte höchst betroffen zum Kamin zurück, Madame de Pons ging in ihr Zimmer, und Valerie ließ sich mir zu Füßen auf ein Tabouret nieder. Sie schien in tiefe Gedanken verloren, und ich fing an, sie mit Unruhe zu beobachten, bis sie mich bei der Hand nahm und mit der Heiterkeit eines Engels sagte: Nicht wahr, lieber Onkel, ich bin recht glücklich? —

Am folgenden Tage gab Madame de Pons ein kleines Fest. Valerie hatte noch einmal bei ihrer Großmutter ihre Jugendfreundinnen versammeln wollen, vielleicht nur, um ihnen in harmlosem Stolze auf ihr Glück ihren Bräutigam zu zeigen. Es sollte getanzt werden, und zum ersten Male fühlte sie sich als die glückliche Königin eines Balls.

Um neun Uhr kam Madame de Las Vermejas. Sie hatte ihre tiefe Trauer mit einem einfachen weißen Atlaskleide vertauscht. Ihre langen Haarflechten wurden mit einem Strauß aus Veilchen von Parma aufgesteckt; weder Spitzen noch Schmuck; wie schön war sie! Aller Augen wandten sich sogleich zu ihr hin, dann umringte sie die Schaar der Tänzer. Doch ohne sich im Geringsten, wie es schien, um all diese Bewunderungen und Huldigungen zu kümmern, erklärte sie, nicht tanzen zu wollen, und ließ sich im Nebenzimmer neben einem Tisch nieder, wo zwei meiner alten Freundinnen eine Partie Schach spielten.

Gleich darauf trat Theobald ein. Sein erster Blick suchte Madame de Las Bermejas. Valerie erröthete in voller Freude bei seinem Anblick, sie hatte ihn den Tag über nicht gesehen.

Im Salon wurde getanzt. Graf Anatole, der sich von Madame de Las Bermejas hartnäckig abgewiesen sah, — sie schien entschlossen die ganze Nacht sich nicht von ihrem Platze zu bewegen — wußte sich bei einigen hübschen Frauen zu trösten, die er umschwärmte. Theobald schien mir traurig und still; er tanzte die erste Française mit Valerien und setzte sich dann an das andere Ende des Salons.

Ich machte mir's im Nebenzimmer bequem und fing eine Schachpartie mit Frau von M. an, einer alten tauben und zerstreuten Dame, neben der man Alles sagen konnte. Madame de Las Bermejas drehte ich den Rücken zu, doch konnte ich in einem Spiegel mir gegenüber ihre Haltung und ihr Gesicht beobachten. Sie blieb in ihren Lehnsessel versunken, lächelnd und ungerührt, hatte kaum ein Wort der Erwiderung für Die, welche sie zu begrüßen kamen, und hielt die Augen fest auf unser Schachspiel gerichtet.

Schon fing ich an, zu glauben, daß ich mich getäuscht hätte, als Theobald sich näherte. Madame de Las Bermejas wandte den Kopf und lächelte ihm freundlich entgegen. Er setzte sich neben sie. Ich that, als wäre ich ganz in mein Spiel vertieft.

Ist Ihnen der Tag gut vergangen? fragte sie theilnehmend.

Er schüttelte den Kopf.

Nein, Madame, erwiderte er mit leiser Stimme, ich habe zu peinliche Gedanken, als daß mich irgend Etwas von ihnen abziehen könnte.

Ach gehen Sie! Ihnen ist nur vor Ihrem eigenen Glück bange.

O nur zu wahr! Ich wollte, ich könnte Die mehr lieben, die so viele Liebe verdient!

Ich sehe darin nichts Unmögliches; sie ist reizend! In der That, ich werde irre an Ihnen, daß ich Sie so gleichgültig finde. Also kennen Sie dieses Glück wirklich nicht? diese unsägliche Fülle der Gefühle? O, Monsieur Theobald, so Eins im Andern leben, mit einem und demselben Gedanken, einem und demselben Willen, so lieben mit allen Kräften seiner Seele, das heißt glücklich sein wie die Engel im Himmel . . .

Während sie so sprach, ließ sie ihre von Schwermuth umschleierten schwarzen Augen auf ihm ruhen. Er schien von diesem Blicke förmlich gebannt zu sein; ich sah ihn zittern, seine Lippen erblaßten, der Athem stockte ihm. Ein seltsamer Gedanke brachte ihn plötzlich wieder zu sich selbst.

Sie haben Herrn de Las Bermejas geliebt, Madame? sagte er kalt.

Sie gab keine Antwort, aber ein kaum bemerkbares Lächeln der Verachtung flog über ihren Mund und sagte

deutlich: Weder Herrn de Las Vermejas, noch sonst Jemand auf der Welt.

Hierin, glaube ich, sprach sie die Wahrheit.

Dann haben Sie also eine Convenienzehe geschlossen? sagte Theobald mit einer Art von Freude.

Ja; ich war damals sechzehn Jahre alt! heute würde ich den Eid, welcher für das ganze Leben bindet, nicht mit einer so unvorsichtigen Gleichgültigkeit aussprechen.

Sie wollen nicht wieder heirathen?

Nein, erwiderte sie nach einer kurzen Pause und in tiefer Schwermuth, nein, Monsieur Theobald.

Er blickte sie an, verwirrt durch den Ausdruck, den sie in diese einfachen Worte legte.

Ich will keine Convenienzehe mehr eingehen, fuhr sie mit stillem Lächeln fort.

Aber eine Heirath aus Liebe?

Sie schüttelte traurig den Kopf.

Liebe! sagte sie, Liebe! Wer versteht darunter dasselbe, was mein Herz bedarf? Man giebt diesen Namen hier den kleinen Aufregungen eitler Koketterie, den Huldigungen einer faden und sich wegwerfenden Galanterie. Sehen Sie sich nur hier in der Nähe um. Weiß Graf Anatole etwas von Liebe? O nein; er hat zu rothe Wangen, er tanzt mit zu gutem Anstand, er lächelt zu viel alle Frauen an, um Eine zu lieben. Oder Valerie? Das glückliche Kind hat nie geweint, wenn Sie es warten

ließen, das Geräusch Ihrer Schritte ließ sie nie die Farbe wechseln oder zusammenfahren. Und Sie? . . .

Ich! fiel Theobald mit Bitterkeit ein, ich! o, Sie haben mich gut beobachtet, Madame!

Sie lieben Valerie nicht, fuhr sie fort, und werden Sie niemals lieben; sie wird darum nicht unglücklich sein, denn sie weiß es nicht, was zu Ihrem Glücke fehlt.

Glauben Sie, daß ich es weiß? sagte Theobald in tiefer Traurigkeit.

Sie schwieg einen Augenblick, dann antwortete sie mit einem Seufzer: Ja.

Wenn das ist, sagte er aufgeregt, müssen Sie mich beklagen! Ich bin so unglücklich, seitdem . . .

Sie hemmte seine Rede mit einem Blick; er schwieg plötzlich, faltete die Hände und murmelte mit einem Schmerz, den er nicht mehr zurückzuhalten suchte:

Sie sehen nun, ob ich weiß, was leiden heißt!

Armer Theobald! sprach Madame de Las Vermejas sehr leise; eine Thräne schien ihr aus den Augen zu quellen und in ihren schwarzen Wimpern zu glänzen.

Er erblaßte vor heftiger Bewegung; seine Hand berührte leise ihre zierlich behandschuhte Hand.

Aber noch bin ich nicht vermählt! sagte er mit stammelnder und zitternder Stimme, noch bin ich frei! Oh, diesen Abend erst erfuhr ich, wie glücklich ich hätte sein können!

Madame de Las Vermejas schlug die Augen nie-

der und erwiderte nichts; sie verstanden sich sehr gut ohne alle Worte. Meine Blicke suchten Valerie; das glückliche und vertrauensvolle Kind tanzte im Salon und lächelte ihrem Bräutigam von Weitem zu.

Madame de Las Bermejas brach nach einer Viertelstunde auf. Theobald setzte sich auf den Platz, den sie soeben verlassen hatte, und blieb dort, in tiefe Träumerei versunken, ich spielte meine Partie Schach mit Frau von M. weiter.

Um drei Uhr, als Alles aufbrach, stand Theobald auf und näherte sich mir. Ich möchte Sie gern morgen früh allein sprechen, sagte er ruhig.

Lieber Freund, antwortete ich ihm ruhig, obwohl das Herz mir blutete, morgen ist es unmöglich; ich reise um sieben Uhr nach Beauvais, wo ich vier Tage bleiben will. Nächsten Sonntag aber werde ich, wenn Sie wollen, — sobald ich ankomme, zum Frühstück bei Ihnen vorsprechen.

Auf Sonntag also, erwiderte er, indem er mir mit einer trüben und verbindlichen Geberde die Hand reichte. Auf Sonntag!

Er schickte sich an, zu gehen.

Gute Nacht, Theobald, sagte Valerie liebevoll und ging auf ihn zu. Mein Gott! Sie haben sich heute Abend nicht amüsirt! Freilich, auch ich bin lieber an unserm traulichen Kamin im engsten Kreise.

Bei meiner Rückkehr von Beauvais am nächsten Sonntag sprach ich bei Theobald vor. Ich fand ihn

allein in seinem Arbeitszimmer. Er kam mir entgegen und gab mir die Hand mit trauriger, aber völlig gefaßter Miene. Ich hatte nicht erwartet, ihn mit einem solchen Gesicht wiederzufinden; es verrieth eine gewisse Kaltblütigkeit, die zu dem, was er mir zu sagen hatte, nicht paßte. Wir setzten uns an seinen Schreibtisch.

Der Bischof von D . . ., begann er und reichte mir einen offenen Brief hin, ein Verwandter von mir, ist gestorben; Anatole beerbt ihn; ich habe ein Vermächtniß von zweimalhunderttausend Francs erhalten.

Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen dazu! rief ich aus, Sie haben auf diese Erbschaft nicht entfernt gerechnet.

Nein. Sie verdoppelt mein kleines Vermögen. Ich bin in Fräulein Valeriens Interesse glücklich darüber, antwortete er und faltete den Brief wieder zusammen, den er hastig auf den Schreibtisch warf.

Ich verstand sofort, was für ein Bedenken Theobald abhielt, seine Verlobung aufzulösen, und war Gott dafür von Grund meiner Seele dankbar, denn ich glaubte, diese Verbindung müsse glücklich werden. Gleichwohl sagte ich mit einer gewissen Furcht: Theobald, Sie wollten mir heute Morgen etwas anvertrauen; ich bin hier, um Sie anzuhören.

Nein, Nichts, gab er zur Antwort und stützte seinen Ellnbogen auf den Brief, — es war wirklich Nichts; verzeihen Sie, daß ich Sie herbemüht habe.

Ich hatte nicht den Muth, in ihn zu dringen, und

sagte ihm nur: Theobald, wenn Sie etwa Kummer haben, so meine ich, dürften Sie ihn einem alten Freunde wie mir anvertrauen.

Er schüttelte den Kopf auf eine so zurückhaltende und kalte Art, daß unser Gespräch damit beendet war. Auf dem Tische lag ein Kalender. Theobald ergriff ihn und wies auf einen Federstrich unter dem Datum des fünfundzwanzigsten November.

In zehn Tagen also, sprach er. Haben wir auch keine Formalität vergessen?

Keine, lieber Freund, entgegnete ich, von der traurigen Gleichgültigkeit, mit der er sich mit diesen Vorbereitungen beschäftigte, empfindlich berührt.

Das Frühstück wurde servirt, und die Unterhaltung bewegte sich um denselben Gegenstand weiter fort; wir sprachen über tausend auf die feierliche Handlung bezügliche Kleinigkeiten. Anatole konnte ihr nicht beiwohnen, er war kürzlich abgereis't, um seine Erbschaftsangelegenheit zu ordnen, die ihm sechzigtausend Livres Rente eintrug.

Es war schon lange abgemachte Sache, daß Valeriens Vermählung auf dem Lande vor sich gehen sollte, in einem reizenden Hause, nahe bei Meudon. Madame de Pons hatte Valerie dort erzogen, und eine Art von Aberglauben knüpfte sich für sie daran, Valerie in der nämlichen Kapelle trauen zu sehen, wo sie getauft worden war. Ohne Gründe anzuführen, hatte ich darauf bestanden, daß die Hochzeit ausschließlich im Kreise der Familie gefeiert würde, meine Schwester ließ mich ge-

währen, und ich war beinahe erstaunt darüber; denn ich wußte, daß sie etwas auf äußeren Prunk hielt. Ich hätte dieser Nachgiebigkeit mißtrauen sollen, die mich der Verlegenheit überhob, unter einem erdichteten Vorwande auf die Ausschließung von Madame de Las Bermejas zu dringen, ohne welche meine Schwester nicht mehr leben zu können schien.

Ich verließ Theobald und beeilte mich, nach Hause zu gehen. Valerie eilte herbei und setzte sich auf ihr Tabouret neben meinem Sessel nieder.

Mein guter Onkel, begann sie, wissen Sie schon, welches Glück Theobald zu Theil geworden ist? Er erbt zweimalhunderttausend Francs. Und doch bin ich fast betrübt darüber: man könnte glauben, ich wäre ebenso glücklich und stolz auf sein Vermögen, wie auf ihn. O nein! Ich würde ihn lieben, auch wenn er arm wäre!

Sie schwieg und erröthete darüber, daß sie ihre Gedanken hatte so laut werden lassen, und verbarg ihr Gesicht vor mir. Ich küßte sie auf die Stirn; sie weinte.

Was hast du, meine liebe Valerie? fragte ich sie unruhig . . .

Es ist nur eine Kinderei, mein guter Onkel, sprach sie unter Thränen lächelnd, ich bin glücklich, so glücklich, daß ich fürchte, es möchte mir irgend ein großes Unglück zustoßen . . .

Kind! rief ich aus, sind wir nicht da, um dich

davor zu bewahren? Deine Zukunft ist so schön; in wenigen Tagen bist du Theobald's Frau.

Ja, sagte sie ernst, nur der Tod wäre im Stande, mein Glück zu zerstören.

III.

Noch am nämlichen Tage gingen wir aufs Land. Dort waren wir ganz unter uns; Theobald kam nicht ein einziges Mal nach Paris. Wer nicht gewußt hätte, was ihm auf der Seele lag, würde geglaubt haben, er sei ganz von der Liebe zu einem Engel ausgefüllt, der nur für ihn lebte. Er umgab sie mit geschäftiger Aufmerksamkeit, er schien ganz und gar mit der Zukunft beschäftigt, der sie zusammen entgegengingen; leider aber entsprangen all diese äußeren Liebesbeweise nur dem festen Vorsatze, eine Pflicht zu erfüllen und seinem Entschlusse treu zu bleiben.

Die letzten zehn Tage vergingen uns Allen mit reißender Geschwindigkeit; der fünfundzwanzigste November brach strahlend, wie ein Frühlingstag an, ich begrüßte ihn freudig als das Ende meiner Besorgnisse und den Beginn eines stillen Glückes, welches wahnsinnigen Leidenschaften nicht zum Opfer fallen sollte. So nahe vor dem Ziele aller meiner Wünsche, verschwanden all meine Befürchtungen. Das Herz voll der besten Hoffnungen, schloß ich Valerie in die Arme, als sie am Morgen des

festlichen Tages vor meinem Bette niederkniete und mich um meinen Segen bat.

Den Vormittag verbrachten wir im Zimmer meiner Schwester. Theobald blieb für sich; er achtete die erregten Gefühle, die unbestimmte Bangigkeit eines jungen Mädchenherzens, welche die Liebe selbst in diesen letzten Augenblicken nicht ganz verscheuchen kann.

Die Marquise de Pons war, wie ich schon gesagt, gutmüthig und eitel; sie machte sich den ganzen Morgen über mit Valeriens Toilette zu schaffen und plagte sich mit tausend Kleinigkeiten. Sie kam, ging, gab Befehle, und von Zeit zu Zeit lächelte sie mich voller Befriedigung an.

Die Vermählung sollte in der Mairie um sieben Uhr Abends vollzogen werden, die Feierlichkeit darauf in der Kirche von Meudon. Nur die Trauzeugen waren eingeladen, ihr beizuwohnen. Madame de Pons nahm das Frühstück mit Valerie auf ihrem Zimmer ein. Ich ging Theobald aufzusuchen; er war von einer Heiterkeit, die mich traurig machte. Die gute Valerie sammelte sich und betete angesichts ihres Glückes; er suchte sich zu betäuben, um muthigen Herzens seinen Eid zu leisten. In diesem Augenblick empfand ich Gewissensbisse darüber, daß ich ihn vor zehn Tagen nicht gezwungen hatte, sich zu erklären; jetzt war es zu spät. Ich sah ein, daß er schwer zu leiden hatte, daß er vielleicht die Nothwendigkeit fühlte, mit mir zu reden, mit seinem Freunde, seinem zweiten Vater. Aber was sollte es helfen? In

zwei Stunden wurde er Valeriens Gemahl, und dann war es besser, man sprach den Namen jenes Weibes nicht aus, damit seine verschwiegenen Schmerzen nicht laut würden.

Ich ließ Theobald bei seiner Bräutigamstoilette; nach Verlauf einer Viertelstunde fand er sich im Bibliothekzimmer wieder zu mir. Nie hatte ich ihn so auffallend schön gefunden; sein schwarzer Anzug, sein bleiches und erregtes Gesicht hätten gleichwohl zweifeln lassen, ob es sich für ihn um seinen Todes- oder Hochzeitstag handle.

Ich war mit meinem Kammerdiener beschäftigt. Theobald näherte sich zerstreut und ergriff ein Buch; er öffnete es, warf es hastig wieder hin und setzte sich an den Kamin, wobei er zu lächeln versuchte, aber seine Hände zitterten. Ich hob den Band auf; es war eine Reise durch Spanien, die uns Madame de Las Bermejas geliehen hatte.

Als wir gegen sechs Uhr in den Salon hinuntergingen, war Theobald wieder ruhig, er ging auf Valerie zu, die ihrer Großmutter den Arm gereicht hatte, und küßte ihr bewegt die Hand. Sie war weiß gekleidet und trug ihren Orangeblütenkranz und Brautschleier. So stand sie da als ein reines und entzückendes Wesen, als ein Engel, vor welchem böse Gedanken und wahnsinnige Leidenschaften zunichte wurden. Theobald erfuhr diesen Einfluß an sich; sein Blick klärte sich auf,

er vergaß in diesem Augenblicke vielleicht Madame de Las Vermejas.

Der Salon war hell erleuchtet und glänzte von Kristallvasen, die mit natürlichen Blumen geschmückt waren; aber wir schienen in dem weiten Raume zu verschwinden. Ich bot meiner Schwester den Arm, um in den kleineren Salon zu gehen.

Bewahre! bewahre! sagte sie mit triumphirender Miene, es kommt noch Besuch. Glaubst du, daß sich Valerie de Pons hinter dem Ofen vermählen will?

Sie hatte das Wort noch nicht geendet, als die beiden Thürflügel aufgingen, und Madame de Las Vermejas gemeldet wurde, und mit ihr zwanzig Personen unserer nächsten Bekanntschaft, Verwandte und Freunde unserer beiden Familien.

Das ist eine Ueberraschung, mein Engel, sagte die Marquise ganz leise zu Valerie, die in voller Freude und erröthend die Complimente entgegennahm.

Ich glaubte in die Erde zu sinken.

Madame de Las Vermejas trat ruhig ein und nahm neben Valerien Platz. Sie war ganz in Weiß gekleidet, hatte weiße Blumen in ihren schwarzen Haaren und eine reiche spanische Mantille über den Kopf geworfen; man hätte auch sie für eine Braut halten können, sie war schön um einen Mann toll zu machen. Meine Augen suchten Theobald. Er hatte sein Gesicht hinter das Taschentuch versteckt; ich sah nur seine Stirn, sie war so bleich, daß der weiße Battist nicht gegen sie abstach.

Eine Viertelstunde ging unter Beglückwünschungen und Complimenten hin, dann wurde gemeldet, daß die Wagen vorgefahren seien. Alles stand auf. In der allgemeinen Bewegung näherte sich Madame de Las Bermejas Theobald; ich war hinter ihr. Er suchte offenbar einer heftigen Aufregung Meister zu werden, eines Schmerzes, der ihn zu vernichten drohte. Sein Blick war starr, seine Kniee wankten; er stützte seine zitternde Hand auf die Thürklinke, die das Zimmer der Marquise öffnete.

Muth! sagte Madame de Las Bermejas und sah ihn fest an, Muth, Theobald!

O! ich bin ein unseliger Narr! gab er mit erstickter Stimme zur Antwort; denn ich liebe Sie! . . . ich liebe Sie! . . .

Der abscheulichen Eitelkeit dieses Weibes, ihrer frevelhaften Koketterie war nun Genüge geleistet; ein Lächeln befriedigten Stolzes glitt über ihr Gesicht, während sie sich hastig von Theobald entfernte, mit einem Ausdruck der Ueberraschung und trefflich gespielten Mitleids.

Dann trat Valerie aus dem Zimmer ihrer Großmutter, wo sie ihr Bouquet und Gebetbuch geholt hatte. Ich führte Theobald zur Marquise de Pons, der er die Hand geben mußte; er ließ es willenlos geschehen. Nun näherte ich mich Valerie, um ihr den Arm zu bieten. Sie stand an den Kamin gelehnt und war so blaß, so erschüttert, daß sie fast besinnungslos zu werden schien. Ihre Hand fiel instinctmäßig auf meinen Arm, so gingen wir hinunter.

Die Fahrt war kurz. Valerie hatte sich in die Tiefe des Wagens zurückgelegt; ich ehrte ihr Stillschweigen beim Herannahen eines so feierlichen Augenblickes. Als wir an der Mairie ausstiegen, zitterte ihre Hand in der meinigen, ich sah, wie sie ohnmächtig werden wollte.

Fassung! mein Kind, flüsterte ich ihr zu; bedarf es so vieler Angst und Bangigkeit, um sein Geschick zu erfüllen? . . . ein glückliches Geschick?

Wir traten ein; sie ließ sich auf ihren Platz neben Theobald führen, vor den Maire, der sich anschickte, die unwiderrufliche Formel auszusprechen: Ihr seid vereinigt im Namen des Gesetzes . . .

Der zahlreiche und glänzende Kreis der Trauzeugen umgab die Verlobten, alle Gespräche verstummten; Madame de Pons weinte gerührt und drückte mir die Hand; die Spanierin sah Theobald an.

Der Maire las selbst den Text des Gesetzes, dann sagte er: Herr Theobald de Montmaur, nehmen Sie Fräulein Valerie de Pons zu Ihrer rechtmäßigen Gemahlin?

Ja, antwortete Theobald mit fester Stimme.

Und Sie, Fräulein Valerie de Pons, erkennen Sie Herrn Theobald de Montmaur für ihren rechtmäßigen Gemahl an?

Nein, antwortete sie mit ersterbender Stimme, indem sie versuchte, aufzustehen; aber sie fiel leblos zurück.

Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr dem Munde Aller. Madame de Pons stürzte zu ihrer Enkeltochter

hin, schloß sie in die Arme und rief: Sie ist von Sinnen, mein Gott! mein armes Kind ist von Sinnen! mein Gott! erbarme dich unser! . . . Valerie, öffne doch nur die Augen . . . sieh mich an . . . willst du mich denn sterben lassen?

Theobald's Blicke waren verstört, er hatte das seltsame Lächeln eines Verrückten. Er ergriff die Hände seiner Braut und hielt sie in den seinigen, indem er fortwährend in Madame de Pons hineinsprach: Um Gotteswillen, Madame, beruhigen Sie sich! Es war nur ein Augenblick des Schrecks, der Geistesabwesenheit . . . sie wird ihre Besinnung wieder bekommen, und wir werden die Feier beendigen. Um Gotteswillen beruhigen Sie sich!

Man ließ Valerie Riechsalz einathmen, man sprengte ihr kaltes Wasser ins Gesicht; endlich schlug sie die Augen wieder auf. Ihr Blick blieb auf Theobald geheftet, der sich über ihre Hände gebeugt hatte; sie versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihr; sie streckte sich in schrecklichem Krampfe aus und sank mit dumpfem Stöhnen zurück.

Alle Zeugen dieser unerhörten Scene waren in größter Bestürzung. Madame de Las Bermejas stand wie betäubt beiseite. Valerie mußte weggetragen werden. Madame de Pons stieg mit ihr in den Wagen; ich führte Theobald fort, er war überwältigt, vernichtet.

Theobald, sagte ich zu ihm mit Thränen, die ich nicht zu verbergen suchte, Theobald, ich flehe Sie an bei Allem,

was Ihnen heilig ist, seien Sie offen gegen mich .... was haben Sie dem armen Kinde gesagt?

Nichts, gab er zur Antwort und brach ebenfalls in Thränen aus, Nichts, ich schwöre es bei meiner Ehre!

So war es Madame de Las Vermejas! rief ich aus. Er schüttelte heftig den Kopf.

Sie ebensowenig, ich bürge Ihnen dafür mit meiner Ehre.

Dann, sagte ich mit Schluchzen, ist das arme Kind wahnsinnig! O welch ein entsetzlicher Schmerz für unsere alten Tage! .. Ach, Theobald! wir allein werden unglücklich sein, denn Sie werden wieder frei.

Kein Wort mehr! unterbrach er mich und faßte meine Hand, kein Wort! ... Ein Anderer würde das eben Vorgefallene als eine tiefe Kränkung betrachten; ich sehe darin nur ein großes Unglück, und Nichts ist damit vorbei.

Alles! erwiderte ich ihm, aber Sie bleiben unser Freund.

Als wir zurückkehrten, hatte man Valerie eben zu Bett gebracht. Ein paar Freunde wachten trübselig genug im Salon. Madame de Las Vermejas war nach Paris zurückgekehrt, unter dem Vorwande, schnell einen Arzt zu schicken.

Wie ich in Valeriens Zimmer hinaufkam, hatten sich die Krämpfe beruhigt, sie schien eingeschlummert zu sein. Ich war der Meinung, man müsse sie nach dem schrecklichen Anfall vollständig in Ruhe lassen, und dieser tod-

ähnliche Schlaf, aus welchem sie kein Wort zu erwecken vermochte, ängstigte mich durchaus nicht.

Meine Schwester ließ ein Bett neben dem ihrer Enkeltochter aufschlagen, und wir wachten die ganze Nacht bei ihr. Von Stunde zu Stunde kam Theobald um nachzufragen.

Am folgenden Morgen waren wir wieder ruhig und gefaßt. Valerie schlief noch immer, ihr Antlitz war bleich und unverzerrt, ohne jeden Ausdruck von Leiden. Ich wartete auf ihr Erwachen.

Theobald konnte nicht bleiben; er ging wieder nach Paris zurück, ich versprach, ihm täglich zweimal zu schreiben.

Gegen Mittag kam der Hausarzt von Madame de Pons an. Ich sagte ihm Alles, dann führte ich ihn an Valeriens Bett. Ich hoffte auf beruhigende Worte; er äußerte sich nicht, brachte eine halbe Stunde bei der Kranken zu, behorchte ihr unregelmäßiges Athemholen, hob einige Male ihren Kopf in die Höhe, der immer wieder träge zurückfiel, und vermochte den Schlaf, der mich jetzt mit Schrecken erfüllte, nicht zu vertreiben.

Doctor, sagte darauf Madame de Pons weinend, ich sehe es, meine arme Valerie ist sehr, sehr krank. ...

Er beruhigte sie und führte mich in den Salon.

Mein Herr, sprach er zu mir, die Frau Marquise muß nach Paris gebracht werden.

Was! rief ich in heftigem Schrecken, Valerie. . . .

Es steht sehr schlimm mit ihr. Eine Entzündung der Gehirnhaut . . . wer weiß, was in diesem Kopfe

spukt? . . . Ach, daß die Wissenschaft solchen jähen Krankheitserscheinungen gegenüber so schwach ist, wo die Diagnose erst durch die Section festgestellt werden kann. Wir wollen es mit einigen Mitteln versuchen, aber ich verhehle Ihnen nicht, daß ich wenig Hoffnung habe. Bringen Sie die Marquise fort, sie wäre außer Stande, den Todeskampf mit zu erleben, den ich voraussehe. Ich bleibe hier.

Er kehrte in Valeriens Zimmer zurück. Meine Schwester war bedenklich unwohl geworden, man hatte sie in ihr Bett tragen müssen. Im Augenblick, als ich durch den Salon ging, um mich zu ihr zu begeben, erschien ein Bedienter; er kam von Madame de Las Bermejas, um Erkundigungen einzuziehen.

Sagen Sie ihr, daß die Frau Marquise und Valerie de Pons im Sterben liegen.

Wie soll ich die Qualen der vier Tage, die diesem folgten, beschreiben? Die arme Valerie blieb ohne Besinnung, sie kam aus diesem schrecklichen Schlummer nicht heraus, der jeden Augenblick dem Tode ähnlicher wurde. Ihre geschlossenen Augen hatten keine Thränen; ihr Körper war bewegungs- und empfindungslos; selbst Feuer verursachte ihr nicht den geringsten Schmerz. Ich wich nicht von ihrer Seite, wobei ich sie beständig beobachtete und eine Bewegung, ein Wort erwartete. Ein paarmal schien es mir, als ob ihre Lippen sich regten und einige Worte stammelten. Dann beugte ich mich zu ihr hinab, ich rief sie, aber sie gab mir nie eine Antwort.

Die letzte Nacht wachte ich bei ihr; der Arzt ging von ihrem Zimmer in das meiner Schwester; er hatte versprochen, mich während des Todeskampfes Beider nicht mehr zu verlassen.

Doctor, sagte ich schluchzend zu ihm, Sie retten sie also nicht, weder die Eine noch die Andere? . . . Ach, meine Schwester, die so nahe am Ziel ihrer Tage stand und von so schwacher Gesundheit war, sie mußte sterben . . . die Wissenschaft besitzt keine Zaubermittel, um dieses unvermeidliche Ende hinauszuschieben; aber Valerie! Valerie! . . . Mit siebzehn Jahren! . . . ist Nichts im Stande, sie dem Leben wiederzugeben, die Fäden dieses hinschwindenden Daseins wieder zu festigen?

Sie sind zerstört! entgegnete traurig der Arzt, sie ist so gut wie todt; ihr Gedächtniß, ihr Erkenntnißvermögen, ihre edelsten Kräfte sind nicht mehr vorhanden; was für ein äußerer Anstoß könnte sie diesem Nichts wieder entziehen? . . . Wer vermöchte sie aufzuwecken?

Sie antwortet uns nicht, aber vielleicht hört sie uns, sagte ich, von einem plötzlichen Gedanken getroffen.

Valerie, rief ich und neigte mich über sie, Valerie, sieh, hier ist Theobald! Er ist da, er will dich sehen.

Bei diesem Namen öffnete sie die Augen nicht, sie rührte sich nicht, aber eine schwache Röthe stieg ihr in die Wangen.

Valerie, mein Kind! rief ich, du hörst mich! . . . Sie bewegte ihre Hände und bekam einen entsetzlichen Krampfanfall; ihre Augen waren offen, und sie wandte

sie auf mich, ohne mich zu erkennen; ihr ungleichmäßiger Athem blieb auf Augenblicke aus.

Mein Herr, gehen Sie fort, gehen Sie, um des Himmels willen, sagte der Arzt zu mir, indem er sie unterstützte; dieser Anblick tödtet Sie.

Valerie richtete sich auf, hielt ihre beiden Hände vor die Stirn gedrückt und sagte deutlich: Ich bin ein unseliger Narr! . . . ich liebe Sie! ich liebe Sie! . . .

Da erinnerte ich mich, daß das unglückselige Kind gerade in dem Zimmer war, an dessen Thür sich Theobald befand, als Madame de Las Vermejas mit ihm sprach.

Ich bin ein unseliger Narr! . . . ich liebe Sie! . . . wiederholte Valerie und zerwühlte ihr dichtes Hauptthaar mit den Händen. Dann fiel sie zurück, ihre Augen schlossen sich, und ihr Mund hatte keine Klagen, keine Worte mehr. Gegen Morgen starb sie.

Meine Schwester überlebte ihre Enkeltochter nur um zehn Tage, und ich blieb allein in der Welt nach so vielen Jahren des reinsten Glückes, welches ich in unserer glücklichen Familie gefunden hatte. Die letzten Worte Valeriens behielt ich für mich; sie wären ein furchtbarer Vorwurf für Theobald gewesen, und ich hatte keinen Haß gegen ihn.

Ich verließ die Stätten bald, an welche sich so schmerzliche Erinnerungen, so grausame Leiden knüpften; ich ging nach Italien. Theobald schrieb mir oft; seine Briefe waren mir lieb, denn ich hatte ihn immer gern gehabt; er schien mir nicht glücklich zu sein, doch sprach

er niemals von sich, und alle Nachschriften in seinen Briefen erzählten von Reiseplänen.

Als ich vor vierzehn Tagen nach Paris zurückkam, hörte ich seit drei Monaten zum ersten Male wieder den Namen der Madame de Las Bermejas; sie hatte sich kürzlich mit dem Grafen Anatole de Saint-Servien verlobt. Den Tag darauf machte ich Theobald meinen Besuch.

Wie sehr hatten seine Leiden an ihm genagt! Wie war er gealtert! Wir sprachen uns aus, und ich war es, der ihn trösten mußte.

Ich bin ein feiger, elender Mensch! sagte er mit Bitterkeit, denn ich liebe dieses Weib noch immer.

Ist es möglich? rief ich aus; sie, die uns so viel Leid gebracht hat?

Theobald traten die Thränen in die Augen.

Sie hat ein ehernes Herz, fuhr er fort; wenn Sie wüßten!... Sie ließ mich Alles hoffen; ich betete sie an, ich war ihr Sclave... und eines schönen Tages zeigte sie mir kalt ihre Verlobung mit Anatole an. Ich bin eine Memme gewesen... ich habe sie angefleht, ich habe zu ihren Füßen geweint und ihre Liebe gefordert, die mein Leben war, ihre Hand, die sie nur mit ihrer Liebe verschenken wollte.

Eine Vernunftheirath ist eine abscheuliche Thorheit, sagte ich ihr, das war Ihre Meinung; man soll sich nur aus Liebe verbinden... Oder aus Ehrgeiz, erwiderte sie. Und das war ihr letztes Wort; ich habe sie nicht wiedergesehen... ich werde sie nie wiedersehen...

Für dieses Unglück wird die Zeit das Heilmittel bringen, sagte ich zu ihm; Alles verwischt sich in dem Herzen eines jungen Menschen, denn die Zukunft steht mit neuen Freuden und neuen Leiden vor ihm. Unvergängliche Schmerzen kennen nur wir, wir armen Alten, die wir nichts mehr anfangen können.

Theobald schüttelte den Kopf.

Meinen Sie, sprach er, ich habe nichts gethan, um diesen verhaßten Wahnsinn los zu werden? Weder Vernunft noch Wille haben diesen unbewußten Trieb bändigen können, der mein Herz schon bei dem bloßen Gedanken an sie schlagen läßt, der mich an ihre Schönheit und ihre kalte, teuflische Seele fesselt. Sie sehen, daß ich sie gut kenne. O, einen einzigen Tag Herr dieses Weibes zu sein, ihr zu befehlen, sie vor mir zittern zu sehen, daß sie mich liebte oder wenigstens vorgäbe, mich zu lieben! . . . Ohne Bedenken würde ich für einige Stunden solchen Glückes sterben! . . . Sie sehen, daß ich toll bin! . . .

Sie sollten reisen.

Ja, antwortete er und entfaltete ein Blatt, das unter einer Menge von Papieren lag, das ist mein Paß; ich reise, ich gehe nach Spanien!

Nach Spanien!

Ja, ich gehe, im Dienste der Königin Christine den Tod zu suchen; denn sehen Sie, das Leben drückt mich zu Boden; ich denke nicht wie diese Frau, daß es ein so großes Unglück sei, jung zu sterben. . . . . Und dann

wird sie mich beklagen und vielleicht Gewissensbisse empfinden.

Ach, Theobald! rief ich aus, von seinem Wahnsinn tief erschüttert, Valerie ist nur zu sehr gerächt!

Armer Engel! sprach er und sah mit einem düsteren Blick zum Himmel auf.

Ich verließ ihn mit blutender Seele. Gestern ist er abgereis't.

Das Alibi.

Von

Carlo Mascheroni.

Aus dem Italienischen

von

Marie Helene.

I.

Der Schwurgerichtsfall.

Ausgang Februar des Jahres 1863 belagerte eine dichte Volksmenge den Saal des Schwurgerichts zu Mailand, um der Verhandlung eines schweren Falles beizuwohnen, der das allgemeine Interesse auf das Lebhafteste in Anspruch nahm.

Dabei handelte es sich jedoch nicht sowohl um die Art des Verbrechens, welches abgeurtheilt werden sollte, denn, obgleich abscheulich, hatte es doch nichts Außergewöhnliches, als vielmehr um die Persönlichkeit des Angeklagten, der das Verbrechen hartnäckig leugnete.

Dieser war Attilio Gini, ein junger Mann, der den höheren Ständen, ja den gewähltesten Kreisen angehörte und nichts Geringeres als einen Raubmord begangen haben sollte.

Mit dem Thatbestande verhielt es sich folgendermaßen:

Während einer Nacht des verflossenen Carnevals hatten ein paar Carabinieri, die zur Aufsicht im Viertel von Ponte Vetero stationirt waren, beim Durchstreifen der Via di Ciovasso in dem schmutzigen Gäßchen, das

von da in die Nebenstraße führt, ganz am Ende derselben einen unförmlichen Knäuel wahrgenommen, der sich auf dem Boden bewegte, wie wenn ein Mensch auf einem andern kniete.

Auch entwirrte sich der Knäuel bei dem Schall ihrer Schritte, und ein Mann fuhr rasch empor, alsbald die Flucht ergreifend.

Das war eine Aufforderung für die Wache, ihm nachzueilen.

An dem Orte der That angelangt, fanden sie den Körper eines Menschen auf der Erde ausgestreckt liegen, regungslos, stumm, erstarrt, allem Anscheine nach todt.

Die Carabinieri ließen die Leiche für den Augenblick liegen und dachten nur daran, des Mörders habhaft zu werden.

Dieser war in der schmalen Tiefe einer andern Gasse, der Via del Mellone, verschwunden, und seine Verfolger gewahrten ihn erst wieder in dem Augenblick, wo er sich rechts der Via di Brera zuwendete, um die linker Hand gelegene Hauptwache zu vermeiden, die ihm gefährlich werden konnte; dann sahen sie ihn aufs Neue beim nächsten Kreuzweg die kurze Strecke von San Silvestro hinunter fliehen und zuletzt in der Via San Giovanni alle quattro Facce zum zweitenmale verschwinden.

Es war sehr leicht, den Flüchtling zu unterscheiden, da er einen schwarzen Domino trug; ein Anzug, der, wenn er einerseits seine Gestalt verhüllte, andrerseits auch wieder seine Erscheinung auf das Deutlichste bezeichnete.

Schleunig nahmen die Spürhunde der Justiz den Lauf nach der Via San Giovanni alle quattro Facce, in welche Straße sie sich nun gleichfalls hineinwarfen.

Diese Straße zerfällt in zwei kurze, fast ganz gleiche Strecken, die einen Ellenbogen an der Ecke des kleinen Platzes bilden, von welchem auch die Via del Lauro ausgeht, die sich gleichfalls nach einer kurzen Strecke rückwärts biegt, und so hatte der Flüchtende Raum gewonnen, um sich abermals den Augen seiner Verfolger zu entziehen, gerade als diese ihrerseits an der Ecke angelangt waren.

Ungewiß, welche von den beiden Richtungen der Domino eingeschlagen, trennten sich die beiden Carabinieri, jeder eine von ihnen verfolgend.

Derjenige, der die zweite Strecke der Via di S. Giovanni alle quattro Facce gewählt, war mit wenigen Sätzen am Ende derselben und kam jetzt auf dem kleinen Kreuzweg heraus, den sie mit der Via de' Filodrammatici und der Via dei Bossi bildet.

Und dort, an dem nächsten Hause rechts in dieser letzteren Straße, stand ein Mann in schwarzem Domino, just im Begriffe, durch die soeben geöffnete Thüre einzutreten.

Auf ihn zuspringen und ihn festnehmen war für den Carabinier das Werk eines Augenblicks.

Gleich darauf erschien vom entgegengesetzten Ende der Via dei Bossi sein Kamerad, der den Umweg durch die Via del Lauro und Via di San Marcellino gemacht

hatte und seinerseits auf keine Art von Domino gestoßen war.

Der Gefangene, welcher der junge Signor Gini war, wurde unverzüglich auf die Quästur geführt. Von dort entsendete man Polizeibeamte mit dem Gerichtsarzte und den beiden Carabinieri nach dem Orte des Verbrechens, wo der Allarm bereits wie gewöhnlich einen Haufen von Neugierigen um den Leichnam des Ermordeten versammelt hatte; denn er war wirklich getödtet, augenscheinlich durch Erdrosselung, wie man aus den angeschwollenen Adern des Halses und den mit Blut unterlaufenen Augen schließen konnte, und das um so sicherer, als an dem Körper selbst keine Wunde sichtbar war.

Man erkannte den Leichnam sofort. Es war ein gewisser Ribaldi, der nahe bei der Stelle wohnte, an welcher er ermordet worden war, sich aber keiner großen Sympathie in seinem Viertel erfreute, da er das ehrenvolle Gewerbe eines Wucherers betrieb. Daher rief sein Unglück nur ein sehr geringes Mitleid bei den Umstehenden hervor; der Unbarmherzigste darunter bemerkte sogar, daß, wenn etwas dabei zu beklagen, es das sei, daß er nicht schon längst erdrosselt worden.

Indessen ging die Obrigkeit weiter vor.

Der Körper des Unglücklichen bewahrte noch die natürliche Wärme, ein deutlicher Beweis, daß das Verbrechen soeben erst verübt worden war, und die umgestülpte Tasche des Ueberrocks bezeugte, daß darin ge-

wühlt worden war. Auch fand man in geringer Entfernung vom Leichnam, auf dem Wege, den der Mörder durchlaufen, eine Brieftasche, die als dem Wucherer zugehörig erkannt wurde und keine Werthpapiere enthielt.

Augenscheinlich hatte der Thäter, nachdem er sich in Besitz des Inhalts gesetzt, auf der Flucht die Brieftasche weggeworfen, welche gegen ihn hätte zeugen können.

Es unterlag keinem Zweifel, der Verfolgte war der Urheber des Verbrechens, obwohl der Verhaftete, Signor Gini, leugnete, Derjenige zu sein, der die Flucht ergriffen habe, vielmehr aussagte, er sei von einer andern Seite hergekommen, und nur ein fataler Zufall habe die vielen falschen, in Stunde, Ort und Anzug beruhenden Indicien zusammen gebracht.

Ausgefragt: von woher er denn gekommen? antwortete der junge Mann, er sei aus dem Theater della Scala, wo an jenem Abend Maskenball stattgefunden, nach Hause zurückgekehrt.

Der Maskenball war eine Wahrheit, aber unglücklicher Weise konnte der Jüngling seine Anwesenheit dort nicht beweisen. Noch mehr, sein Domino war zerrissen, was von einem Ringen mit seinem Opfer herkommen konnte. Schlimmer noch: es befanden sich im Besitz des Gefangenen Banknoten im Betrag von dreitausend Lire, während die Brieftasche Ribaldi's gar kein Geld enthielt.

Aufgefordert, zu erklären: wie er in den Besitz dieser Summe gekommen, antwortete Gini, daß dieselbe aus seinem Vermögen stamme. Aber auch hier gab es an-

klagende Umstände, welche vorangegangen waren und diese Behauptung zweifelhaft machten.

Man erfuhr durch verschiedene Zeugen und aus den Bekenntnissen des Angeklagten selbst, daß er sich in Geldverlegenheit befunden und am Nachmittage vor jener Nacht bei Ribaldi eine Summe des genannten Betrages habe borgen wollen, um einen übermorgen fälligen Wechsel zu bezahlen, und daß, als der Wucherer das Ansinnen abgeschlagen, der junge Mann in Drohungen gegen ihn ausgebrochen sei, die der Todesart, welcher Ribaldi in der That erlegen, furchtbar entsprachen.

Der Angeklagte hatte nur sein Ehrenwort, aber das genügt nicht vor Gericht; dieses verlangt Beweise.

Blieben also die Geschworenen, die öffentliche Meinung, und vor Allem — der Advocat.

Und dies sagen wir nicht nur, weil der Advocat stets einen großen Einfluß auf die Gemüther der Geschwornen ausübt, sondern auch deßhalb, weil der Advocat, der die Vertheidigung Gini's übernommen, eine Ausnahme unter seinen Collegen war, so daß die Zuhörer in Masse sich herbeidrängten, nicht bloß um des Angeklagten, sondern auch um des Vertheidigers willen.

II.

Der Advocat.

Annibale Gordiani war eine Berühmtheit, eine Zierde, man darf sagen, eine Glorie des peinlichen Gerichts.

Dieser große Ruf war ihm übrigens nicht wie ein freiwilliger Tribut von seinen Bewunderern zuerkannt worden, sondern er hatte ihnen denselben gleichsam abtrotzen müssen.

Originellen und durchaus unabhängigen Geistes, verschmähte er, ganz wie die preußische Kriegskunst vom Jahre 1866, jede Schranke pedantischer Theorieen und hatte sich seine eigene Methode zurecht gemacht, seinem Kopfe entsprungen, seinem Naturell gemäß, den Verhältnissen angepaßt und schließlich die zweckmäßigste, um den Prozeß zu gewinnen. Und endlich auch seine Beredsamkeit, — fünf Schüsse in der Minute, just wie ein Zündnadelgewehr.

Es war eine Art von prickelndem Humor darin, impertinent, herausfordernd, brutal zuweilen, und der, nach einem Ausspruch des Herrn Advocaten selbst, auf das Gemüth der Zuhörer denselben Eindruck hervorbrachte, wie der Stich einer Schnacke auf die Haut: „es juckt abscheulich, gewährt aber das Vergnügen, sich zu kratzen.“ Alles das nun wurde unterstützt durch eine wohlklingende, biegsame, elastische Stimme; eine von den Stimmen, die das Ohr angenehm erfüllen und beruhigen.

Die Menge horchte seinen Reden mit einer Art von Ingrimm und Begierde zugleich; sie staunte, ärgerte sich, wollte sich auflehnen, aber sie vermochte nicht den Saal zu verlassen.

Die Geschwornen, diese armen Opfer des Gewissens, saßen wie auf glühenden Kohlen, fuhren auf ihren

Sitzen herum, verdrehten die Augen, ballten die Fäuste, als wären sie förmlich auf die Folter gespannt. Nichts desto weniger blieben sie angefesselt auf ihren Plätzen, gleichsam bezaubert von dem diabolischen Redner.

Niemals brachten sie es dahin, gegen die von dem Advocaten verfochtene Ansicht ihr Verdict abzugeben. Wenn sie es auch wollten, sie konnten es nicht. Eine unwiderstehliche Gewalt zwang sie, sich seiner Meinung anzubequemen, selbst wenn sie der entgegengesetzten Ansicht näher waren. Zu einem Wahrspruche, bei welchem die Jury völlig frei gewesen, hätte es eines Zusammentreffens von ganz besondern und überwältigenden Umständen bedurft; dergleichen war bisher nicht vorgekommen.

Selbstverständlich war unser Advocat die Verzweiflung der Richter und insbesondere des Staatsanwalts. Ohne der Menschenfreundlichkeit dieser Herren zu nahe treten zu wollen, so waren sie doch gar nicht sehr erbaut, Missethäter, die ohne die Ehre einer Gerichtsverhandlung aufgeknüpft zu werden verdient hätten, der Gerechtigkeit entzogen zu sehen.

Als die Begebenheit mit Ribaldi sich zutrug, kam Gordiani eben von Turin zurück, stolz darauf, der menschlichen Gesellschaft einen Schurken von Beamten erhalten zu haben, der etwas mehr noch, als seine Amtsbrüder, die Staatsverwaltung bestohlen hatte. Es fehlte wenig, so hätte er noch das Kreuz des Heiligenordens als Zugabe für ihn beantragt.

Trotz alledem darf man nicht glauben, daß Gor-

diani ein Mensch ohne Gefühl war, oder daß er schlechte Grundsätze hatte. Im Gegentheile: sein Herz war gut, seine Seele ehrlich, und Nichts in seinem Lebenswandel verletzte jemals die Gesetze der Ehre und des Rechts, weder der öffentlichen Meinung, noch seinem eigenen Gewissen gegenüber. Was ihn beseelte, war einzig sein Beruf. Gordiani liebte denselben nicht wie ein gewöhnlicher Berufsmensch, sondern wie ein Künstler, aus Geschmack, mit Leidenschaft, mit Begeisterung, und er übte ihn aus, nicht sowohl um Geld dadurch zu gewinnen, als um Ruhm zu erwerben. Für ihn war das Gesetzbuch nicht sowohl eine Regel, die Befolgung forderte, als vielmehr eine Muse, von der er sich begeistern ließ; und die Prozesse betrachtete er nicht als eine Arbeit der strengen Logik, sondern als eine That des freien Gedankens. Ebenso auch sah er in dem Schuldigen nicht etwa einen Menschen, den er zu beschützen habe, sondern einen Gegenstand des Studiums, eine Idee, die zu verwirklichen, eine Aufgabe, die zu lösen sei. Gordiani war zum Vertheidiger geschaffen, wie ein Anderer zum Dichter, Maler, Musiker geschaffen ist. Er war nun einmal so angelegt; und wenn man auch nicht sagen konnte, die Spitzbuben seien für ihn geboren, so konnte man mit Sicherheit behaupten, daß er für die Spitzbuben geboren sei.

Man erzählt sich, daß eines Tages beim Weggehen vom Gericht, wo er einen Beutelschneider gerettet, dieser seinem Vertheidiger selbst die Börse entwendet und daß

16*

Gordiani darüber ganz strahlend ausgerufen habe: Nun ist mein Triumph vollendet! Das ist ein ausgemachter Galgenstrick, und ich habe ihn dennoch gerettet!

Als man ihm bei seiner Rückkehr von Turin die Festnehmung Gini's mittheilte, brach er fast in Zorn aus, und rief: Attilio Gini eines solchen Verbrechens fähig? Sie sind Narren! Aber bah! desto besser! ich werde ihn retten.

Wir haben gesagt, daß Gordiani ein Herz wie Gold und ein wackeres Gemüth hatte, und wir wollen es beweisen.

Er betete seine Familie an und würde sich für einen Freund ins Feuer gestürzt haben.

Seine Familie beschränkte sich auf seine Frau und seine Schwägerin. Er hatte nie Kinder gehabt, was ihn zu der Aeußerung veranlaßte, er übertrage seine Liebe zu dem Theil der Familie, der ihm abgehe, auf denjenigen, den er besitze.

Signora Gordiani war eine schöne und begabte Dame, ein wenig zurückhaltend, ein wenig streng im Punkte der Grundsätze, aber das kam daher, daß sie im Kloster aufgewachsen war, von wo sie den ganzen nonnenhaften Zuschnitt ihres Charakters mitgebracht hatte.

Ihre Ehe mit Gordiani war keine Neigungs-, sondern eine Vernunftheirath gewesen und gleichfalls aus den von ihr im Kloster eingesogenen Ansichten entsprungen, von denen sie sich bei ihrer Wahl leiten ließ.

Sie hatte einst ihre Neigung einem jungen Manne geschenkt, der sie leidenschaftlich liebte, dessen Jugend aber ziemlich stürmisch gewesen war, was ihm einen etwas anbrüchigen Ruf eingetragen hatte. Und so vermochte es denn das junge Mädchen über sich, ihr Glück der öffentlichen Meinung zum Opfer zu bringen, indem sie sich nicht mit einem Manne vermählen wollte, der ihr nicht als Mitgift die Achtung der ehrbaren Leute zubringen konnte, und das, obgleich der arme Verliebte Reue wegen seines vergangenen Lebens bezeigte und versprochen hatte, durch die Liebe zu seiner Frau sich völlig umzuwandeln.

Dies war eine zu weit getriebene Strenge, um so mehr, als der unglückliche Verschmähte, aus Gram darüber starb.

Gleichwohl sicherte all das dem Gatten, wenn auch nicht das Herz seiner Frau, so doch jedenfalls eine über alle Proben erhabene ehliche Treue; was in manchen Fällen mehr Werth hat.

Und in der That, Gordiani war ganz befriedigt durch das häuslichfriedliche Dasein, das ihm seine Gattin bereitete.

Candida, die Schwägerin, war, was den Charakter anbetraf, das Gegentheil ihrer Schwester, während sie in der Schönheit ihr gleichkam.

Einfach, unbefangen, mit einer Seele, die sich ganz auf ihrem Gesichte abspiegelte, und einem Herzen, das ihr wie einem nach Liebkosungen verlangenden Kinde schlug, hätte sie sich durch keine Rücksicht, kein Interesse,

keine Berechnung verhindert gefunden, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen und sich ihnen vollständig hinzugeben.

Sie war eine von den Naturen, welchen das Schicksal den rechten Mann auf ihren Lebensweg stellen sollte, da sie ihr Herz, wenn es ihnen einmal durchgeht, nicht mehr zurückhalten können.

Candida war nicht von Nonnen erzogen worden, sondern von ihrer Mutter, einer guten, liebevollen Frau, von welcher sie die Gebote der Aufrichtigkeit und Güte gelernt hatte.

Die Geschichte ihrer älteren Schwester wiederholte sich an ihr. Auch sie, das arme Mädchen, verliebte sich in einen liebenswürdigen Taugenichts, eben in unsern Attilio Gini; und es war um den Frieden ihres Herzens geschehen.

Die Begegnung fand auf einem Balle statt, wohin sie ihre Schwester geführt hatte, die wenigstens Ein Mal ihre gewöhnliche Sittenstrenge ablegen wollte, um ihrem in sie dringenden Gemahl zu Gefallen die Kleine ein wenig zu unterhalten.

Und hier beim Beginn einer Galoppade, entzündete sich die Flamme.

Attilio, ein junger, eleganter Cavalier, den Gordiani den Damen vorgestellt hatte, brauchte nur zu sagen: Signorina, wollen Sie mir die Ehre erzeigen, mit mir zu tanzen? — und die Wirkung war dieselbe, als ob er ihr eine Liebeserklärung gemacht hätte. Aber die

Worte waren in jenem sanften und einschmeichelnden Tone gesprochen, der wie eine Melodie in ein siebzehnjähriges Herz eindringt und dort alle Fibern in Bewegung setzt.

Die arme Kleine antwortete: Sehr gerne, Signor, — zitternd, als ob sie gesagt hätte: Ja — ich liebe Sie.

Attilio, ein erfahrner Kenner des weiblichen Herzens, erschrak über den Eindruck, den er hervorgebracht, und wollte sich — zu seinem Lobe müssen wir es ihm nachsagen — von dem gefährlichen Spiele zurückziehen.

Aber er bekam es mit Gordiani zu thun, der seinerseits große Projecte im Kopfe hatte.

Der Advocat kannte die Familie Gini als eine sehr achtbare, und er kannte auch des jungen Herrn Inneres besser, als dieser selbst es kannte: er wußte, daß der Jüngling trotz seiner Tollheiten im Grunde gute Eigenschaften besaß, und daß er, einmal von den nichtigen und frivolen Freuden der nichtsnutzigen eleganten Welt abgezogen, einen vorzüglichen Ehemann und einen brauchbaren Staatsbürger abgeben würde.

Gordiani rechnete dabei auf eine reine und rechtmäßige Neigung, die in edlen Seelen zu einer Wiedergeburt zu führen pflegt.

Aber man mußte sich beeilen: der Unbesonnene war schon tief hineingerathen. Mit zwanzig Jahren eine Waise, Herr seiner Handlungen, mit einer glühenden Einbildungskraft begabt, stürzte er sich kopfüber in den

Strudel des Lebens, das ihm wie eine ausgelassene, wollüstige Bachantin entgegenlächelte.

Sehr bald war sein ziemlich bedeutendes väterliches Vermögen gänzlich verpraßt und Schulden, diese gierig verfolgende Meute, begannen von allen Seiten ihn zu umstellen. Er hatte nur noch ein paar Schritte bis zum Abgrunde. Indeß es blieb ihm noch ein Rettungsanker; ein sehr reicher, sehr gichtischer Oheim, dessen Hinterlassenschaft die Finanzen des einzigen Erben wieder ins Gleichgewicht bringen konnte.

Aber, sagte sich Gordiani, ich muß dafür sorgen, daß der Onkel nicht auch wie der Vater von Buhlerinnen und Wucherern verschlungen werde.

Als der Galopp zu Ende war, nahm Gordiani Attilio unter den Arm und sprach folgendermaßen zu ihm:

Und nun, mein schöner junger Herr, ein Wort mit Euch. Ihr habt jetzt zur Genüge durchs Leben getanzt; wenn Ihr in diesem Zuge fortfahrt, so werdet Ihr mit einem Fall endigen. Es ist Zeit, sich vom Tanze zurückzuziehen und in der Familie auszuruhen. Candida, meine kleine Schwägerin, ist ein schönes und gutes Mädchen, ganz dazu geschaffen, einen Mann glücklich zu machen. Sie besitzt eine Mitgift von hunderttausend Lire, Euer Oheim wird Euch das Doppelte geben, wenn Ihr daran denken wollt, Euch eine Häuslichkeit zu gründen, ohne in Anschlag zu bringen, was Ihr Euch selbst durch Eure Kenntnisse erwerben könnt. Dies Alles wird euch Beiden eine ganz behagliche Existenz ver-

schaffen. Verirrter Engel, kommt und besucht uns häufig, wo nicht, so prophezeie ich Euch das Schicksal des Lucifer.

Attilio fühlte sich durch die offene und großherzige Ansprache des Advocaten bewegt; dennoch zauderte er.

Ich weiß was Ihr sagen wollt. Ihr fürchtet Euch vor meiner Frau. Beruhigt Euch; sie ist wohl ein wenig streng in derlei Dingen, das weiß ich, aber ich werde sie erweichen. Ihrer Gemüthsart freilich steht Verzichten und Entsagen an, aber ich will nicht, daß sie dergleichen auch Andern allzusehr auferlege. Kommt nur; das wird zugleich ein Mittel sein, sie von ihren vorgefaßten Meinungen abzubringen.

Attilio ließ sich in den rosigen Traum hineinziehen.

Wirklich verfehlte Signora Gordiani nicht, ihre Gegenvorstellungen zu machen, aber bald schien sie sich den Plänen ihres Gatten zu unterwerfen, sich darauf beschränkend, den Jüngling mit höflicher Zurückhaltung zu empfangen.

Attilio wurde ein häufiger Besucher der Familie des Advocaten, aber obwohl er sich anfangs in der Gesellschaft Candida's zu gefallen schien, deren Zauber er sich nicht entziehen konnte, so sah man ihn dennoch nach und nach erkalten. Nicht daß er seine Besuche eingestellt hätte; aber wenn er neben dem jungen Mädchen saß, war er zerstreut, mit andern Gedanken beschäftigt, verlegen, als ob er Reue fühle.

Gordiani befragte täglich Candida's Antlitz; es war, wie er sagte, der Thermometer ihrer Seele.

Du lachst nicht mehr? deine Augen sind roth ... zieht er sich etwa zurück? . . .

Nein; er ist nur stehen geblieben.

Und du?

Ach, lieber Schwager, ich bin viel zu weit vorwärts gegangen.

Da thut es Noth, daß er dir folge, daß er dich einhole, potztausend! Er muß dich lieben, um jeden Preis, verstehst du mich?

Aber ich kann ihn doch nicht dazu zwingen. Vielleicht besitze ich nicht die nothwendigen Reize, um ihm zu gefallen.

Du nicht die nothwendigen Reize besitzen? Ei, was verlangt er denn mehr? Sage lieber, daß er dich noch nicht genug kennt. Vielleicht Eine, die mit ihm liebäugelt, irgend eine Sirene . . . .

Das fürchte ich auch! — antwortete das junge Mädchen mit einem Seufzer.

Geh! das kann keine ernsthafte Geschichte sein. Irgend eine Neiderin . . . die Laune einer Modedame ... Das wird nur so lange dauern, bis er es satt hat. Und auf jeden Fall bin ich da, potztausend! . . sei ruhig! ich werde den Sünder zu deinen Füßen zurückführen; ich will ihn dazu verurtheilen, glücklich mit dir zu werden, wäre es auch nur, um deine Frau Schwester Lügen zu strafen, deren sardonisches Lächeln ich von hier aus

sehe. Es ist mir fast Ehrensache, als gälte es eine Wette zu gewinnen.

Attilio seinerseits wehrte sich, indem er vorwendete, er sei noch nicht recht zur Ehe entschlossen.

Ich werde dir schon zum Entschlusse verhelfen! — erwiderte Gordiani; — laß mich nur erst mit dem Schelm von Beamten fertig sein, der mir gerade auf dem Halse liegt, und dann reden wir ein Wörtchen mit einander, mein liebes Herrchen.

In der That, am Vorabend seiner Abreise nach Turin sagte Gordiani zu dem Jüngling:

Ich gehe, um dem Gerichte wieder einmal einen Spitzbuben streitig zu machen. Bringe du indessen deine Sache in Richtigkeit. Bei meiner Rückkehr muß Hochzeit gemacht werden.

Attilio schien erschüttert, antwortete aber nichts. —

Als nun der Advocat zurückkam, stürzte ihm Candida heftig weinend entgegen, um ihm die traurige Nachricht von der Gefangennehmung Attilio's und der über ihn verhängten peinlichen Anklage mitzutheilen.

Signora Gordiani blieb wie gewöhnlich theilnahmlos.

Der Advocat fühlte sich bewegt und zu gleicher Zeit gestachelt, das Eine von der Angst des jungen Mädchens, das Andere durch die Kälte seiner Frau, die er sich als stille Gegenrede auslegte.

Bei Gott, nein! das ist unmöglich. Ich weiß, um was es sich handelt. Ihr werdet sehen . . .

Und er lief stracks nach dem Justizpalaste.

Zurückgekehrt rief er aufs Neue mit triumphirender Miene:

Es ist sonnenklar! die Sache konnte gar nicht anders sein.

Hat er etwas ausgesagt? fragte Candida.

Hat er gestanden? setzte Signora Gordiani hinzu.

Er hat nichts ausgesagt, er hat nichts gestanden, und das ist es, was mich nur noch mehr in meiner Vermuthung bestärkt. Ich verstehe vollständig seine Zurückhaltung, seine Zartheit, seinen Edelmuth. Er wird eher sich verurtheilen lassen, als die Wahrheit bekennen; so zwar, daß er nicht einmal meine Dienste als Vertheidiger annehmen wollte, aus Furcht, daß ich in diesem Sinne sprechen würde. Ich habe ihn dazu zwingen müssen.

Aber was für eine Wahrheit? fragte Candida.

Was für eine Wahrheit? Ei, meine Liebe, wer anders kann dahinter stecken, als jene Dame? Er war bei ihr in jener Nacht; ich wollte darauf wetten; und er schweigt, um sie nicht bloßzustellen. Das ist augenscheinlich.

Signora Gordiani ließ mit verachtendem Ausdrucke die Mundwinkel hängen.

Candida sagte schluchzend: Er liebt sie wohl sehr, jene Frau?

Nein! er liebt sie gar nicht, oder wenigstens er liebt sie nicht mehr. Ich kenne den männlichen Stolz.

Niemals verzeihen wir einer Frau, die uns in eine falsche Stellung gebracht hat, sei dies nun mit Recht oder Unrecht geschehen. Der Stolz ist für uns Männer die Ferse des Achilles, der verwundbare Fleck in der Seele, an welchem sich jedes andere Gefühl abstumpfen kann. Und wäre er selbst der Verliebteste aller Menschen, nie wird er der Frau, die er geliebt hat, die Demüthigung vergeben, welcher sie ihn ausgesetzt, sie mag nun schuldig oder unschuldig sein. Er wird sich opfern aus Dankbarkeit für das Vergangene, aus Rücksicht auf ihre Stellung als Frau, um seiner eigenen Würde willen, aber er wird sie nicht mehr lieben. Von dieser Seite betrachtet ist es besser, daß es so gekommen ist; jede Krankheit muß ihre Krisis finden. Laß mich nur erst Attilio frei haben, und er wird ganz zu dir zurückkehren, mit Leib und Seele zurückkehren. Das verbürge ich dir.

Der Himmel erhöre Euch, lieber Schwager. Aber wie werdet Ihr es nun anfangen, ihn zu retten, wenn Ihr die Dame nicht kennt?

Von ihm werde ich es sicher niemals erfahren, aber von ihr selbst, vielleicht . . . Wenn sie in Wahrheit eine Frau ist, die ein Herz hat, so wird sie kommen, sich mir anvertrauen, mir, dem Advocaten, so gut wie dem Beichtvater, oder wenigstens wird sie mir Anhaltspunkte und Indicien zukommen lassen, die, ohne sie bloßzustellen, mir bei meiner Beweisführung dienen können.

O gewiß, das wird sie thun! — sagte Candida in ihrer Unschuld.

Vielleicht, wiederhole ich dir. Gewöhnlich waltet bei dergleichen Verbindungen eine geringere Dosis von Liebe als von Egoismus vor. Die galanten Frauen wählen sich einen Liebhaber wie eine Beschäftigung, wie eine Zerstreuung, wie einen Lückenbüßer ihres Daseins; und zwar nur um die Monotonie der Ehe zu unterbrechen und ihre Weiberlaunen zu befriedigen. Es ist das eine Art von Seelenstärkung, die sie nach Art der Magenstärkungen anwenden, um ihr Glück schmackhafter und verdaulicher zu machen. Und dann überschüttet eine solche Dame den Erkorenen mit Aufmerksamkeiten und Liebkosungen, wie sie es etwa mit einem schönen Anzug machen würde, sie gefällt sich darin, sie brüstet sich damit, ihn in der Gesellschaft zu produciren und Staat mit ihm vor den Freundinnen zu machen, auf die Gefahr hin, sich zu compromittiren; und das Alles, so lange er unzerknüllt bleibt. Ein Flecken, ein Riß, der ihm die Frische raubt oder die Eleganz beeinträchtigt, so wird sie weinen, wird verzweifeln, wird sterben wollen, aber sie wird auf ihn verzichten. Es ist ein trauriges Wort, eine klägliche Wahrheit, aber es ist einmal so; ein aus der Façon gekommener Liebhaber ist nicht mehr kleidsam.

Es könnte ja sein, daß sie auf spätere Zeiten wartet, je nach dem Ergebniß der Gerichtsverhandlung, bemerkte Candida.

Das werden wir sehen. Ich meinerseits werde meine Spürhunde auf die Suche schicken. Und dann setze ich meine Hoffnung auf den Zufall; siehst du, mein Kind,

der Zufall macht die Hälfte des menschlichen Wissens, und die Vertheidiger sind hievon nicht ausgeschlossen.

Und wenn du sie findest, was wirst du mit ihr thun? fragte seine Frau.

Was ich mit ihr thun werde? Das weiß ich noch nicht; aber zu Nutze machen werde ich sie mir gewiß; und kann ich sie nicht schonen, nun dann, um so schlimmer für sie.

Wie! Du könntest so die Ehre einer Frau dem Scandal eines Prozesses Preis geben? —

Meine Liebe, deine Sittenstrenge führt dich irre. Ich kann doch nicht Preis geben, was nicht mehr ihr eigen ist?

Wie dem auch sei, die Dankbarkeit für das Vergangene, die Rücksicht auf ihre Stellung als Frau, das Gebot der eignen Würde — wie sagtest du doch so eben selbst?

Für mich steht die Sache ganz anders. Ich bin nicht ihr Liebhaber, ich verdanke ihr nichts; für mich ist sie gar nichts; ich bin nur der Vertheidiger meines Clienten, das ist Alles. — —

Während der Voruntersuchung hörten die beiden Frauen nicht auf, den Advocaten zu fragen, ob er die geheimnißvolle Dame entdeckt habe.

Noch nicht, antwortete stets Gordiani, sie hält sich immer noch versteckt; sie ist sehr schlau und gewitzigt. Ich habe richtig gerathen, es muß eine vornehme, oder eine dem geistlichen Stande angehörige Frau sein.

Mein Herr Gemahl! — sagte die Gordiani in beleidigtem Tone.

Ich lasse ja Ausnahmen gelten, werde nur nicht böse, meine liebe kleine Nonne. Und sich sagen zu müssen, entfuhr jetzt dem Advocaten, daß es Damen giebt, die sich glücklich schätzen würden, wenn sie sich statt ihrer angeben könnten, wäre es auch nur um einen so liebenswürdigen Taugenichts zu retten . . . .

Und wenn nun diese Dame nicht gefunden wird? — fragte Candida mit bebender Stimme.

Fürchte nichts. Selbst ohne Bezeichnung der Person werde ich mit ihr einen so gewaltigen Angriff auf die Geschwornen machen, daß diese auf Gnade oder Ungnade capituliren sollen.

Endlich erschien der große Tag.

Gordiani stand am Morgen auf wie ein Feldherr, der einer großen Schlacht entgegengeht.

Er ließ sich rasiren und frisiren und zog einen Frack an, wie er es bei großen Anlässen zu thun pflegte, als ob er die Toga umwürfe. Sein Sprichwort war, das Kleid sei das Gewissen des Leibes, und er liebte es, dieses Gewissen eben so rein zu erhalten, wie das der Seele. Darauf umarmte er seine Frau und seine Schwägerin.

Erwartet mich hier, sagte er zu ihnen, ich werde ihn euch auf meinen Armen im Triumph hertragen.

Auf der Schwelle strauchelte er.

Das bedeutet nichts Schlimmes, sagte er, sich zu den Frauen zurückwendend: ich habe zwei Schritte für

einen gemacht, und so werde ich um so schneller am Ziele sein.

Wir folgen ihm nach dem Gerichtssaale.

III.

Die Verhandlung.

Der Saal ist gedrängt voll, die obere Galerie von eleganten Damen besetzt.

Das Gerücht, daß der berühmte Advocat Gordiani die Sache der Frauen führen werde, hat die Schönen schaarenweise herbeigezogen. Es handelt sich um das gemeinsame Interesse des Geschlechts und für Eine desselben vielleicht um das eigene.

Der Staatsanwalt ist auf seinem Platze, in der Toga, streng blickend, unempfindlich wie der Codex, den er vor sich auf seinem Schreibpulte aufgeschlagen hat. Er ist kurzsichtig und bedient sich eines Lorgnons, wenn es nothwendig ist, das Gesetzbuch oder die Acten des Prozesses zu Rathe zu ziehen. Die Richter sind in Hufeisenform geordnet; die Geschworenen in zwei Reihen, mit wichtigen und unruhigen Mienen, wie Leute, die wissen, daß sie dem Publikum das eigene Gewissen bloß zu legen haben.

Unser Vertheidiger befindet sich dem Präsidenten gegenüber; er sitzt nachlässig auf seinem Stuhle, wie ein Mensch, der sagt: Ich werde schon an die Reihe kommen.

Gordiani ist von hoher Gestalt, mager, nervig, mit

einer Nase wie ein Papageienschnabel und mit dichten krausen Haaren, die das Ansehen einer Perrücke haben.

In einer Ecke der obern Galerie steht abseits eine verschleierte Dame, die sehr beunruhigt scheint.

Der Angeklagte wird vorgeladen.

Seine Erscheinung bringt große Bewegung unter den Zuschauern hervor.

Attilio Gini war einer von den Menschen, deren Aeußeres auf den ersten Anblick Sympathie einflößt. Er sah vornehm aus, und seine großen schwarzen Augen gaben Aufrichtigkeit und Freimuth zu erkennen.

Seine Gefangenschaft hatte seine Wange mit einer leichten Blässe überzogen, was dazu beitrug, sein Gesicht noch interessanter zu machen. Er hatte die Gewohnheit, sich von Zeit zu Zeit mit einer fast weiblichen Koketterie die Hände zu besehen. Man muß übrigens auch gestehen, daß dieselben sehr schön waren. Er erschien jedoch nicht mit der Haltung eines Opfers. Sein Benehmen war einfach und natürlich.

Alle Blicke richteten sich auf ihn, und die Augengläser der Galerie hafteten auf ihm mit wohlgefälliger Beharrlichkeit.

Die Sache des jungen Mannes war von vornherein, konnte man sagen, durch sein Aeußeres der Mehrzahl der Zuschauer günstig empfohlen, und insbesondere den Zuschauerinnen.

Und in der That, es ziemt den Frauen, mitfühlend zu sein, um so mehr, wenn es sich um einen

schönen Jüngling handelt, und wenn das Unheil, das ihn trifft, von ihnen herrührt.

Die Verhandlung begann.

Der Staatsanwalt trug die Anklage vor auf Grund der Thatsachen, deren Anschein allerdings verdächtigend genug war. Die Carabinieri hatten mit eigenen Augen den Mörder sich von seinem Opfer aufrichten sehen, dann ihn auf seiner Flucht verfolgt und nur einen einzigen Augenblick aus dem Gesicht verloren, nur so lange, um eine kurze Strecke zu durchlaufen; dann aber hatten sie ihn wieder gesehen, als er im Begriffe stand, in sein Haus einzutreten.

Die Identität der Person war nicht zu bezweifeln, da der Gefangene denselben Anzug trug, wie der Flüchtende, einen schwarzen Domino, ein zu ungewöhnliches Costüm, um von vielen Personen getragen zu werden, es sei denn bei Gelegenheit eines öffentlichen Balles.

Man nehme hinzu, daß der Domino zerfetzt war, was mit großer Wahrscheinlichkeit auf einen Widerstand des angegriffenen Theils schließen ließ. Und endlich die Banknoten im Betrage von dreitausend Lire, die der junge Mann bei sich trug und über deren Besitz er sich nicht auszuweisen vermochte, während die Brieftasche des Wucherers gar nichts enthielt.

Es war nicht möglich, daß der bloße Zufall so viele und so augenscheinlich zusammentreffende Indicien hätte zu Wege bringen sollen.

Außerdem gaben sehr verdächtige Vorgänge den

Vermuthungen, die aus den Thatsachen entsprangen, ein größeres Gewicht: das Ansinnen, ihm gerade auch dreitausend Lire zu leihen, das der junge Mann wenige Stunden vor der Ermordung dem Wucherer gestellt, sein Zorn über die abschlägige Antwort desselben und die Drohung mit dem Tode, die ihm dabei entschlüpft war.

Daraus mußte man schließen, daß, obgleich man die Ehrenhaftigkeit des Signor Gini, so weit es die Vergangenheit betraf, kannte, das Bedürfniß des Augenblicks, der Scandal, der ihn bedrohte, wenn er seinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, sein Unwille endlich über die abschlägige Antwort des Wucherers, kurz daß alles dies zusammen den Jüngling entflammt habe, das mit Gewalt zu nehmen, was er in Güte nicht hatte erlangen können.

Alles, was man dem Angeklagten zur Verminderung seiner Schuld zugestehen konnte, war der Glaube, daß der junge Mann nicht die verbrecherische Absicht gehabt habe, Ribaldi zu tödten, sondern daß er ihm nur habe Gewalt anthun wollen, wie aus dem Umstand erhellte, daß er gar keine Mordwaffe bei sich getragen hatte.

Unglücklicherweise, so scheint es, hatte die starke Zusammenschnürung des Halses eine Gehirncongestion herbeigeführt, welcher Ribaldi thatsächlich erlegen war.

Der öffentliche Ankläger schloß damit, daß er sich überzeugt erklärte, es sei der Jüngling eines vorbedachten Raubes mit unvorbedachtem Morde schuldig.

Diese Schlußfolgerung wurde von den Zuhörern mit zurückhaltender Kälte aufgenommen.

Nun kam die Reihe an den Angeklagten; und dieser beschränkte sich darauf, einfach und kurz seine Geschichte vorzutragen. Nur allein sein Alibi im Theater della Scala wußte er mit keinerlei Beweis festzustellen, und den Aufforderungen des Präsidenten gegenüber: er möge doch erklären, ob vielleicht Gründe des Zartgefühls und der Courtoisie ihn davon abhielten, die Wahrheit zu gestehen, beharrte der Jüngling fest darauf, daß er jede Voraussetzung dieser Art zurückweise, und daß die Wahrheit nur die sei, die er bekannt habe.

Ein Beifallsgemurmel ertönte von der Galerie über diese Discretion des angeklagten jungen Mannes.

Er war ein Held, ein Märtyrer der Selbstverleugnung und Opferwilligkeit, und das Gericht beging ein Verbrechen, wenn es ihn verurtheilte.

Hierauf kam das Verhör der Carabinieri und der Zeugen, deren Aussagen in Nichts den vortheilhaften Eindruck schwächten, der im Publikum zu Gunsten des Angeklagten erweckt worden war.

Nun wendete sich das Auditorium dem Advocaten zu. An ihm war es endlich, zu reden, den jungen Mann zu vertheidigen, ihn frei zu machen.

Aber der Präsident setzte die Verhandlung aus, um den Anwesenden und sich selbst einige Ruhe zu gönnen.

Es fehlte nicht viel, so hätte das Publikum gegen den Aufschub protestirt, so groß war die Spannung.

Als der Gerichtshof zurückkehrte, hatte sich nicht ein einziger der Zuschauer von seinem Platze entfernt.

Bis dahin hatte Gordiani keinerlei Fragen in Bezug auf seinen Clienten gestellt; ein einziges Mal hatte er das Wort ergriffen, um den Präsidenten zu bitten, ein Fenster schließen zu lassen, von wo ihm Zugluft in den Rücken kam. Im Uebrigen hatte er fortwährend mit sichtlichem Behagen Tabakprisen eingeschlürft, die er aus einer großen Dose nahm, welche beim Oeffnen wie eine Seele im Fegefeuer kreischte, und sich dann wieder die Nase mit großem Geräusch gesäubert.

Auf die Einladung des Präsidenten, daß es an ihm sei zu reden, erhob sich Gordiani, und nachdem er kurz gehustet, um sich gleichsam die Sporen zu geben, ließ er seiner Beredsamkeit freien Lauf.

Im Gerichtssaale entstand eine tiefe Stille. Man hätte den Flügelschlag einer Mücke hören können.

Ein Rascheln eines sich bewegenden seidenen Kleides war zu vernehmen. Man verlangte Ruhe. Es rührte von der verschleierten Dame her, die an der Ecke der Galerie stand.

Wir aber wollen den Advocaten sprechen lassen, die hauptsächlichsten Argumente seiner Rede zusammenstellend, indem wir zugleich Rechenschaft geben von dem verschiedenartigen Eindruck, den sie auf das Auditorium hervorbrachte.

IV.

Die Vertheidigung.

Ich muß — so begann Gordiani — zu allererst meine Verwunderung aussprechen, und zwar darüber, daß ich mich auf diesem Platze befinde, in dieser Umgebung und im Angesicht eines Angeklagten, wie dieser hier, den Sie vor sich sehen.

Wie? dieser junge Mann, Signor Gini, ein geachteter und achtungswürdiger Charakter, dem jeder Ehrenmann die Hand zu drücken glücklich sein würde, den jede achtungswerthe Familie mit Vergnügen in ihrem Hause aufnähme, und welchem jeder gute Vater die eigene Tochter zur Ehe zu geben sich zum Glück schätzen würde — ist es wirklich derselbe junge Mann, ich wiederhole es, den ich auf der Armsünderbank erblicke, angeschuldigt eines infamirenden Verbrechens?

Betrachten Sie ihn, und sagen Sie mir, ob sein aufrichtiges Auge, ob seine offene Stirn einen verbrecherischen Geist verrathen, eine verworfene Seele, kurz gesagt, einen Dieb, einen Mörder anzeigen? Nun wahrhaftig, meine Herren, das hieße dem Antlitz Gottes eine Beleidigung zufügen, nach dessen Urbilde, so sagt man, wir sterblichen Menschen geformt worden sind. (Gelächter.)

Doch ist leider auch die Natur, wie eben jede Regel, Ausnahmen unterworfen. Die Vielfältigkeit der Formen und die Eile, mit welcher sie gebildet werden, machen, daß

zuweilen auch die Natur sich gleichsam vergreift und in eine schön geformte Gestalt eine blöde und niedrige Seele steckt und umgekehrt. (Das ist wahr!)

Nehmen wir nun an, daß sich die Natur in Betreff meines Clienten geirrt und mit der Rinde eines Ehrenmannes eine verworfene Seele bekleidet habe; nehmen wir kurzweg seine Befähigung, ein Verbrechen zu begehen, an; sehen wir, ob er in Wirklichkeit schuldig gewesen.

Folgen wir den Thatsachen auf denselben Spuren, wie die Anklage, welche dieselben vollständig zu Ungunsten des Angeklagten ausgelegt hat.

Zwei brave Carabinieri erblicken während einer Winternacht in der Nähe des Ponte Vetero in einem Gäßchen einen Menschen, der von einem am Boden Liegenden aufsteht und beim Herannahen der Wachen die Flucht ergreift.

Sie eilen dem Platze zu und finden einen Menschen todt auf der Erde ausgestreckt liegen.

Ich stimme völlig mit dem ehrenwerthen Vertreter der Anklage überein, daß der Mensch, der die Flucht ergriffen hat, der wahre Thäter sei; ich leugne aber durchaus, daß der Gefangene, Signor Gini, dieser Flüchtgewesen.

Die Wache folgte sofort der Spur des Mörders, dessen Person leicht kenntlich war durch den schwarzen Domino, den er trug. Ich gebe zu, daß der Anzug des Flüchtenden seine Person deutlich hervorhob, aber

sie verhüllte seine Umrisse und eben so auch die Verhältnisse seines Körpers.

Ein Domino ist kein Kleid, das sich nur dem Individuum anschmiegen kann, für welches es zugeschnitten worden; der Domino ist ein Omnibus-Costüm, das Jedermann paßt, dem Großen wie dem Kleinen, dem Dicken wie dem Dünnen! . . . (Gelächter!)

Was nun den in Rede stehenden Domino anbetrifft, so können die Carabinieri nicht mit Bestimmtheit sagen, daß der Mensch, den sie verfolgten, dasselbe Körpermaß hatte, wie Signor Gini, und daß es folglich Signor Gini war, der da flüchtete, um so weniger, wenn man bedenkt, daß der Davoneilende in weiter Ferne von den Verfolgern sich befand, und daß es in jener Nacht so finster war wie in dem Rachen eines Wolfes. Ich habe die meteorologischen Tabellen zu Rathe gezogen: „Bewölkter Himmel!“ (Gelächter. Niemand bemüht sich übrigens nachzusehen, ob das Citat des Advocaten richtig sei, und der Advocat weiß sehr wohl, daß weder der Staatsanwalt noch die Räthe sich den astronomischen Kalender halten.)

Und wollen Sie einen Beweis dafür? Hören Sie zu dem Ende die drei Zeugen, die sich auf dem Wege des Domino befunden haben. Der Eine, dem die Wache zurief, ihm den Weg zu versperren, und der im Gegentheil sich klüglich in eine ehrerbietige Entfernung zurück-

zog, (Heiterkeit) erklärt, daß er die Körperbeschaffenheit des Flüchtigen nicht genau angeben könne, indem er in dem Augenblick, wo dieser vorüberlief, die Augen geschlossen habe. (Gelächter.) Der Zweite, gleichfalls ein Vorübergehender, welcher, muthiger als sein Vorgänger, dem Unbekannten sich entgegenstellen wollte und unglücklicherweise anstatt dessen selbst von diesem umgestoßen wurde, versichert, wegen der horizontalen Lage, in welcher er sich auf dem Pflaster befunden, daß derselbe ihm von kolossaler Größe erschienen sei, während die Alte, welche, von dem Lärm angezogen, aus ihrem Fenster schaute, behauptet, daß der Flüchtige ganz klein gewesen, da sie ihn von oben, aus dem dritten Stock, erblickte.

Es hängt eben Alles von dem Standpunkte ab, von welchem man eine Sache betrachtet, und dasselbe gilt von den Personen.

Es giebt also hier verschiedene Lesarten in Bezug auf das Körpermaß des Flüchtenden; folglich muß man wählen. Thatsache ist, daß Signor Gini nur eine Körperbeschaffenheit besitzt, die seine, und daß er sie nicht vertauschen kann, selbst nicht um sich der Verfolgung der Carabinieri zu entziehen. (Heiterkeit. Der Redner macht sich dieselbe zu Nutze, um eine Prise zu nehmen.)

Der Domino läuft davon, die Carabinieri setzen ihm nach, aber es scheint, daß der Verfolgte flinkere Beine hat, als die Verfolger, denn beim Umbiegen in eine Straße verlieren sie ihn aus den Augen.

Merken Sie auf! Sie verlieren ihn aus den Augen.

Das ist wichtig, das ist eine Hauptsache. Ein Mensch, den man nicht mehr sieht, meine Herren, der verschwindet, wäre es auch nur für einen Augenblick; wer kann behaupten, daß es derselbe sei, dem man später wieder begegnet?

Eine sehr unschuldige, eine sehr natürliche Substitution kann sich inzwischen zugetragen haben.

Ich rede nicht von den Personen in einem Ballet, die erscheinen und im nächsten Augenblick unter der Bühne oder oben in den Suffiten verschwinden, als wären sie Gespenster; diese Beweisführung möchte allzu gewagt sein. (Gelächter.) Ich spreche von den Personen in der Komödie, die stets zur rechten Zeit, stets im erwünschten Augenblicke auftreten, so zwar, daß sie ausgezischt werden, wenn sie auf sich warten lassen. (Gelächter.) Das Alles ist vorbereitet, zugegeben; aber es ist nichtsdestoweniger eine Nachahmung dessen, was sich im wirklichen Leben zutragen kann. Der Zufall, meine Herren, wie immer der geehrte Redner für die Anklage darüber denken möge, ist der kühnste und ungewöhnlichste aller Balletmeister, aller dramatischen Autoren, und einer, der uns bei hellem, lichtem Tage ohne jede Vorbereitung in eine Zauberlaterne blicken läßt. (Heiterkeit.)

Uebrigens war in unserm Falle die Substitution hinlänglich erleichtert.

Ich ersuche Sie, meine Herren, recht aufmerksam die Topographie des Ortes zu betrachten, bei welchem die

Gefangennehmung des Signor Gini stattfand. Ich habe absichtlich den Plan desselben skizziren lassen, auf daß Sie mit eigenen Augen urtheilen können. (Er läßt einige Copieen davon an die Geschworenen, an die Räthe und an den Staatsanwalt vertheilen, ein Blatt für sich behaltend, auf welches er deutet, während er in seiner Beweisführung fortfährt.)

Sie sehen, es ist eine Art von Baum mit zwei Aesten, dessen Stamm durch die Via de' Bossi gebildet wird; der Ast links durch die zweite Strecke von der Via di San Giovanni alle quattro Facce, der zur Rechten von der Via de' Filodrammatici; der Knotenpunkt, von welchem diese beiden Aeste ausgehen, ist der kleine Kreuzweg. Von der Mitte des Stammes geht der andere Ast, die Via de' Clerici, aus. Und nun verfolgen wir den Weg, den unsere Leute genommen haben.

Gerade, so heißt es, als die Carabinieri die Höhe der Via di S. Giovanni alle quattro Facce erreicht, sei der Flüchtling bereits hinter dem Ellenbogen verschwunden, welchen diese an der Ecke des kleinen Platzes macht, das heißt so viel als daß er sich von seinen Verfolgern auf hundertzehn Schritte entfernt hatte — ich habe diese Schritte selbst gezählt — dergestalt daß, als die Carabinieri von ihrer Seite bei dem Bogen angelangt waren, der Verfolgte bereits den zweiten Theil der Via di S. Giovanni alle quattro Facce zurückgelegt hatte, der achtundsiebzig Schritte lang ist; von da den kleinen Kreuzweg überspringend, achtzehn Schritte, befand er sich mit

vierzehn Schritten in der Via de' Filodrammatici, eine Richtung, die er der nach der Via de' Bossi führenden vorziehen mußte, da er von jener Seite in Gefahr gerieth, dem andern Carabinier zu begegnen, von dem natürlich vorauszusetzen war, daß er den Umweg durch die Via del Lauro genommen.

In diesem Augenblick befand sich Signor Gini, der aus der Via de' Clerici kam, in der Gegend, wo diese in die Via de' Bossi einmündet, und das Alles, ohne daß unsere beiden Leute etwas von einander hätten sehen können.

Auf solche Weise hatte Signor Gini Zeit, die siebenundzwanzig Schritte betragende Strecke der Via de' Bossi bis zu seiner Thüre zu durchschreiten, ehe der erste Carabinier, der die achtundsiebzig Schritte der Via di S. Giovanni alle quattro Facce zurückzulegen hatte, ihn erreichen konnte. Der andere Carabinier kam etwas später vom Ende der Via de' Bossi hinzu, als der Jüngling bereits von seinem Collegen aufgegriffen war. Und in dieser Weise brachten die beiden Kameraden den gefangenen Signor Gini im Triumph nach der Quästur, indeß der wahre Mörder in größter Sicherheit anderswohin entschwebte. (Zeichen des Beifalls.)

Aber es giebt verdächtige Punkte, sagte der Herr Staatsanwalt: zuvörderst der Anzug. Aus welchem Grunde, fragte er, befand sich Signor Gini im Domino?

Domino! Ei, und warum hätte er sich nicht im Domino befinden sollen während einer Carnevalsnacht,

wo in allen Theatern öffentliche Bälle stattfanden? Als ob die Spitzbuben allein das Recht hätten, eine Maske vor das Gesicht zu nehmen! . . .

Ich werde mir hier erlauben, eine Frage an den Herrn Staatsanwalt zu richten. Wenn anstatt eines einzigen Domino sich ihrer zwei an dem Orte befunden hätten, was würde der verehrte Herr Ankläger mit ihnen gemacht haben? Ich bin in der That der Ansicht, er würde sehr in Verlegenheit gewesen sein, den wahren Schuldigen herauszufinden, und jedenfalls hätte er nur Einen davon als solchen zurückbehalten können. Nun sehen Sie einmal, welchen Quälereien friedliche Bürger ausgesetzt gewesen wären, wenn die Exemplare des Domino sich gar noch auf eine beträchtliche Anzahl belaufen hätten. (Heiterkeit; der Präsident gebietet Ruhe.)

Uebrigens, der junge Mann hat es ja gestanden, daß er auf dem Balle in der Scala gewesen.

Aber er wurde dort nicht erkannt; er hat sich nicht zu erkennen gegeben. Das glaube ich wohl! Denn eben darum geht man maskirt dorthin. — Aber was bewog den Signor Gini, sich zu verstecken? — Vor Allem die Lust, sich zu unterhalten, obwohl meines Erachtens ein Mensch in einer Maske sich nicht besonders unterhält, vielmehr er es ist, an dem die Andern ihre Unterhaltung finden. (Gelächter.)

Dies beiseite gelassen, so giebt es noch andere, besondere Gründe für einen jungen Mann, die zu errathen ich dem zarteren Theil des Auditoriums über-

lasse, Gründe, die in das Geheimniß gehüllt sein wollen, so gut wie eine Verschwörung oder ein Verbrechen. (Lächeln auf der Galerie.) Weßhalb wollen wir von diesem Privilegium des galanten Cavaliers den Signor Gini ausschließen, um des alleinigen Umstands willen, daß in jener Nacht eine Uebelthat begangen wurde?

Nach alle dem möchte ich den Herrn Staatsanwalt fragen, wie er dazu kommt, eine so furchtbare Anklage gegen einen Ehrenmann zu schleudern, der das Mißgeschick hatte, sich auf demselben Wege mit einem Verbrecher zu befinden, dem die Schergen der Justiz auf den Fersen waren? Hätten diese sich statt dessen auf dem Wege des Ehrenmannes befunden, ist es dann nicht sicher, daß sie ihm bezeugen könnten, er sei nicht von der Mordstätte hergekommen? Die Schuld trifft folglich die Staatsbehörde, die nicht im Stande ist, Carabiniere an die Schritte aller ihrer Bürger zu heften, aber gerade weil diese hierin sich unzulänglich zeigt, so darf man nicht auf einen Unschuldigen die Verantwortung für die eigene Gebrechlichkeit wälzen. (Bravo!)

Aber noch ein anderer Umstand erregt den Verdacht des Herrn Staatsanwalts.

Zugegeben, sagt er, daß Signor Gini wirklich aus dem Theater della Scala kam, weßhalb nahm er, anstatt der kürzeren und angezeigten Richtung der Straße dei Filodrammatici, die weitere und abweichende Straße de' Clerici?

Ah! diese Thatsache ist wichtig, ist zweideutig, sie

ist verdächtig! Erscheint sie Ihnen geringfügig? Ein Mensch, der nicht auf dem kürzesten Wege in sein eigenes Haus zurückkehrt!

Ich erwidere, daß die Anschuldigung mehr topographischer als logischer Natur ist. Der Herr Ankläger weiß doch, daß alle Wege nach Rom führen, also auch die Via de' Bossi, und ich glaube nicht, daß die Polizei es Jemand verwehren wird, zum Heimgehen denjenigen Weg zu wählen, der am meisten nach seinem Geschmacke ist.

Uebrigens giebt es tausend Ursachen, die einen Menschen von seinem Wege ablenken können. Zuvörderst Zerstreutheit. Ich kenne dergleichen zerstreute Menschen, die besonders zur Nachtzeit dem Zufall unterworfen sind, an einer ganz anderen Oertlichkeit aufzutauchen, als wo sie von der Frau und der Familie erwartet werden. Oder Solche, die ihre Wohnung gewechselt haben und noch an die frühere gewöhnt sind, so daß sie selten, in der ersten Nacht wenigstens, sich enthalten können, vor der Thür derselben zu erscheinen, ja selbst mit der unverhohlenen Absicht, diese mit dem Schlüssel des neuen Hauses aufzuschließen. (Heiterkeit.)

Dessenungeachtet wird man sie nicht beschuldigen, daß sie in dem Hause stehlen oder gar einen der Bewohner umbringen wollten. (Gelächter.)

Ferner, einem widerwärtigen Menschen, dem man begegnet, auszuweichen; einen Mund voll frischer Luft nach einer erstickenden Soirée einzuathmen; oder setzen

wir einfach ein Werk der Barmherzigkeit, ein verirrtes Lämmchen in den Schafstall zurückzuführen, (Haha!) und hundert andere Umstände mehr.

Was nun den Signor Gini anbetrifft, so konnte er wohl einen gültigeren und glaubwürdigeren Beweggrund haben, nämlich den, einem Neugierigen zu entgehen, der seiner Person auf die Spur gekommen wäre.

Aber hollah! ruft der Vertreter des Gesetzes, der Domino war zerrissen. Ha! was sagt ihr nun dazu? Die Sache ist augenscheinlich, da hat eine Hand zugegriffen, die sich wehrte. Aber weßhalb kann es nicht eben so gut ein Nagel gewesen sein, an welchem der Domino hängen blieb? Weßhalb muß es nun lieber eine Hand gewesen sein, als ein Nagel? Das Eine ist so wahrscheinlich wie das Andere.

Ich selbst habe die schlechte Angewohnheit, zuweilen den Saum meines Schlafrocks und öfters auch die Schöße des Rocks zwischen den Thüren zu lassen (Gelächter), ohne daß man mir das jemals zum Verbrechen gemacht; höchstens hat man mich der Ungeschicklichkeit beschuldigt. (Gelächter.)

Und nun gehen wir zu dem verdächtigsten Umstande über, immer nach dem Dafürhalten des Herrn Staatsanwalts, nämlich zu den Banknoten, die man bei dem Signor Gini gefunden, und von denen die Anklage behauptet, daß sie Ribaldi gehörten, aus dem alleinigen

Grunde, weil das Taschenbuch dieses Letzteren keine Papiere von Werth enthielt.

Sachte! sachte! um des Himmels willen; das ist ein Sprung der Phantasie, den die Vertheidigung nicht gelten lassen kann.

Ja, wenn wir alle Diejenigen des Diebstahls anklagen wollten, die nicht im Stande sind, Rechenschaft zu geben von dem Gelde, das sie in der Tasche haben, denken Sie sich, zu welcher gesellschaftlichen Auflösung wir gelangen dürften! (Gelächter.) Bis hinauf zu den Ministern, denn selbst diese können nicht immer die Bilanzen rechtfertigen, welche sie den Kammern vorlegen (Bravo), und dennoch hat man ihnen deßwegen noch keinen Prozeß angehängt. (Gut! Ruhe!)

(Nach einigen weiteren Anspielungen auf Tagesbegebenheiten fährt der Redner fort:)

Jedenfalls geht aus dem Umstande, daß es nicht constatirt ist, woher Signor Gini die Banknoten hatte, keineswegs hervor, daß dieselben Ribaldi gehört haben müssen.

Und woher weiß denn der Herr Ankläger, daß das Taschenbuch des Wucherers gerade die Summe in Staatspapieren enthalten haben soll, die man bei Signor Gini gefunden hat? Ist es nicht möglich, daß die Brieftasche des Wucherers gar nichts enthielt, und daß der Räuber, sich selbst bestohlen sehend, dieselbe ärgerlich weggeworfen hat? Oder aber, wenn die gestohlene Summe größer war: was hat denn Signor Gini mit dem Ueberschuß

angefangen? Ich glaube nicht, daß er Zeit hatte, Einkäufe davon zu machen, während er vor den Carabinieri flüchtete. (Gelächter.) Oder wenn die Ziffer bei Ribaldi geringer war, wie hat es Signor Gini gemacht, ihm mehr als diese zu entwenden? (Gelächter.)

Nichtsdestoweniger haben wir da noch ein anderes Zusammentreffen, das furchtbar beredt ist: Signor Gini hat sich zu dem Wucherer begeben, um ihn gerade wegen der gleichen Summe anzugehen.

Vortrefflich! Nun ist Alles klar! Man muß also annehmen, Ribaldi, der das Darlehen abschlug, habe in der Vorahnung, daß der junge Mann ihm auflauern werde, um ihn zu berauben, just die bestimmte Summe zu sich gesteckt, auf daß nicht sein Angreifer betrogen werde und auf die Art ein schlechtes Geschäft mache. (Gelächter.)

Es bleibt noch ein Pfeil in dem Köcher des Anklägers. Signor Gini hat zu einem Darlehen von dreitausend Lire seine Zuflucht nehmen wollen: er war also in Geldverlegenheit. Wie kommt es nun, daß er sich im Besitz gerade einer solchen Summe befand?

O meine Herren, diese Frage ist sehr naiv. Als ob man nicht Schulden haben und dennoch bei Gelde sein könnte! Versteht sich, ein Jeglicher nach Maßgabe seiner Verhältnisse. Der Prinz von U. kann eine Million — Schulden — haben und nichtsdestoweniger hunderttausend Lire für seine menus plaisirs in der Tasche tragen. Ein armer Schelm von Beamten mit zwölfhun-

dert Lire Besoldung wird nicht so viel, aber er wird doch seine paar Franken für seine Cigarre und die halbe Portion Sorbetto übrig haben. (Gelächter.)

Nun also: Signor Gini, der einer wohlhabenden Familie angehört, der von seinem Vater ein bedeutendes Vermögen erbte und schöne Aussichten für die Zukunft hat, werden Sie es zu hoch gegriffen finden, wenn er in seinem Taschenbuche ein bischen weniger als die hunderttausend des Prinzen und ein bischen mehr als die paar Franken des armen Beamten hat? Und wenn er seine Zuflucht zu einem Darlehen von dreitausend Lire nimmt, um einen Wechsel zu bezahlen, so ist es gerade deßwegen, um hinterher nicht von Gelde entblößt zu sein.

Aber leider sind wir noch nicht zu Ende mit den Belastungs-Beweisen; es giebt noch einen weiteren Umstand, der die verbrecherische Absicht des Angeklagten ganz unzweifelhaft darthut.

Signor Gini soll im Zorn über die abschlägige Antwort des Wucheres sich Drohungen haben entschlüpfen lassen, die furchtbar auf die Art der Gewaltthat hinzielen, welche er gegen ihn vorgehabt habe, und welcher Ribaldi in Wirklichkeit zum Opfer fiel.

(Nach längeren satirischen Excursen über die Wucherer, die er ausgerottet wünscht, über die Handelsfreiheit, welche die Wucherer begünstige, und über eine gewisse beutelschneiderische „indische Compagnie,“ die einen der Geschwornen, der ihn nunmehr giftig ansieht, zum Mitgliede hat, wendet sich der Redner wieder zur Sache,

mit der Versicherung gegen den ihn zur Ordnung rufenden Präsidenten, daß er stets bei der Sache geblieben sei.)

Betrachten wir die gräßliche Drohung des Signor Gini, die einen so mächtigen Eindruck auf das Gemüth des Herrn Staatsanwalts gemacht hat. Wahrhaftig, der König Belsazer war nicht weniger entsetzt über das Mene Mene Tekel Upharsin, das ihm der Schalk von Daniel an der Wand erscheinen ließ. (Gelächter.)

Signor Gini, mit Recht aufgebracht über die Undankbarkeit des Wucherers, der es verweigerte, ihm im Augenblick der Noth zu Hülfe zu kommen, nachdem er ihm den größten Theil seines Vermögens abgewuchert hatte, brach in die Worte aus: „Daß dich der Teufel erwürge!“

Und Signor Ribaldi wurde erwürgt. Folglich ist Niemand anders als Signor Gini der Mörder gewesen.

Die Beweisführung kann nicht einfacher sein. „Daß dich der Satan erwürge!“ Was heißt das? Das ist nicht einmal eine Drohung, sondern ein Ausruf, ein Ruf des Zorns, ein Fluch, der ein wenig lebhaft, ein wenig stark, ein wenig unzierlich klingt, das gebe ich zu, der aber keinen eigentlichen Sinn und am wenigsten eine verbrecherische Absicht in sich schließt.

Sagen wir nicht häufig, wenn Jemand unsere Geduld auf die Probe stellt: „Geh zum Teufel! Der Teufel soll dich holen!“ und das ohne die geringste böse Absicht gegen den Ueberlästigen?

Wenn ich Ihnen erzählte, wie oft ich schon das Gesetzbuch zum Teufel geschickt habe, wenn ich auf einen Paragraphen stieß, der mich nicht überzeugte! Und trotzdem gestehe ich offen, daß ich darum gegenüber dem Gesetzgeber weder einen Scrupel noch einen Gewissensbiß empfunden habe. (Gelächter.)

Nun hat aber mein Client ein energischeres, ein packenderes Wort statt des gewöhnlichen gebraucht: „erwürgen." . . . (Gelächter.) Und das weßhalb? Lediglich um sich einer Variante zu bedienen: daher, wenn die Vorsehung es so gefügt hat, daß Signor Ribaldi in der That bei der Kehle gefaßt wurde, so begründet dies entfernt nicht den Verdacht, daß mein Client es für sich selbst auf jenen Theil seines Körpers abgesehen habe. Freilich wenn Ribaldi, anstatt in Folge von Erstickung umzukommen, durch einen Dolchstoß getödet worden wäre, so müßte Signor Gini unbedingt freigesprochen werden, weil er nicht gesagt hat: „Daß dich der Tenfel ersteche!" (Beifall.)

(Der Redner springt über auf einen Majestätsprozeß eines Soldaten, der unter den Strapazen des Manövers den allerhöchsten Kriegsherrn verwünscht hatte und dafür von der Geschwornenmehrheit schuldig gesprochen, von den Richtern aber vor eine gescheidtere Jury gestellt wurde. Er benützt diese Gelegenheit, den Geschwornen ein Compliment zu machen, worüber diese denn auch, mit Ausnahme des indischen Actionärs, wohlgefällig lächeln.)

Nach all diesen Anschuldigungen will die Anklage meinem Clienten eine Concession machen. Sie sagt, Signor Gini habe, von Geldverlegenheit und von der Furcht vor einem entehrenden Scandal gedrängt, das mit Gewalt nehmen wollen, was er nicht auf gütlichem Wege erlangen konnte, und es sei also nicht seine Absicht gewesen, den Wucherer aus der Welt zu schaffen, sondern nur ihm Gewalt anzuthun.

Im Namen meines Clienten danke ich dem ehrenwerthen Vertreter der Anklage für seine Großmuth, bedaure jedoch keinen Gebrauch davon machen zu können, und das gerade im Interesse des Angeklagten selbst. Was uns der Herr Staatsanwalt anbietet, das ist so ein kleines Danaergeschenk, eine diplomatische Transaction, ein do ut des; das heißt, da er sieht, daß er nicht das Ganze erhalten kann, so giebt er uns etwas nach, um etwas von uns herauszuschlagen.

Nein, diese Methode leuchtet mir nicht ein. Sie mag sich anwenden lassen in der Politik, unter Diplomaten, gegen Nationen, bei denen es sich bloß um das Gleichgewicht handelt, und die sich wohl oder übel dazu bequemen können. (Das ist wahr!) Hier aber handelt es sich um die Ehre, und die Ehre kann nicht mit sich transigiren lassen.

Dem Signor Gini ist mit einer etwas höher oder tiefer bemessenen Stufe der Verschuldung nicht gedient: er will vollständig schuldlos erklärt sein.

Das Entehrende einer Verurtheilung mißt sich nicht nach dem größeren oder geringeren Grade der zuerkannten Strafe. Die Wirkung ist wie bei der Schwefelsäure: ein Tropfen genügt, um Alles zu vernichten.

Nein, meine Herrn, ich kann für meinen Clienten nicht einmal auch nur die Absicht einer Gewaltthat zugeben. Ein Mensch wie er, der in seinem Leben keiner Fliege einen Fuß gekrümmt, der niemals Jemand einen Soldo genommen hat, entschließt sich nicht leicht, seinem Nebenmenschen und wär's auch nur ein Wucherer, den Hals umzudrehen, wie man einen alten Hahn abthut. (Gelächter.)

Ich gebe ebensowenig zu, daß augenblickliche Verlegenheit, Furcht vor einem Scandal den jungen Mann bewogen haben könnten, durch ein Verbrechen den Ausweg aus der Noth zu suchen.

In solcher Lage werden Männer wie Signor Gini nicht rauben, nicht morden, sie werden sich eine Kugel durch den Kopf jagen. (Gut!)

(Der Redner weis't hier noch auf den allgemein anerkannten Charakter des Angeklagten hin, auf seine würdige Haltung vor Gericht, besonders auf die Offenheit, womit er selbst belastende Umstände ohne jeden Versuch des Vertuschens zugegeben; erinnert sodann zur Warnung an einen ganz ähnlichen Criminalfall, in welchem der angebliche Mörder, den man mit dem Dolch in der Hand neben dem Leichnam des Ermordeten betraf, ver-

urtheilt und hingerichtet, hinterher aber dennoch unschuldig befunden wurde, und kommt nunmehr auf den Hauptpunkt der Verhandlung.)

Dem Allem sei nun wie ihm wolle, sagte der Herr Staatsanwalt, wenn auch der Augenschein nicht ganz hinreicht, die Schuld des Angeklagten zu begründen, so spricht er doch noch weniger für seine Unschuld — es handelt sich also vor Allem um das Alibi. Signor Gini beweise uns, daß er sich nicht an der Stelle der Unthat befinden konnte, als dieselbe verübt wurde, er beweise, daß er sich anderswo befunden hat, und wir werden ihn freisprechen.

Aha! das habe ich von der Anklage erwartet. Das ist der Schlag, den sie bis zuletzt aufgespart hat. Aber die Vertheidigung bebt nicht davor zurück, sie lenkt den Stoß ab, der in die Luft geht, ohne Jemand zu schaden.

Nun wohl! auch ich, der Vertheidiger, will nichts wissen von einem zweifelhaften, zweideutigen Verdicte, erlassen aus Mangel an Beweisen, was am Ende nichts anderes ist, als eine Absolution von der Instanz, keine Freisprechung. Diese Freisprechung aber verlange ich voll und ganz, als hervorgegangen aus dem öffentlichen Gewissen und aus der Ueberzeugung der Geschwornen.

Ich muß nun freilich gestehen:- als ich von der Offenheit des Angeklagten sprach, da habe ich ein wenig übertrieben. Es giebt eine Falte in seiner Seele, die er zu verbergen sucht. Er hat ein Alibi nicht bewiesen,

oder vielmehr besser gesagt, er hat es nicht beweisen wollen, ja er hat sogar die Richter irre zu leiten gesucht, um sie von der wahren Spur abzubringen. Aber das ist nur ein neuer Zug seiner Großherzigkeit, seines Edelsinns. Ich jedoch habe sein Alibi errathen, und ich schicke mich an, es an seiner Statt zu enthüllen.

Bei diesen Worten bat der Angeklagte, der sich während der ganzen Debatte stumm verhalten, den Präsidenten um das Wort, das ihm dieser denn auch ertheilte.

Ich bitte den Herrn Präsidenten, sagte der junge Mann mit fester Stimme, den Signor Gordiani einzuladen, daß er von seinem Vorhaben abstehen möge. Ich weiß, was er meint, und erkläre deßhalb, daß er im Irrthum ist. Es ist eine reine Vermuthung von ihm, die keinen Grund hat und die ich nicht gelten lassen kann. Ohnehin scheint mir das, was er bis jetzt zu meiner Vertheidigung gesagt hat, völlig ausreichend, um meine Unschuld zu beweisen. Wenn die Herren Geschwornen dadurch nicht überzeugt worden sind, so ergebe ich mich in mein Schicksal. Man mag mich verurtheilen, mein Gewissen wird mich immer freisprechen.

Aber er darf, weil er gewisse Rücksichten zu nehmen hat, nicht um seine Ehre kommen, bemerkte der Advocat dem Präsidenten, denn ich weiß: was ich zu sagen habe, muß ihn vollständig freisprechen. Wenn Signor Gini kraft seines Privilegiums als Angeklagter bei seiner Weigerung beharren will, so will ich meinestheils nicht auf ein Haar breit von

meinem Rechte als Vertheidiger, der zu seinen Gunsten zu sprechen hat, verzichten.

Ihr Vertheidiger hat Recht, wandte sich nun der Präsident zu dem Angeklagten; es gehört sich, daß das Recht seinen Lauf habe, eben so wohl im Interesse des Angeklagten, als in dem der Richter; und dies hindert mich, Ihrem Wunsche zu willfahren.

In diesem Falle möchte ich den Herrn Präsidenten bitten, von meiner Verwahrung Act zu nehmen: ich protestire gegen Alles, was mein Vertheidiger zu meiner Rechtfertigung vorzubringen gedenkt; ferner möchte ich, falls die Gerichtsordnung nicht im Wege steht, um die Erlaubniß ansuchen, mich während seines Vortrags entfernen zu dürfen.

Der Präsident bewilligte die letztere Bitte des jungen Mannes, der sich sofort zurückzog.

Dieser Zwischenfall erhöhte die Neugier des Auditoriums, das sich sagen mußte, daß die Hartnäckigkeit des Angeklagten, das Geheimniß seines Alibi zu bewahren, die Vermuthungen über die Natur dieses Alibi nur um so mehr bestätige.

Uebrigens bewunderten Alle die Selbstlosigkeit des Jünglings.

Gordiani zog mit Wollust wieder einmal eine mächtige Prise Tabak ein, wobei er die Nasenflügel so ingrimmig arbeiten ließ, daß es den Anschein hatte, die Nase müsse aus den Fugen gehen. Dann nahm er von Neuem seine Rede auf.

Das Gemurmel im Saale legte sich, wie durch Zauber.

Die Dame mit dem herabgelassenen Schleier zog ihr Riechfläschchen aus der Tasche, als ob sie die sinkenden Kräfte zusammenhalten wollte.

V.
Das Alibi.

Signor Gini — begann jetzt der Vertheidiger — will sein Alibi nicht nachweisen, mehr noch: er will nicht, daß sein Advocat es an seiner Statt andeute, und er protestirt sogar gegen Alles, was ich hierüber sagen könnte. Nun gut, ich achte diese Zurückhaltung des Jünglings und verzichte darauf, von ihm zu sprechen. (Gemurmel unwilliger Ueberraschung im Auditorium.) Aber Signor Gini kann mir nicht verwehren, mir dem Vertheidiger, und die Herren vom Gericht ihrerseits werden mir kein Hinderniß in den Weg legen, wenn ich von jemand Anderem spreche, von einer Person meiner Bekanntschaft, die in gleicher Lage mit Signor Gini ist und, wie ich hoffe, eben so gut dazu helfen wird, ein helles Licht über unsere Frage zu verbreiten. (Lächeln des Verständnisses.)

Erlauben Sie mir, mich ein wenig zum Romandichter zu machen, Ihnen eine Geschichte meiner eigenen Erfindung vorzutragen.

Stellen wir uns einen eleganten, vornehmen jungen Herrn vor, den ein inniges Bündniß an eine Dame

kettet, die nicht frei ist, und die folglich durch das Bekanntwerden dieser Intimität vor der Welt bloßgestellt sein würde.

Es ist keine strengmoralische Geschichte, mit der ich Sie da unterhalte, das gebe ich zu, aber leider ist es dennoch ein Sujet, das im gesellschaftlichen Leben viele Auflagen erlebt. (Gelächter.)

Gott verhüte, daß ich Verhältnisse solcher Art gut heiße; im Allgemeinen verdamme ich sie, aber im Einzelnen entschuldige ich sie mitunter, wenn mildernde Umstände dabei stattfinden.

Verkleinern wir die Intrigue bis zu ihrem verzeihlichsten Maße . . . eine warme Freundschaft, . . . eine reine, ehrfurchtsvolle, ganz selbstlose Empfindung . . . die Blüte nur der verbotenen Frucht, (Lächeln) ein Händedruck . . . ein aufgefangenes Lächeln, ein Berühren des Kleides . . . Plato auf hohem Pferd, Petrarca auf den Knieen. Und schließlich: honni soit qui mal y pense, sagte der galante König; es handelt sich nur um ein Strumpfband, nichts mehr. (Gelächter.)

Man gestattet sich kaum das Sehen, aber man versagt sich nicht das Wiedersehen, die täglichen Besuche, die Begegnungen bei Bekannten, im Theater, auf Spaziergängen, in wohlthätigen Vereinen, (Gelächter) niemals allein. Die Pflichten, die Rücksichten, Gewissensbisse . . . man denkt sogar daran zu brechen, sich zu trennen, Vergessenheit zu suchen . . .

Unglücklicherweise führt der Teufel, der sich stets

hinter einem guten Vorsatz versteckt, eine Gelegenheit herbei. Von den Gelegenheiten aber hängen gerade die meisten entscheidenden Wendungen ab. (Lachen.)

Der Teufel läßt den Jüngling auf einen Wechsel anlaufen, den er nicht bezahlen kann . . . . Es findet gerade Abends eine zufällige Begegnung auf neutralem Boden, im Hause einer Freundin Statt. Der junge Mann ist in Gedanken versunken, unruhig, verstimmt in ihrer Nähe. Die Frau ist stets eifersüchtig auf Alles, was den Mann, den sie liebt, von der ihr gewidmeten Huldigung abzieht. Man geht ins andere Zimmer, ein Album zu durchblättern. Man besieht es zusammen. Sie fragt, sie will wissen, sie befiehlt, sie bittet, sie giebt vor, eine Nebenbuhlerin zu fürchten. Um sie zu beruhigen, läßt er sie seine Verlegenheit errathen.

Großer Gott! Der Scandal! Die Entehrung! sein Tod steht vor ihr. — Man muß ihn retten um jeden Preis.

Ist das Alles? und Ihre Freunde, vergessen Sie die? — Der junge Mann weigert sich, sie besteht darauf . . . Unter Freunden! . . . obendrein bloß ein Darlehen, das wieder heimbezahlt werden soll . . . (Kundgebung im Auditorium, daß das Richtige getroffen sei.) Sie ist im Besitz einer kleinen Summe . . . Nadelgeld. Es wird's Niemand erfahren . . . Würde der junge Mann sie lieber vor Angst sterben sehen? Er liebt sie also nicht! . . .

Um sie zu überzeugen, um sie seiner Liebe zu versichern, nimmt er es an!

Aber um die Summe auszuhändigen, bedarf es vieler Rücksichten, großer Vorsicht! Sie schickt sich an, nach Hause zurückzukehren. Es ist jedoch spät geworden, und er kann sie nicht dorthin begleiten. Einen seiner Diener hinschicken . . . solchen Leuten sich anvertrauen? . . . Nein, der junge Mann muß sich selbst zu ihr begeben . . . . Es giebt kein anderes Mittel.

Ein glücklicher Zufall fügt es, daß der Gemahl abwesend ist . . . nehmen wir an: im Dienst, als Nationalgardist . . . (Gelächter.)

Es ist Mitternacht; er geht zu ihr zu einer Stunde, wo Alle bereits zu Bett gegangen sind. Er tritt durch den Garten ein; das Gitter ist offen. Um sicherer zu gehen, wird es auch gut sein, sich zu maskiren. Es ist gerade Maskenball in dieser Nacht, im Theater della Scala. Mit einem Worte, die ganze Zurüstung, die nöthig ist, um eine schwere Schuld oder eine einfache Unbesonnenheit, ein Verbrechen oder ein gutes Werk zu verhüllen: Dunkel, Stille, Geheimniß . . .

Und wissen Sie, weßhalb? Weil die Gesellschaft in ihren Voraussetzungen boshaft ist; denn wenn sie all diese Zurüstungen bei einer Dame vorfindet, so bleibt sie nicht bei den edelsten Vermuthungen stehen, die da sind: eine reine Neigung, ein Werk der Barmherzigkeit; sondern ihre Phantasie geht im Galopp bis zu den äußersten Grenzen menschlicher Schwäche. (Lächeln und Beifall.)

Und so wird der Ruf einer Frau in Gefahr ge-

bracht, ihre Ehre angegriffen, ihre Ruhe gestört, nicht zu gedenken der möglichen Folgen von Seiten des Gemahls, der Familie, selbst des Freundes, des Aufsehens, der Duelle, der Prozesse.

Der Held meines Romans war so glücklich, allen diesen Gefahren zu entgehen. Nur blieb sein Domino am Gitter des Gartens hängen und bekam einen Riß. Das thut nichts, noch hat ihn Niemand erkannt, und er beeilt sich, nach Hause zurückzukehren, um indiscreten Begegnungen auszuweichen.

Der Jüngling ist bei seiner Wohnung angelangt, er ist im Begriff hinein zu treten, als zwei Carabinieri auf ihn zustürzen, ihn festnehmen und nach der Polizei bringen, wo man ihm sagt, daß er einen Menschen beraubt und erschlagen habe, aus dem einfachen Grunde, weil er einen schwarzen Domino trägt, wie der des Mörders, weil der Domino zerrissen ist und weil er Banknoten im Betrag von dreitausend Lire bei sich trägt. (Beifall.)

Damit schließt das erste Kapitel meines Romans, und ich verlasse die erdichtete Persönlichkeit, um mich zu der wirklichen zurück zu wenden, deren Geschichte, sei es nun eine Einzelheit mehr oder weniger, ganz dieselbe ist.

Nun denn, was antwortet mein Schutzbefohlener auf alle diese Beschuldigungen? Er könnte die Wahrheit bekennen; es würde hinreichend sein, wenn er nur eine einfache Andeutung machte, um sich von jeder Verantwortung gegenüber dieser gräßlichen Anklage zu befreien.

Er aber hält mit der Wahrheit zurück, er verbirgt sogar ihre Spuren, damit sie nicht etwa von anderer Seite enthüllt werde, und er erhebt schließlich Einspruch gegen Denjenigen, der sie errathen könnte.

Wäre mein Schützling ein gewöhnlicher Mensch, ein Egoist, ein Nichtswürdiger, so würde er anders handeln; aber Signor Gini besitzt eine edle Seele, und er weiß, daß es in der Gesellschaft Dinge giebt, die heilig gehalten werden, an denen man nicht rütteln darf, wie z. B. die Maske einer Person, das Schloß einer Kasse, das Siegel eines Briefes . . . ich sage das nicht gegen die Post (große Heiterkeit). Die Post ist eine moralische Person, wie man zu sagen pflegt, während es sich hier um das Individuum handelt. Diese heiligzuhaltenden Dinge sind die Geheimnisse Anderer, die nicht uns gehören und die wir darum achten müssen.

Und nun gar eine Frau verrathen, die einen Fehltritt begangen hat, um uns einen Dienst zu leisten, uns ihre Neigung zu beweisen, es würde das die größte aller Undankbarkeiten sein, ein unwürdiger Mißbrauch unserer männlichen Straflosigkeit.

Nun vollends nach dem Falle, da sie dabei die Schwäche der weiblichen Natur geoffenbart hat. Es ist das Vorrecht des Gefallenen, daß man ihn aufrichte, und wir sind der gefallenen Frau um so mehr Nachsicht schuldig, je mehr Achtung wir der Frau zollen, die standhaft geblieben. (Bravo!)

Nun zu Ihnen, meine Herren; würden Sie, um

sich zu retten, einen Freund verrathen? So etwas war zur Zeit der Bastard-Politik der Tyrannen an der Tagesordnung, (Bravo! Ruhe! Ruhe!) aber Gott sei Dank, unsere nationale Politik hat uns gebessert, im Gesellschafts- wie im Familienleben.

Selbst wenn es seinem Beschützer gegenüber noch einen solchen Feigling gäbe, er würde lieber hingehen und sich erhängen, als ihn angeben. (Bravo! Der Präsident gebietet Ruhe, der Advocat fährt noch pathetischer fort.)

Und das ist der große Sieg des Fortschritts; wir haben nicht allein unsern Platz inmitten der Nationen und der geistigen Interessen wieder erobert, sondern wir haben auch unsere schlechten Leidenschaften zügeln gelernt. Dies bedeutet den Triumph der guten Sitte, der wahren socialen Moral, den größten Triumph der Civilisation. (Diejenigen unter den Anwesenden, welche die hochtönenden Phrasen lieben, brachen hier in Freudenbezeugungen aus.)

Und nun, meine Herren, wollen Sie einen Beweis für das, was ich behaupte? Wenn nach Alledem, was ich gesagt habe, nach dem, was Sie selbst errathen haben, jener Jüngling, der sich in derselben Lage befindet, wie meine erdichtete Persönlichkeit, hier vor diesen Schranken abermals erschiene und sagte: Wohlan! um so schlimmer für Die, die gefehlt hat, ich will mich retten . . . und nun einen Namen nennte, den Namen jener Dame, was würden Sie dazu sagen? (Zeichen der Mißbilligung im Auditorium.)

O ich war dessen gewiß, Sie würden ihn mit Ihrer Verachtung geißeln, und würden ihn entlassen, freigesprochen von dem Verbrechen, das er nicht begangen hat, aber gebrandmarkt durch seine niederträchtige Angabe. (Beifall. Der Präsident gebietet Schweigen, wird aber nicht gehört. Erst die gewaltige Stimme des Redners selbst, die alle andern übertönt, stellt die Ruhe wieder her.)

Aber er wird es nicht thun; nein! ich versichere es Ihnen. Mein Schützling, Signor Gini, ist dessen nicht fähig. Sie haben es gehört: er hat geleugnet, er hat dagegen protestirt, er hat nicht einmal zugegen sein wollen bei seiner Vertheidigung. Er hat eine große Seele, ein selbstloses Herz, das sage ich noch einmal; und er ist völlig bereit, die eigene Ehre Preis zu geben, um die Ehre einer Frau zu retten. (Hier wird die Stimme des Redners weich.)

Meine Herren Geschwornen! An Ihnen ist es jetzt zu berathen. O, Sie haben eine große und edle Aufgabe zu erfüllen. —

Lebhafte Beifallsbezeugungen begleiteten den emphatischen Schluß der Rede, den wir hier übergehen, worauf der Rest der Verhandlung sich in regelrechtem Laufe abrollte. Der Präsident ließ in seinem Résumé, ohne eine persönliche Meinung auszusprechen, dennoch durchschimmern, daß seine eigene Ueberzeugung sich zu Gunsten des Angeklagten neige. Nun ging man zur Fragestellung für die Geschwornen über, welche sich sodann in ihr Berathungszimmer zurückzogen.

Alles war überzeugt, daß eine Freisprechung erfolgen würde. Niemand glaubte an das dem Jüngling zur Last gelegte Verbrechen, dagegen Jedermann um so mehr an ein Liebesverhältniß, das im Spiele sei.

Gordiani strahlte in seinem Sessel, die Wollust des Sieges im Voraus kostend, während er ungeheure Prisen aus seiner Dose schnupfte, auf welcher er hastig trommelte.

Die Richter und der Staatsanwalt verhielten sich regungslos.

Nach einer Viertelstunde etwa öffnete sich die Thüre, und die Geschwornen traten wieder ein.

Im ganzen Saale entstand ein feierliches Schweigen.

Der Obmann der Geschwornen trat vor, legte die Hand auf die Brust und gab in der vorgeschriebenen Form den Wahrspruch ab. Er verlas zunächst die Hauptfrage:

Ist der Angeklagte Attilio Gini schuldig u. s. w.?

Nein! murmelte der größere Theil des Auditoriums.

Ja, mit Stimmenmehrheit! erklärte der Obmann.

Es wäre nicht möglich, den Eindruck zu schildern, den dies so unerwartete Schuldig auf die Versammlung hervorbrachte.

Das Gemurre war so laut, daß man kaum die Beantwortung der Unterfrage hören konnte, welche günstig lautete.

Was kam darauf an, ob die Strafe mehr oder weniger entehrend war? Die Verurtheilung war einmal ausgesprochen.

Allgemein herrschte Unzufriedenheit, Unwille, Zorn.

Auch der Präsident und die Gerichtsräthe schüttelten leise die Köpfe als Zeichen der Enttäuschung. Der Staatsanwalt allein konnte ein Lächeln der Befriedigung nicht zurückhalten; es entsprang, eilen wir es auszusprechen, nicht aus bösem Herzen, sondern aus der Eigenliebe, die sich stets gehoben fühlt durch einen Sieg, welcher es auch immer sein möge.

Darauf wurde über die Strafe verhandelt, und dann zog sich der Gerichtshof zur Berathung zurück.

In diesem Augenblick trat der Gerichtsdiener ein und flüsterte Gordiani einige Worte ins Ohr.

Dieser schien gar nicht zu hören, so betäubt war er von dem Donnerschlag des Geschwornenspruchs. Die Dose, der er wieder hatte zusprechen wollen, um daraus gleichzeitig mit der Freude über einen Triumph den Wohlgeruch des Tabaks einzuschlürfen, war seiner Hand entfallen, das ganze würzhafte Pulver auf den Schreibtisch ausschüttend.

Der Gerichtsdiener mußte seine Mittheilung wiederholen.

Es will mich Jemand sprechen? In diesem Augenblick? Geh zum . . .

Aber es handelt sich um eine wichtige Aufklärung in Betreff des Prozesses.

Wie?

Ja, es sind die eigenen Worte der Person. . . . Es ist eine Dame, die ihren Namen nicht nennen wollte,

und der ich auch nicht ins Gesicht sehen konnte, weil sie den Schleier heruntergeschlagen hat.

Eine Dame? Das ist sie! rief triumphirend der Advocat.

Und mit einem Satz war er auf den Füßen, dann stürzte er zum Saale hinaus.

Die Umstehenden glaubten, ihm sei unwohl geworden.

VI.

Das Taschentuch.

Gordiani hatte alles Recht, so außer sich zu sein. Es war dies die erste Niederlage, die er während fünfzehn Jahren unaufhörlicher Triumphe beim Criminal-Senat erlebte, und er erfuhr dieselbe bei einem Prozesse, in welchem er den Sieg leicht gewähnt, er, der deren so viele, weit verwickeltere gewonnen hatte.

Es ist doch hart! sagte er sich in seiner Niedergeschlagenheit. Ich habe stets die Blüte der Spitzbuben und der Verbrecher zu vertheidigen gehabt, und ich habe sie alle gerettet: den ersten Ehrenmann, der mir unter die Hände fällt, den verurtheilen sie mir! Wie ist das zugegangen? . . . Ich bin auf der Schwelle meines Hauses gestrauchelt: wenn ich ein alter Römer wäre, so würde ich es als ein Omen betrachten; ich würde darin wenigstens einen Grund gefunden haben. . . . Aber nein, die Schuld ist mein, ich habe es nicht verstanden, die Geschwornen recht zu überzeugen, oder viel-

mehr es sind die Geschwornen, die mich nicht recht verstanden haben. Mein Ruhm ist jetzt vernichtet, mein Ruf untergraben; ich kann von nun an meine Beredsamkeit, meine Logik, meine Praxis an den Trödler verkaufen, wie alte Geräthe, die zu nichts mehr zu gebrauchen sind. Ich bin besiegt worden, und besiegt durch unsere, der Vertheidiger, festeste Stütze, durch die Jury selbst. Das ist der Gipfel der Schmach und der Demüthigung. O was gäbe ich nicht darum, könnte ich noch jetzt den Erfolg auf meine Seite bringen!

Hier war er in seinem peinlichen Selbstgespräche angelangt, als der Gerichtsdiener kam, um ihn zu der unbekannten Dame zu rufen.

Ohne Zweifel lag hier der Knoten, der sich jetzt von selbst in den Händen des Advocaten auflösen mußte.

O ich kann doch noch triumphiren. Jetzt noch ein Gang mit Ihnen, Herr Staatsanwalt!

Und er stürzte in das Zimmer, wo die Unbekannte ihn erwartete.

Beim Eintritt des Advocaten lüftete diese den Schleier.

Candida! du hier! . . .

Ich habe mir in der Stille eine Karte zur Galerie verschafft; denn ich wollte der Verhandlung beiwohnen. Verzeiht mir, lieber Schwager, aber ich liebe ihn, und ich wollte wissen, ob ich zu hoffen oder zu verzweifeln hätte. Es hat mich Niemand gesehen, seid unbesorgt; ich stand dort oben im Winkel, hinter meinem Schleier verborgen.

Nun wohl, so hast du den sauberen Wahrspruch dieser Tröpfe von Geschwornen — mit allem Respect vor dem Institut sei es gesagt — vernommen. Es giebt eben Dinge, bei denen man unmöglich kalt bleiben kann. Unglückliches Mädchen, du hast unrecht gethan, hieher zu kommen; es muß deinem Herzen einen furchtbaren Stoß gegeben haben.

O ja, mein Herz ist gebrochen; aber Ihr irrt Euch, wenn Ihr meint, ich habe unrecht gethan, herzukommen. Ich trug mich mit einem Gedanken, den ich bisher zurückgedrängt habe, und zu dem ich nicht glaubte jemals meine Zuflucht nehmen zu müssen, weil ich mein Vertrauen auf Euch setzte, mein theurer Schwager, und auf den Menschenverstand der Geschwornen.

Das sind gar keine Geschwornen, das sind Mohrrüben.

Und dennoch haben sie gesprochen und können ihr Urtheil nicht wieder zurücknehmen.

Hoffen wir auf die Cassation ... die kann den Prozeß annulliren und bis zur nächsten Session vertagen.

Aber jedenfalls würde er immer nur ungenügend freigesprochen werden, das heißt, seine Ehre würde nicht wieder herzustellen sein; da kein Beweis für seine Unschuld vorhanden, so würde stets ein Zweifel bleiben ...

Ja, das sage ich mir auch ... und eben darum bin ich so verdrießlich! Aber was willst du, daß ich thue? Wo den entscheidenden Beweis finden? ...

Ich habe den Beweis, entscheidend, klar, jeden Zweifel zerstreuend, rief die Jungfrau mit leidenschaftlichem Enthusiasmus aus.

Du? du hast einen solchen Beweis? Heraus damit, um Gotteswillen!

Was verlangen sie denn? Den Ort zu wissen, wo Attilio sich befand, während das Verbrechen verübt wurde. Nun denn, ich gestehe es . . . er war bei mir . . .

Bei dir? . . .

In meinem Zimmer, ja . . .

Geh, das ist nicht möglich! . . .

Und warum nicht möglich? . . . Signor Gini machte mir den Hof, wir waren fast verlobt . . . wir liebten uns . . . meine Schwester ist ein bischen streng in Bezug auf Schicklichkeit und erlaubte uns nicht, anders als vor Zeugen miteinander zu sprechen. . . . Was war natürlicher, als daß wir uns irgend wo allein zu treffen suchten. Es war ein unbesonnener, kecker Streich, eines wohlerzogenen Mädchens nicht würdig . . . aber am Ende ist es ein Fehltritt, den man unserer Jugend, unserer Liebe verzeihen kann. . . Was können sie mehr verlangen?

Und das alles sagst du mir mit solchen weit offenen Augen, mit solchem täuschungsunfähigen Ausdruck. . . . Geh! ich glaube dir nicht . . . ich kann dir nicht glauben. . . . Selbst die Röthe, die dein Antlitz überzieht, beweis't es mir; es ist nicht die Röthe der Beschämung, sondern der jungfräulichen Scham, die sich bei dem Gedanken an ein solches Bekenntniß empört . . . Geh, mein Kind, du bist ein Engel an Liebe und Hingebung . . . komm her, laß dich umarmen, meine Tochter; ich durch-

schaue sie vollkommen, deine kleinen Listen: du willst dich an die Stelle jener Dame setzen, um Den zu retten, den du liebst.

Wohlan! wenn dem auch so wäre? Es ist ja ein Mittel, das Ihr selbst mir angegeben. Habt Ihr nicht gesagt, daß es Frauen gäbe, die sich gern für einen Mann wie Attilio compromittiren würden?

Meine Zunge sei verdammt, die sich erlaubt hat, solche Albernheiten auszusprechen! Es war eben ein Advocatenpfiff, hol's der Henker! . . .

Wie dem auch sei, welches Unrecht könnt Ihr darin finden? Ich verzeihe jener Frau; wenn sie nicht den Muth hat, sich für ihn zu opfern, so ist das ein Beweis, daß sie ihn nicht liebt. Ich aber liebe ihn, und deßhalb darf ich mich für ihn opfern. Ach, freilich werde ich die Achtung der Welt verlieren, aber ich werde die seine gewinnen, und er wird auf solche Weise erfahren, welche von uns Beiden es mehr verdiente, von ihm geliebt zu werden; ja, er wird sich vielleicht zu dem Opfer, das ihm seinerseits auferlegt ist, bequemen, mich zu heirathen, um mein Bekenntniß zu rechtfertigen. . . . Ich hoffe sehr, daß er nicht glauben wird, alles dies sei nur Berechnung von mir, um aus seiner Lage Nutzen zu ziehen, um ihn zu zwingen, seiner Verpflichtung gegen mich nachzukommen; denn glaubt mir, lieber Schwager, es kann für mich kein großes Glück sein, einem Manne verbunden zu werden, der meine Neigung nicht erwidert.

Nein, er wird dir auf den Knieen dafür danken,

er wird dich anbeten wie eine Heilige! rief der Advocat tief ergriffen von der Selbstverleugnung des jungen Mädchens. Und er wird dich lieben, deß sei gewiß . . . er liebt dich jetzt schon. Jene andere unechte Liebe ist ihm eine große Lehre geworden, ein Reinigungsfeuer; dessen bin ich sicher.

Ihr nehmt also mein Anerbieten an?

Davon kann nicht die Rede sein. Meine Ehre als Bürger, meine Würde als Advocat stellen sich dem entgegen. Man kann wohl einer Frau, die gefallen ist, wieder aufhelfen, aber man darf nicht ein ehrbares Mädchen um ihre Ehre bringen. Nein, ich wiederhole es dir, das werde ich niemals thun.

So wollt Ihr ihn also verurtheilen und entehren lassen?

Ach, mein armes Kind! Das ist eine traurige Lage, aber ich kann gar nichts dabei thun. O, und nicht eine Spur von jener Andern zu haben! . .

Candida fiel vollständig vernichtet in einen Sessel und zog das Taschentuch, um sich die Thränen abzuwischen, die ihr in Strömen aus den Augen flossen.

Weine nicht, mein Kind, verzweifle nicht, sagte er, indem er sie streichelte. Wer weiß? Gott ist gut und der Zufall kann zuweilen . . . .

Hier unterbrach er sich:

Was für ein Taschentuch hast du da? . . ist es dein? . .

Nein! es ist Euer! Seht hier die Buchstaben: A. G., Annibale Gordiani.

Richtig, dieselben Buchstaben. . . Aber auf welche Art ist das Tuch in deine Hände gekommen?

Ah, jetzt erinnere ich mich. Ich fand es im Schlafzimmer meiner Schwester. Das war gerade am Morgen nach der Verhaftung Attilio's.

An jenem Morgen — im Schlafzimmer meiner Frau? . . . fragte Gordiani erblassend.

Ja! ich mußte damals, einiger Besorgungen wegen, früh ausgehen. Zuerst jedoch begab ich mich in das Zimmer meiner Schwester, um ihr guten Morgen zu sagen. Aber sie lag noch im Bett und schlief ganz fest; daher wollte ich sie nicht wecken. Beim Hinausgehen fand ich auf dem Teppich am Fuß des Bettes dieses Taschentuch. Da ich Euren Namenszug sah, hob ich's auf, um es in Eure Garderobe zu tragen. Dann aber vergaß ich's in der Tasche meines Kleides, desselben, das ich heute wieder angezogen habe; und zum Beweis seht hier eines meiner eigenen Taschentücher, das ich eingesteckt habe.

Es ist gut, murmelte Gordiani dumpf, mit krampfhaften Händen das Tuch mit den beiden Anfangsbuchstaben, das er an sich genommen, zerknitternd. Ja! das Tuch gehört mir, und ich habe es nun, und jetzt geh fort.

Was ist Euch, lieber Schwager? Ihr seid erblaßt, Eure Augen funkeln. Mein Gott! fühlt Ihr Euch unwohl? . . .

Ein wenig müde . . . ich bedarf der Erholung . . . ich muß mich sammeln . . . bevor der Gerichtshof das Urtheil spricht. Geh, mein Kind, geh fort, ich bitte dich darum.

Und Attilio?

Attilio! er! ...

Mein Gott! mein Gott! Ihr scheint sehr erzürnt zu sein! ... Hat Euch etwa mein Anerbieten verstimmt? ... Verzeiht mir, lieber Schwager, ich that es nur, weil ich ihn so sehr liebe ...

Du liebst ihn also sehr, diesen Menschen? ...

Mit allen Kräften meiner Seele; und ich fühle, daß ich sehr unglücklich sein würde, wenn ich ihn verlieren sollte.

Du würdest unglücklich sein? ... Geh, Versucherin, geh! ...

O! wie böse seid Ihr geworden, Schwager! Ich erkenne Euch nicht mehr, Ihr waret sonst so gütig, so nachsichtig gegen mich ... Ja, ja, gut! ich gehe ja schon! Werdet nur nicht ungeduldig ... Aber, nicht wahr, Ihr werdet ihn retten? O! macht nur nicht solche Augen ... ich weiß, Ihr werdet ein Mittel ausfindig machen, ihn zu retten. Lebt wohl, Schwager, Ihr wißt, daß mein Glück in Euren Händen liegt. ... Ich gehe wieder auf meinen Platz, dort oben auf der Gallerie, Euch gegenüber. Blickt von Zeit zu Zeit zu mir hinauf, mein theurer Freund, und Ihr werdet sehen, daß Euch das gute Gedanken bringt.

Candida ging hinaus. Gordiani stützte sich auf einen Tisch und murmelte in qualvollster Bitterkeit:

O! Wer hätte das geglaubt! Sie! meine eigene Frau!

VII.
Die Krisis.

Es war nur zu wahr: die geheimnißvolle Dame, bei welcher Attilio in jener Nacht während der Ermordung Ribaldi's sich befunden hatte, war keine andere, als die Signora Gordiani, die Frau unseres Advocaten selbst.

Der Zufall hatte es ihm verrathen; der Zufall, den er so oft angerufen, und der ihn jetzt weit über seine Wünsche erhörte. Das Tuch, das Candida im Zimmer der Gordiani an sich genommen, und wegen des Namenszuges für das Eigenthum ihres Schwagers gehalten hatte, gehörte vielmehr Attilio Gini, dessen Vor- und Zuname mit denselben Buchstaben anfing.

Hierüber war der Advocat auf folgende Weise aufgeklärt worden:

In der ersten Zeit von Attilio's Untersuchungshaft hatte Gordiani, der ihn als Vertheidiger besuchte, ein ähnliches Taschentuch bei ihm gesehen, dessen Stickerei sehr auffallend war, und was die Aufmerksamkeit des Besuchers noch erhöhte, das war die Wahrnehmung, daß der junge Mann dasselbe rasch zu verbergen suchte.

Nun erinnerte er sich auch, daß Attilio sich gegen seine Wächter beklagt hatte, sie hätten ihm das Tuch vorenthalten, welches das Dutzend von gleichem Muster voll mache, und welches er seines Wissens in der Nacht seiner Gefangennehmung bei sich gehabt habe; ferner, daß der junge Mann auf die Antwort hin, man habe

bei Durchsuchung seiner Kleider in jener Nacht keinerlei Taschentuch gefunden, sich der andern des Dutzends, die man ihm nebst seiner übrigen Wäsche zugestellt hatte, nicht mehr bediente. Ja, man mußte glauben, daß er dieselben irgendwie in der Stille vernichtet habe.

Der letztere Umstand hatte den Advocaten um so mehr in der Meinung bestärkt, daß das Verschwinden des Taschentuchs mit dem Geheimniß seines Alibi zusammenhänge. Ohne Zweifel fürchtete der junge Mann, dasselbe bei der geheimgehaltenen Dame verloren zu haben, und wollte deßhalb die Justiz oder seinen Vertheidiger keinen Faden daraus ziehen lassen, um indiscrete Untersuchungen anzuknüpfen.

Indeß hatte Gordiani es nicht für nöthig befunden, diese Sache bei der Verhandlung zu berühren, um so weniger, als die Nachforschungen, die er nach dieser Spur hin angestellt, fruchtlos geblieben waren.

Und dieses Taschentuch hatte Candida im Schlafzimmer der Signora Gordiani gefunden am Morgen nach der Verhaftung des jungen Mannes, während der Gemahl sich in Turin aufhielt!

Bei ihr also hatte er es gelassen, im Gemache der Gattin seines Beschützers, seines Vertheidigers!

Nun konnte sich Gordiani eine Menge Dinge im Benehmen des jungen Mannes gegen ihn erklären, für die er früher keinen Grund gefunden hatte: seine Weigerung, ihn als Vertheidiger anzunehmen; sein beharrliches Leugnen, selbst unter vier Augen mit ihm, in

jener Nacht bei irgend welcher Frau gewesen zu sein; seine Verwahrung gegen eine in diesem Sinne geführte Vertheidigung; und schließlich seine unüberwindliche Scheu, bei diesem Theile der Vertheidigung gegenwärtig zu sein.

Freilich, der Ehemann, der dem Liebhaber seiner Frau das Wort redet, ist eine ungeheuerliche Figur. Der junge Mann konnte nicht den Schutz Dessen annehmen, den er auf so unwürdige Weise beschimpft hatte.

Auch Attilio's Erkaltung gegen Candida erklärte sich jetzt. Es war das nagende Gefühl seines Verrathes.

Er hat mir das Almosen seiner Gewissensbisse angedeihen lassen. Das ist groß, das ist edel, das ist erhaben von ihm! — sagte sich der arme Ehemann mit der bittersten Ironie. Das ist der Gnadenstoß: nach dem Verrathe das Mitleid; nach der Beleidigung der Hohn. Das sind die wahren Räuber und Mörder der Ehre und des Friedens eines Menschen. Das ist schlimmer, als Geld und Leben rauben. Es ist die Seele, die sie bestehlen, das Herz, das sie morden. . . . Und ich — ich habe seinen Edelmuth gelobt, seine Seelengröße, seine ritterliche Loyalität gepriesen! Ich habe einen Helden aus ihm gemacht, ein Opfer, einen Märtyrer! Ich habe sein Vergehen entschuldigt, ja fast gerechtfertigt, habe darüber gespaßt, habe die Zuhörer auf Kosten meiner Entehrung belustigt! Welche Schande, welche Schmach!

Dies sagend, bedeckte er sein Gesicht mit den Hän=

den, als ob er sich vor sich selber verstecken wollte. Dann fuhr er fort:

Und sie! sie, die ich für einen Ausbund von Tugend gehalten, die ich geheirathet habe wegen ihrer Ehrbarkeit, wegen der Strenge ihrer Grundsätze! Hohn über die Blindheit der Männer! . . . Ich hätte mir's ja denken sollen: sie ist im Kloster erzogen worden von Nonnen und Priestern. Ah! ah! die gnädige Frau wollte die Sünde genießen, ohne den Schein davon zu haben . . . und sie opferte ihrer Heuchlermaske erst ihr Mädchenglück, dann ihre eheliche Treue, und endlich gar noch ihre Frauenleidenschaft, so daß ihr drei Schlachtopfer fielen, der Jugendgeliebte, der Gatte, der Galan. Welche Härte, welche Dürre in dieser Seele! Allmächtiger Gott, wenn ich bedenke, daß ich für sie mich zu einer Art von Apologie des Ehebruchs hergegeben habe! Schimpf und Schande über mich! . . . Verhöhnt, verlacht, genasführt wie ein Tölpel! O, es ist niederträchtig, niederträchtig, niederträchtig!

Und der Unselige rang in Verzweiflung die Hände.

Und seit wann dauert dieser abscheuliche Handel? In welcher Weise haben sie ein so ruchloses Complot einleiten können? War es bei der Vorstellung des jungen Mannes, die ich selbst herbeigeführt habe? oder schon vor meiner Verheirathung? Ist er es, der sie verführt hat, oder ist sie es, die ihn an sich gezogen? . . . Und ist dies Bündniß ein verbrecherisches, oder ist es nur . . . Bah! Knabe du! einfältiger Tropf! Ehemann der du

bist! Glaubst du wirklich noch, daß das Feuer nicht brenne? . . . Und was bedeuten denn auch die Einzelnheiten der Schuld, wenn die Schuld selbst begangen worden ist? Schmach und Scham! . . . Forschen wir nicht weiter. . . . So sprach der Unglückliche mit sich selbst, die Haare zerraufend. . . .

Und was werde ich nun beginnen? . . .

Signore, sagte der Gerichtsdiener, der jetzt zum Vorschein kam, der Gerichtshof ist wieder eingetreten und man wartet nur auf Sie . . .

Ich komme gleich, antwortete Gordiani, sich mit drohender Geberde und dem Ausdruck der Unerbittlichkeit aufrichtend, wie der Gott der Rache.

Ja! sie sind Beide in meinen Händen, und, bei Gott! ich werde meine Vergeltung nehmen.

Nach diesen Worten trat er wieder in den Saal.

Alle Anwesenden entsetzten sich über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen. Er war leichenblaß, hohläugig, bebend; ein Ausdruck wilder Unbeugsamkeit zog seine Muskeln zusammen.

Dies erregte indessen keine Verwunderung. Die plötzliche Niederlage des Advocaten erklärte seinen Zustand genügend, und man fand seine Enttäuschung um so mehr gerechtfertigt, als Alle im gleichen Falle waren.

Der Angeklagte wurde nun hereingerufen, damit ihm der Gerichtsschreiber das Urtheil vorlese.

Bei seinem Anblick fuhr Gordiani zusammen; aber er bezwang sich.

Der Jüngling zuckte beim Anhören des Urtheils nicht mit dem Auge, sondern bewahrte würdevoll den gewohnten Ausdruck der Ergebung.

Während der Verlesung des Urtheils hörte man auf einer Ecke der Gallerie einen unterdrückten Wehlaut.

Gordiani richtete sein Auge dorthin und gewahrte Candida, welche, stets den Schleier vor dem Gesicht, in Ohnmacht zu fallen schien.

Er dachte sich das arme Mädchen, wie sie verzweifelte, wie sie vor Liebe und Angst in Thränen verging, und fühlte sein Herz vom innigsten Mitgefühl ergriffen.

Nichtsdestoweniger that er sich Gewalt an und schwieg.

Als die Verlesung beendet, wendete sich der Präsident an den Jüngling, um ihm zu erklären, daß er ein Cassationsgesuch einreichen könne. Seine Stimme, deren sanfter, liebevoller Klang den Wunsch und die Hoffnung ausdrückte, daß dem jungen Manne Gerechtigkeit werden möge, tönte dem Advocaten wie ein Vorwurf, wie ein Ruf des Gewissens, das ihn mahnte, daß auch er ein Diener des Gesetzes sei, und daß er in Ausübung seines Amtes aufhören müsse, Gatte und Mensch zu sein, um lediglich das Werkzeug der Gerechtigkeit zu bleiben.

Aber auch dieser Eindruck ließ ihn unerschüttert.

Der Vorwurf des Präsidenten, gleich wie die Bitte des Mädchens, hatten ihn taub gefunden; er hörte nur noch seine Rachegedanken. Schande für Schande, Qual

für Qual: — der Egoismus des beleidigten Gatten siegte über alle anderen Gefühle.

Ein heftiger Hustenanfall, der geraume Zeit anhielt, hinderte den Präsidenten, den Schluß der Sitzung zu verkündigen, und der Gerichtshof mußte warten, bis sein Vorstand sich erholt haben würde.

Diese Verzögerung nun führte einen Zwischenfall herbei, der nahezu schwere Folgen hätte nach sich ziehen können.

Wir haben gesagt, daß der Staatsanwalt, da er kurzsichtig war, sich eines Lorgnons bediente.

Zwar gab es jetzt keine Acten noch Paragraphen mehr zu befragen, allein er hatte gleichwohl, während das Urtheil verlesen wurde, nicht aufgehört, seine Gläser mit einem seidenen Tuche zu reiben, wobei er einen Eifer zeigte, der fast absichtlich zur Schau getragen schien.

Dem argwöhnischen Advocaten war dieses Gebahren sofort aufgefallen. Wer aber stellt sich seine Ueberraschung, seine Wuth vor, als er nach der Rede des Präsidenten an den Verurtheilten sah, wie der Staatsanwalt, mit einem Lächeln auf den dünnen Lippen, sein Lorgnon erhob und es geradezu auf ihn selbst richtete, mit besonderem Nachdruck auf ihm verweilend.

Ihm also galt die beabsichtigte Augenweide, an seiner Demüthigung wollte man sich sättigen. Das war mehr als Frechheit, das war eine Beschimpfung, eine Herausforderung.

Gordiani warf sich auf seinem Sessel herum, wie

ein Pferd, dem man die Sporen in die Seiten gedrückt. Er bäumte sich, wenn der Ausdruck gestattet ist, Feuer sprühte aus seinen Augen, Schaum stand vor seinem Munde, und der Strahl, der von dem Lorgnon ausging, fuhr ihm in den Kopf, das Gehirn versengend, wie wenn er aus einem Hohlspiegel käme.

Er versuchte den Blick abzuwenden, aber da begegnete er den Blicken der Richter, die in ihrer starren Unbeweglichkeit ihn zu tadeln schienen, daß er es nicht verstanden, die Geschworenen zu überzeugen. Er warf die Augen auf diese, aber ihre vergnüglichen Gesichter schienen über seine Niederlage zu lächeln. Jetzt schweifte sein Blick über das Publicum hin, das ihm aber, was noch schlimmer, nur Verdruß, ja, man möchte sagen, Verachtung zeigte, weil es in seinen Erwartungen getäuscht worden war.

Und obwohl er sich von den Gläsern mit ihrem bösen Zauber abgewendet, drang ihr Strahl ihm dennoch unentrinnbar in die Augen und verfolgte ihn, so zu sagen, wie ein Irrwisch.

Ganz verstörten Gemüths sah der Advocat nichts mehr vor sich, als seinen einstigen Ruhm, jetzt beschimpft, verspottet, mit Füßen getreten, und jede Rücksicht, jeden Anstand vergessend, hob er mit einer gewaltsamen Bewegung den Arm hoch empor, als ob er um das Wort bitte.

Wird man es für übertrieben halten, wenn wir sagen, daß er im vollen Zuge war, seine häusliche

Schmach an die große Glocke zu hängen? Aber was sind die Leidenschaften anderes, als Uebertreibungen der Gefühle? Und sind sie, auf ihrem Siedpunkte angekommen, nicht der größten Ausschreitungen fähig? Die Geschichte erzählt von Künstlern, die aus Eifersucht auf ihren Genius den Nebenbuhler ermordet haben. So besiegte bei unserem Advocaten die Liebe zu seinem Berufe jedes andere Gefühl, selbst das seiner gerechten Rache.

Auf das unerwartete Zeichen, das er gegeben, sahen ihn der Präsident, dem der Athem zurückgekehrt war, der Gerichtshof und sämmtliche Zuhörer mit fragender Neugier an.

Wohl gewahrten sie, daß er im Begriffe stehe, etwas Außergewöhnliches und Ueberraschendes vorzubringen.

In der That sah man ihn hastig und mit fiebernder Hand einige Zeilen auf ein Blättchen schreiben, den Gerichtsdiener mit den Augen suchend, offenbar um das Blatt dem Präsidenten zu übersenden.

Was er darauf geschrieben, war das vernichtende Alibi.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke stürzte der Gerichtsdiener herein, gleichfalls ein Billet in Händen, das er dem Advocaten unmittelbar übergab, indem er ihm in großer Aufregung sagte:

Der wahre Schuldige ist entdeckt! Das hat mir der Ueberbringer dieses Briefes gesagt, mit dem Auftrage, Ihnen denselben eilends zu übergeben.

Diese Worte des Gerichtsdieners brachten den Advocaten zu sich selbst zurück. Er ergriff das Billet,

öffnete und durchlief es; eine düstere Freude zuckte auf seinem Gesichte auf, wie wenn ein Sonnenstrahl einen Gewittersturm durchleuchtet. Und dann, den Brief an den Gerichtsdiener zurückgebend, mit einem Wink, ihn dem Präsidenten zu bringen, zerriß er das so eben Geschriebene unter seinem Schreibpulte in winzig kleine Stücke, indem er die Augen mit dem Ausdruck bitteren Dankgefühls zum Himmel erhob.

Indeß hatte der Präsident ebenfalls das Billet gelesen, und wie sehr er sich auch bemühte, seine Haltung zu bewahren, malte sich dennoch eine hohe Genugthuung auf seinem Gesichte. Er eröffnete jedoch nichts von dem Inhalt des Schreibens, da ihm dies durch die Gerichtsordnung untersagt war.

Aber das Publicum hatte den Ausdruck seiner Züge bemerkt, während andrerseits durch den Ueberbringer des Billets die Neuigkeit sich sofort mit der Schnelligkeit verbreitete, mit welcher wichtige Neuigkeiten sich stets zu verbreiten pflegen.

Man wußte jetzt, daß ein Sterbender einem an sein Lager gerufenen Geistlichen sich als den wahren Urheber des Verbrechens bekannt habe, das er aus Rachsucht begangen, weil ihn der Wucherer, dem er mehrere Male als Helfershelfer bei seinen Betrügereien gedient, hinterlistig um den Lohn betrogen hatte. Die Beweise, die er dafür lieferte, war der Geistliche den Gerichten mitzutheilen ermächtigt.

Diese Enthüllungen wurden von der Masse mit großem Jubel aufgenommen, indem, neben der Recht=

fertigung des Schuldlosen, die allgemeine Ueberzeugung ihr Recht behielt. Dasselbe Gefühl äußerte sich aus dem gleichen Grunde auch bei den Richtern.

Nur der Staatsanwalt, der übrigens, um ihm nicht Unrecht zu thun, ebenfalls nicht gerade unzufrieden war, bereute es gleichwohl denn doch, seine Augengläser ein bischen zu stark geputzt zu haben.

Die Geschworenen schlichen dämisch hinaus, den Kopf hängend, die Schöße des Ueberziehers zwischen den Beinen, mit Ausnahme des Theilhabers der indischen Compagnie, der bei der Schuldigsprechung den größten Antheil gehabt hatte und völlig hartgesotten war.

Gordiani entfernte sich zuletzt, da er die lästigen Beglückwünschungen vermeiden wollte.

Dennoch drängte sich ihm ein Ueberlästiger auf.

Es hilft doch Alles nichts, mit Euch wird Niemand fertig. Man möchte sagen, Ihr selbst habt den eigentlichen Mörder sterben lassen, damit er die Wahrheit beichten könne. Er konnte nicht zu gelegnerer Zeit sterben, gerade wie in der Komödie ...

Nein! nein! er ist nicht zur rechten Zeit gestorben! murmelte der Advocat.

Ich verstehe! Wenn diese Nachricht vor der Verhandlung gekommen wäre, so hättet Ihr Euch die Mühe der Vertheidigung sparen können.

Just so, antwortete der Advocat, sich entfernend. Und mit dem tiefsten Herzeleid sagte er zu sich selbst: Dann würde ich nichts erfahren haben.

VIII.

Immer der Gleiche.

Zwei Monate später trat unser Advocat bei Attilio ein, der vollständig losgesprochen und in Freiheit gesetzt worden war.

Seit jenem denkwürdigen Prozeß hatten sich die beiden Männer nicht wiedergesehen. Attilio war bis zum völligen Schlusse desselben im Gerichtshofe in Haft geblieben, während Gordiani an einem hitzigen Fieber darniederlag, das ihn um ein Haar ins Grab gebracht hätte.

Candida hatte unausgesetzt bei dem Schwager gewacht, indem sie sich als förmliche Krankenwärterin an seinem Bette niederließ und ihm alle die Sorgfalt zuwendete, deren ein Kranker so sehr benöthigt ist, vor Allem aber jene Aufrichtungen, die eine nicht minder heilkräftige Arznei für das Gemüth des Niedergebeugten sind.

Die Gattin ihrerseits spendete ihren geistlichen Balsam mit Gebeten und Gelübden.

Das junge Mädchen hatte, da sie nicht selbst zu Attilio gehen konnte, wiederholt nach seinem Befinden fragen lassen. Auch hatte sie ihm Briefe geschrieben voll von Tröstungen und guten Wünschen in Betreff seiner baldigen Befreiung, ohne jedoch irgendwie ihrer Liebe oder seiner Verpflichtungen gegen sie Erwähnung zu thun.

Im Gegentheil hatte, sobald der Advocat in der

Genesung begriffen, das stets selbstlose und hingebende junge Wesen den Schwager gebeten, dem Jüngling kein Sterbenswort von dem zu sagen, was sie für seine Rettung zu unternehmen bereit gewesen.

Jetzt, da ein Opfer unnöthig geworden ist, hatte sie gesagt, könnte er glauben, ich wolle mir daraus eine Berechtigung herleiten, um seinem Willen Zwang anzuthun.

Aber wie einfach und zurückhaltend jene Briefe auch waren, die das junge Mädchen dem jungen Manne sendete, so waren sie dennoch, so zu sagen, getränkt mit der Empfindung, die die Schreiberin beseelte; denn die Gefühle gleichen den wohlriechenden Blumen, die ihren Geruch Allem mittheilen, was mit ihnen in Berührung kommt. Attilio sog im Lesen mit Wonne die balsamische Atmosphäre ein und ließ sich unwillkürlich von ihr durchdringen.

Kaum war Gini in Freiheit gesetzt, so begab sich Gordiani, obwohl selbst noch nicht völlig wieder hergestellt, zu dem jungen Manne.

Er war fast nicht mehr zu erkennen. Sein Haar war erbleicht, sein Kopf gebeugt. Nicht acht Wochen, sondern acht Jahre waren in diesen beiden Monaten über ihn hinweggegangen. Der Kummer altert mehr als die Zeit.

Attilio erschrak, doch ahnte er noch nicht die schreckliche Ursache dieser ungeheuren Veränderung.

Der Jüngling trat auf den Advocaten zu, indem er ihm mit Wärme entgegenrief:

Sie bemühen sich selbst zu mir! . . . An mir war es, zuerst zu Ihnen zu kommen, um Ihnen zu danken. Signore, wie groß ist meine Erkenntlichkeit! . . .

Lassen wir die Erkenntlichkeit bei Seite, junger Herr! Ich bin nicht deßhalb hieher gekommen, erwiderte Gordiani eiskalt.

Darauf, das unselige Tuch aus der Tasche ziehend:

Ich muß Ihnen etwas zurückstellen, Signore; dieses Taschentuch gehört Ihnen.

Attilio war wie vom Blitz getroffen.

Ein ander Mal, mein liebes Herrchen, fuhr der Advocat in demselben eisigen Tone fort, wenn Ihr Euch in das Zimmer einer Frau einschleicht, während der Mann abwesend ist, traget Sorge, nichts von Euren Sachen zu verlieren. Die Herren und die Damen verstehen zu schweigen, aber die Sachen sprechen.

Sie glauben also? . . . stammelte der Andere.

Wagen Sie es zu leugnen? . . . Das war vielleicht vor dem Prozeß edelmüthig von Ihnen, jetzt wäre es eine Feigheit!

Der Jüngling wollte fortfahren:

Glauben Sie . . . wissen Sie . . .

Ich will nichts glauben, ich will nichts wissen. Als ich mich bemühte dort vor dem Gerichtshofe, Sie zu retten, verfiel ich auf das nächste beste Geschichtchen meiner Erfindung, das einfachste, das harmloseste, das unschuldigste, das zu erdenken war. Ich halte mich an dieses. In dergleichen Fällen ist es nicht das Wie,

sondern das Was, worin die eigentliche Verschuldung liegt. Was kann das größere oder kleinere Maß einer Schuld noch bedeuten, wenn das Vergehen selbst einmal verübt worden ist? Das Ergebniß ist stets dasselbe. So viel ist gewiß, sagte der beleidigte Gatte knirschend, daß Ihr Euch zur Nachtzeit, heimlich, verkleidet wie ein Missethäter, in das Heiligthum meines Friedens und meiner Ehre eingeschlichen habt, und diese einzige Thatsache genügt, die Entweihung, die Schändung festzustellen. Meine Ehre ist befleckt, mein Friede zerstört.

Wenn Sie Genugthuung verlangen, ich bin bereit . . .

Ein Duell! um Alles wieder über den Haufen zu werfen, was wir mit so saurer Mühe aufgebaut haben? Und dann . . . können wir wissen, ob da nicht Einer von uns Beiden noch tiefer fallen, vielleicht zum Mörder werden würde . . . um ein anderes junges, liebendes Herz vollends zu brechen?

Candida! . . . liebt sie mich wirklich noch?

Geht mir! Ihr Herren Stutzer der großen Welt, mit dem glatten Gesichte, den schmachtenden Augen, mit der einschmeichelnden Miene, ihr richtet eine Verheerung um die andere in den Weiberherzen an; Banditen, die ihr seid! Freilich liebt sie Euch immer noch. Ihr wißt nicht, wozu das arme Mädchen entschlossen war, um Euch zu retten. Sie war drauf und dran, sich selbst anzugeben. . . .

Das hat sie gewollt? . . . und ich habe ein solches Kleinod verscherzt! Mein Herr! ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht mehr an sie denken will . . . daß ich sie in Ruhe lassen werde . . .

Umgekehrt, Ihr sollt sie glücklich machen.

Wie? und Sie würden dennoch, nach Allem, was vorgefallen, Ihre Einwilligung geben? . . .

Ich habe es ihr versprochen. Es ist hauptsächlich um ihretwillen, um dieses Engelherzens willen, daß ich meine Rache aufgebe.

O mein Herr! Sie rächen sich weit mehr durch Ihre Güte, als durch Ihren Zorn. Ich meinerseits versichere Sie, daß die Hingebung meines ganzen Lebens an Candida nicht genügen wird, um die schwere Schuld abzutragen, die ich an ihrer Liebe und an dem Wohlwollen unseres Beschützers begangen habe.

Das werden wir sehen, sagte der Advocat, immer mit derselben tödtlichen Kälte. Und nun merken Sie wohl, was ich Ihnen sage. . . . Seit einiger Zeit schon habe ich mich für Sie um ein ehrenvolles Amt umgethan. Man schreibt mir, es sei Ihnen jetzt ein Secretariat des Ministeriums übertragen. Ihr Onkel hat, wie Sie wissen, Ihre Geldverlegenheiten geordnet; noch mehr, er giebt Ihnen eine Anweisung auf seine Erbschaft. Sie werden mit Ihrer Frau in Turin leben.

Und Sie? fragte zögernd Attilio.

Ich bleibe hier. . . .

Allein? wagte der Jüngling noch zu fragen.

Mit meiner Frau, zum Teufel! Habe ich etwa nicht eine Frau, die in den Kirchenregistern eingeschrieben steht? antwortete Gordiani mit zermalmendem Hohne.

Sie vergeben ihr also?

Nein, ich vergebe ihr nicht; wozu vergeben? Sie ist keiner Reue fähig; ihr Herz ist hart, ohne Fibern, ein Herz aus dem Kloster. . . . Sie soll nichts erfahren, sonst müßte ich strafen.

Sie sind der Edelste aller Menschen!

Ihr irrt Euch; ich bin weiter nichts, als ein Egoist. Es ist der Edelmuth eines constitutionellen Monarchen, der gezwungen ist, Concessionen zu machen, um nicht Alles hergeben zu müssen. Was bleibt mir jetzt übrig? Mein Friede ist dahin, meine Ehre vom Krebs zerfressen; ich habe nur noch meinen Advocatenruhm. Der ist unangetastet geblieben. Und den will ich mir bewahren, ich will ihn mir nicht rauben lassen, wie alles Andere. Ich würde ihn so gut wie verlieren, wenn ich ihn durch einen lächerlichen Scandal beschmutzte. Ich war auf dem Punkte, es zu thun, ich selbst, in einem Uebermaß von Eigenliebe, dort vor dem Gerichtshofe; aber da handelte es sich um einen großartigen Schritt, der keinen Schatten von Lächerlichkeit hätte aufkommen lassen; jetzt, wo die Sache sich ganz anders gemacht hat, und wo ich so wie so den Sieg davon getragen habe, jetzt wäre es widerlich, wenn ich, wie ein Bettler, meine Wunden den Vorübergehenden zur Schau stellen wollte; ich würde nur Verachtung als Almosen davon

tragen. Deßhalb, um meinen Ruhm besser zu bewahren, trete ich von der strafrechtlichen Tribüne zurück.

Sie treten zurück?

Wie könnte ich dort bleiben? Ich würde nicht mehr den Muth dazu haben. Es würde mir stets vorkommen, als ob der Staatsanwalt sein Lorgnon auf mich richtete und mit boshaftem Lächeln zu mir sagte: Nimm dich in Acht! du vertheidigst vielleicht den Galan deiner Frau. — Nein! nein! Ich würde nicht mehr die Freiheit meines Denkens haben, ich würde nur tastend vorwärts gehen, furchtsam, mißtrauisch gegen meine Beweisführungen. Und dann, das fühle ich, mit meinen Haaren ist auch mein Geist gealtert; und meine Beredsamkeit hält sich so wenig mehr aufrecht, wie mein Kopf. Dieser letzte Prozeß hat alle meine physischen, ebenso wie meine intellectuellen Kräfte aufgezehrt, und wollte ich's wieder versuchen, ich würde meinen Ruhm auf immer verdunkeln. Nein, nein, — fuhr der Advocat mit einer Art Künstler-Begeisterung fort — ich will mich auf der Höhe meines Triumphes zurückziehen, die errungenen Lorbeeren mit mir nehmend; in ihrem Schatten will ich meinen Kummer niederlegen. Man will mich als Abgeordneten wählen. Ich werde in die Kammer eintreten, um dort die Interessen des Landes zu vertheidigen. Das legt keine schwere Pflicht auf; im Falle der Noth weiß das Land sich selbst zu vertheidigen.

O, Signore! . . . welche Gewissensbisse . . .

Gebt Euch Mühe, Candida glücklich zu machen,

das wiederhole ich Euch; es ist das einzige Mittel, mir Eure Reue zu beweisen.

O, ich schwöre es Ihnen!

Gordiani schickte sich zum Fortgehen an. Aus Gewohnheit hielt er die Hand hin. In demselben Augenblick trat ein Freund von Gini ein. Attilio ergriff die Hand des Advocaten, und dieselbe verlegen drückend, sagte er mit leiser Stimme:

Gnade!

Vor der Welt, ja — antwortete eben so leise der Advocat mit kältester Verachtung; Mann gegen Mann — niemals!

Es war wiederum die Liebe zu seiner Kunst, die bei dem Advocaten das Rachegelüst des Ehemannes überwog. In derselben Weise, wie er zuerst im Begriff stand, ihr seine Ehre zu opfern, so entsagte er jetzt um ihretwillen seiner Rache.

In diesem Augenblick ist Gordiani Deputirter im Parlamente, wo er, wie er selbst sich ausdrückt, sein Fegfeuer durchmacht.

Die Signora Gordiani bleibt ihren Grundsätzen der eisernen Strenge treu. Ihr Ruf wurde nicht im Geringsten erschüttert, ebensowenig wie ihre Gesundheit.

Candida und Attilio sind ein beneidenswürdiges Ehepaar.

München

AL - RG495
nate Kieseritzky
chbindemeisterin
1 Schöffelding

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heyse, Paul [Herausgeber] / Heyse, Paul / Kurz, Hermann

Novellenschatz des Auslandes

Bd.: 10

München [u.a.] [1874]

L.eleg.g. 521 a-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11174575-2